GARTEN DER ERDE

Märchen aus allen Zonen

nacherzählt von

Wilhelm Schmidtbonn

THE LIBRARY

E.P.&C.P.

Garten der Erde

Märchen aus allen Zonen

Nacherzählt

von

Wilhelm Schmidtbonn

1922

E. P. Tal & Co. Verlag

Leipzig · Wien · Zürich

Buchausſtattung von Rudolf Geyer
Copyright 1922 by E. P. Tal & Co. Verlag, Leipzig-Wien-Zürich
Druck der Geſellſchaft für graphiſche Induſtrie, Wien

834 Sch 4
OGar

Inhalt

Grönland Seite

Die Reise um die Erde 1
Die letzten Menschen 3
Der fremde Knabe 6
Hund und Mädchen 9

Skandinavien

Der blaue Stier 11
Die Mundharmonika 23
Ein Augenblick im Paradies 28
Die Frau, die keinen Schatten hat 31
Der Tag der unschuldigen Kinder 35

England

Die Königin am Fenster 38
Der junge Bettler 40
Warum bliebst du stumm? 42
Der Knabe mit dem Mantel 44

Frankreich

Das tote Herz 46
Der Schleier von oben 49
Der Falke auf der Hand 51

Deutschland

Der Löwe 56
Die Kinder im Berg 61
Heinrich Suso im Walde 64
Die verbannten Nachtigallen 68
Der Ruderknecht und die Zwerge 71
Die Frau und die Muttergottes 75
Der Knabe auf dem Baum 77

Tirol

Die Kröte 82

Digitized by Google

Seite

Schweiz

Das Heimweh der Seelen 83

Ungarn

Als die Berge geboren wurden 85

Italien

Die Vogelpredigt 87

Serbien

Der Pfennig auf dem Waſſer 89
Der arme Mann und der ſchöne Garten 93

Albanien

Die ſchönſte Frau der Erde 99

Griechenland

Die drei jungen Schwiegertöchter 105

Lettland

Das vergeſſene Kind 109
Der Rieſe kämpft mit dem See 112

Rußland

Der Richter Schemjaka 115
Du lügſt! 120
Peter der Erſte ſtiehlt 124
Der ungewaſchene Bräutigam 130
Antipka und das Teufelchen 134
Das Kind im Wald 139

Kaukaſien

Erde muß in die Erde 145
Das geöffnete Hemd 149
Der Mann, der mit Gott kämpft 152

Türkei

Der gaſtfreundlichſte aller Menſchen 156
Das Mädchen aus Holz 160

Indien

Seite
Sawitri 165
Der Mann, der Frau wurde 173
Der Menſch, der Gott wurde 176
Der Menſch in der Ziſterne 183
Die Frau mit den drei Männern 188
Der Leichnam als Schiff 190

China

Das Opfermädchen 193
Die Zauberſchule 195
Der Zauberer und der König 198
Der Kaiſer und die Tänzerin 201
Der Bauer und der Bettelmönch 205
Das Mädchen mit dem Ausſatz 208
Die Ertrunkenen leben 214

Afrika

Der Jüngling und die vier Mädchen 221
Die verlorene Schweſter 225
Das ſchöne Rind 229
Der Erretter der Welt 232
Der Knabe auf dem Stuhl 236
Die Mondtochter 239

Auſtralien

Die Mutter, die ins Waſſer ſprang 246
Der Mann, der vor der Frau flieht 256
Die ſieben Schweſtern 264
Die vergebene Flucht 267

Mexiko

Die Zwillinge 271

Südamerika

Die aufrühreriſchen Frauen 273
Die Hochzeit mit der Äffin 278
Die Frau und der Panter 282
Das Sternbild der Sieben 287

Die Reiſe um die Erde

Einmal unterhielten ſich zwei Eskimomänner in einer Sturmnacht, während ſie hinter einer Felswand hockten und der Schnee ſie bis an die Bruſt eingrub. Sie ſprachen davon, ob es wahr ſein könne, daß die Erde eine wirkliche Kugel ſei. Da kam ihnen die Luſt und ſie beſchloſſen, einfach einmal rund um die Erde herum zu gehn, um dann zu wiſſen, wie es war, und von allem erzählen zu können. / Am nächſten Tage, als ſie heimgekehrt waren, ſetzten ſie ſich gleich hin und ſchnitzten ſich aus den Hörnern eines und desſelben Ochſen jeder einen Becher. Dann ſetzten ſie ihre jungen Frauen auf die Schlitten und fuhren los. Nach entgegengeſetzten Seiten. Solange knallten ſie mit den Peitſchen, als ſie ſich noch hören konnten. Als es Sommer wurde und ſich Gras zeigte, machten ſie halt und blieben an der Stelle, wo ſie waren. Im Winter aber reiſten ſie auf ihren Schlitten weiter. Und ſo den folgenden Sommer und den folgenden Winter und den wieder folgenden Sommer und den wieder folgenden Winter. Und jeden folgenden Sommer und jeden folgenden Winter. / Denn es dauerte lange, bis ſie um die Erde herum waren. Sie bekamen Kinder, ſie ſchrumpften zuſammen, die Kinder ſelbſt wurden ſchon runzlig und weißhaarig. Zuletzt wurden die Eltern ſo alt, daß ſie

auf den Schlitten angebunden werden mußten und untertags einſchliefen. / Endlich, in einem Sommer, als gerade die Sonne aufging, trafen ſie aufeinander, die beiden Freunde. Da war von ihren Bechern nichts übrig geblieben als die Henkel. So oft hatten ſie unterwegs an Brunnen getrunken und dabei das Horn am Gras abgewezt. / „So groß hatten wir uns die Erde nicht gedacht“, ſagten ſie, als ſie ſich die Hand gaben und ſich aus halb blinden Augen anſahen. / Sie waren jung, als ſie ausreiſten. Ihr Gang war mehr ein Tanz geweſen, und ſie hatten geſungen mit ihren Frauen auf den Schlitten. Jezt ſtanden ſie da und ſuchten ſich zu erkennen aus den halb blinden Augen. Und die Kinder mußten ſie ſtüzen, daß ſie zu ihren Hütten hingehen konnten.

Die letzten Menſchen

Der alte Grönländer erzählt: Du denkſt, daß wir die nördlichſten aller Menſchen ſind: drei Familien, vierzehn Perſonen, hinter uns nur noch Eis. Aber irgendwo leben noch Menſchen. Nördlicher noch als wir. Da, wo noch mehr Eis iſt und noch länger Nacht. Und wir bilden uns ſchon etwas ein auf unſere Maſſe Eis. / Da oben ſind noch irgendwo Menſchen. Frage mich auch nicht, was das für Menſchen ſind, die da noch zu leben vermögen. Keiner hat ſie je geſehn, keiner je einen Ruf von ihnen gehört oder das Bellen ihrer Hunde. Man ſollte auch wirklich meinen, daß über uns hinaus nur noch Eis iſt. Es kommt auch lange Eis, Eis und immer noch Eis. Ein ganzes Jahr fährſt du mit dem Schlitten und immer iſt das Eis noch nicht zu Ende und wird immer mehr. Und immer noch biſt du nicht dahin gekommen, wo die Menſchen wohnen. Und doch ſind da noch Menſchen, ganz oben. / Denn einmal war ein Mann von uns auf der Bärenjagd. Es war einer, der ſich immer abſeits hielt. Er jagte immer allein mit ſeinen Hunden. Er ſprach nie mehr als ein paar Worte im Jahr. Aber als er eines Sommers heimkehrte, da war er doch geſprächig und ging gleich in die Hütte, wo alle um das Feuer ſaßen und Walfleiſch aßen. Er

ſetzte ſich hinzu, aß ſich aber nur halb ſatt. Denn er hielt es vor Erregung nicht aus, bis er anfangen konnte zu erzählen. / Er erzählte, er ſei auf die Spur eines fremden Schlittens getroffen. Von Menſchen, die wenige Tage vor ihm da vorbei waren. Aber das waren nicht Schlitten und Menſchen von denen, die er kannte. Er iſt der Spur nach. Warum? Er will doch ſehen, was das für Menſchen ſind. Aber er konnte ſie nicht einholen. Immer waren ſie fort, wenn er an einen Lagerplatz kam, und er ſah nur noch die Abfälle ihrer Mahlzeit und die Fellflocken, die ſich ihre Hunde gegenſeitig ausgeriſſen hatten. / Endlich traf er doch auf Häuſer. Ganz andre Häuſer als die unſren. Aber ſie waren leer. Nur Spuren zeigten, daß da noch vor wenigen Tagen Menſchen waren. / So erzählte der Mann und alle ſchwiegen vor Schreck und Verwunderung und wälzten ſich wochenlang in erregten Träumen auf dem Lager. / Im Frühjahr ſpannte der Mann, als erſter von allen, ſeine Hunde an und fuhr ganz allein wieder zu den fremden Häuſern. Er nahm Holz mit. Denn er hatte geſehn, daß die unbekannten Menſchen ihre Häuſer mit Stoßzähnen von Meerwalen ſtützten, woraus zu erkennen war, daß ſie großen Mangel an Holz litten. / Auch diesmal traf er die Menſchen nicht an. Aber er ſah an den Spuren, daß geſtern noch gekocht worden war. / Doch konnte er nicht noch weiter von ſeiner Heimat ſich entfernen, ſonſt wäre er in den Winter hineingeraten. Er ließ als Geſchenk für die Fremden ſein Holz zurück, ſtellte es ſorgfältig unter Dach und kehrte wieder um. / Im dritten Jahr ſpannte er ſeine ſchnellſten Hunde vor und fuhr frühzeitiger

als ſonſt los. Er vergaß ganz, den Bären zu folgen, und ſtrebte immerzu nur nach den Häuſern der fremden Menſchen. / Als er hinkam, fand er die Bewohner wieder nicht vor. Aber ſein Holz hatten ſie aus dem Schnee genommen und dafür ein großes Bündel Stoßzähne von Walroſſen in den Schnee geſteckt. Und als der Mann ins Haus trat, lag da auf einem Fell eine ſchöne Hündin mit Jungen. Das waren die Gegengeſchenke der Unbekannten. / Der Mann ſah an allem, daß die Fremden noch am ſelben Morgen in der Hütte geweſen waren. Vielleicht hätte er ihnen nach können und ſie dieſesmal erreichen. Aber ſeine Hunde waren ſo erſchöpft, daß ſie dem Tode nahe waren. Er mußte ihnen einen Ruhetag geben. / Am nächſten Tag mußte er zurück. Er lud die Geſchenke auf den Schlitten, ſtellte ſich aber immer wieder auf eine Erhöhung, um nach Lauten auszuhorchen. Er rief auch ſelbſt oft in den Schnee hinaus, nach Norden zu. Die Hunde bellten mit. / Dann kehrte der Mann heim. / Nie hat weder er noch irgend einer die Menſchen zu ſehen bekommen, die am nördlichſten von allen Menſchen der Erde wohnen. Keiner weiß, was es für Menſchen ſind. Keiner weiß, wie ſie ausſehn.

Der fremde Knabe

Einmal ſahen die Eskimos ein Schiff auf dem Meer. Ein großes grünes Schiff mit vielen Segeln. Es wollte wohl vorbeiſegeln, aber die Strömung packte es und warf es gegen das Eis an der Küſte. Es war zu weit weg, um die Menſchen darauf zu ſehen, aber man hörte ſie um Hilfe ſchreien. Zugleich entſtand ein Sturm und Schneefall, niemand konnte zu dem Schiff hin. / Erſt nach drei Tagen wurde es möglich, über das Eis zu klettern und nach den Trümmern des Schiffs auszuſehen. Die Maſte, das Bugſpriet, viele Bretter wurden gefunden. Auch viele Fäſſer mit Fleiſch, Kraut, Butter und Wein. Endlich auch einige Leichen weißer Menſchen, darunter eine Frau mit langem, ſchön gelbem Haar. / Auf dem Waſſer ſchwamm noch eine Kiſte. Gerade ſchien es, daß die Ebbe ſie auf das Meer hinaustreiben wollte, da fuhr einer ihr nach, fiſchte ſie auf und brachte ſie ans Ufer. Er knüpfte einen Strick darum und zog ſie über das Eis in ſeine Hütte. / Als er ſie öffnete, was lag darin: Ein ſchöner weißer Knabe. Weiß wie Schnee war die Haut an ſeinem ganzen Leibe, gelb ſein Haar und wirklich blau wie der Sommerhimmel ſeine Augen. / Der weiße Knabe wuchs mit den braunen Knaben des Hauſes und des Dorfes zuſammen auf und wurde

bald ebenſo geſchickt wie dieſe. Er ruderte und ſchwamm, er ſchoß Seehunde. Am geſchickteſten aber zeigte er ſich, wenn er über die Erde an Raben herankroch, bis er ſo nahe war, daß er ſie erſchlagen konnte. / Er war wie ein Kind des Dorfes. Die Leute vergaßen ganz, daß eine Zeit geweſen war, wo er noch nicht im Dorfe wohnte. Sie hatten ſich an ihn gewöhnt und dachten gar nicht mehr daran, wie merkwürdig ſeine weiße Haut, ſein gelbes Haar, ſeine blauen Augen waren und aus welchem Lande er wohl komme. Er ſang mit, wenn alle ſangen. Er aß und trank mit im Kreiſe. Man hatte ihm ein Hemd aus Seehundsdärmen gemacht wie den übrigen Knaben. Beſonders die Frauen liebten ihn ſehr, wenn er auf Schneeſchuhen dahinjagte und vor Luſt ſchrie. / Das blieb zehn, elf Jahre ſo. Dann aber fing der Knabe an, Heimweh zu bekommen. Er ging oft abſeits. Wenn abends der Himmel rot wurde, ſaß er auf einem Hügel und ſah auf das Meer hinaus, nach Süden, woher einſt das Schiff gekommen war. Er fing auch an, von Milch und allerlei ſüßen Speiſen zu reden. Umſonſt brachten ihm die Pflegemutter und fremde Frauen Leckerbiſſen. Umſonſt flochten ſie ihm bunte Schuhe oder färbten ihm Lederriemen. / Je näher der Frühling kam, je ſtiller wurde der Knabe. Manchmal ſchien er die Menſchen um ſich gar nicht zu kennen. Wie aus einem Traum wachte er auf, wenn ihn jemand anredete. / Eines Tages, als er zum Vogelfang auf den Felſen gegangen war, kehrte er nicht zurück. Er war nicht zu finden. Weder von Menſchen noch von Hunden war er zu finden. Er kehrte nie zurück. Er war wie in Luft aufgegangen. / Erſt nach

einem Jahre fand man an der Küſte einige Überreſte ſeiner Kleider. Er muß wohl wirklich durch die Luft zu ſeiner Heimat hingeflogen ſein.

Hund und Mädchen

Ein Mädchen war reif geworden zum Heiraten. Aber es lachte alle Männer aus, die zu ihrem Vater kamen, um ſie zur Frau zu begehren. / Da wurde der Vater einmal zornig und ſchrie zu ſeinem Hund hinaus: „Komm herein, nimm du ſie!“ / Da kam wirklich der Hund in die Hütte, drängte auf das Mädchen ein, zerriß ihr die Kleider und hing ſich an ſie feſt, wie Hunde pflegen. Sie wußte ſich nicht mehr zu helfen und wurde ſchwach. Er ſchleppte ſie mit dem Maul zur Hütte hinaus. / Dem Mädchen gelang es, auf ein großes Walroßbein hinaufzuklettern. Da hockte es, bis es einſchlief. / Der Hund aber nagte an dem Bein, bis es ſchräg ſtand und das Mädchen herunterfiel. Dann ſpielte er wieder mit ihr. / Als das den ganzen Tag dauerte und den folgenden und kein Ende nahm, bekam der Vater Mitleid mit dem Mädchen. Nachdem er den Hund abſeits gelockt hatte, ruderte er ſie nach einer Inſel hinaus. / Aber der Hund roch die Spur und ſtürzte ſich ins Waſſer. / Der Vater holte ihn ein und brachte ihn zurück. Er band ihn an ein Seehundsfell und füllte das Fell ganz mit Steinen. So dachte er, ihn am Land zu halten. Aber der Hund, welch ein Wunder, ſchwamm mit dem Fell und den Steinen, nur das Maul über

dem Waſſer, und kam auf die Inſel. / Dort lebte er nun mit dem Mädchen zuſammen. Der Vater, mitleidig, brachte jede Woche Speiſe. / Das Mädchen ward ſchwanger und gebar Zwillinge. Ganz ſeltſame Weſen, die halb Hund und halb Menſch waren. Hundeleiber mit Menſchengeſichtern. Dieſe Weſen, und alle, die die Frau noch gebar, erhielten wieder Nachkommen. Alle waren ebenſo geartet, halb Hund, halb Menſch. Ein ganz neues Geſchlecht auf dieſer Inſel. Ohne Sprache, aber von großer Kraft. / Auf dieſer Inſel findet man noch heute viele Gräber, die gemeinſam Knochen von Menſchen und Hunden enthalten. / Alſo muß dieſe Geſchichte wahr ſein.

Der blaue Stier

Einem König ſtarb die Frau. Sie ließ ihn mit einer Tochter zurück, die das anmutigſte Mädchen war, das man je geſehen hatte. Um dem Mädchen eine neue Mutter zu geben, heiratete der König wieder und er bekam auch von der zweiten Frau eine Tochter, die aber ebenſo häßlich und giftig war, wie die erſte ſchön und gütig. / Darum wurden die Stiefmutter und ihre Tochter auf die Königstochter immer mehr eiferſüchtig. Solange der König im Haus war, wagten ſie ihr nichts anzutun. Ja, ſie verſteckten ihr wirkliches Gefühl ſo gut, daß niemand je ein böſes Wort von ihnen gegen das Mädchen hörte. / Darum zog der König ganz unbeſorgt eines Tages in den Krieg, weit in ein Land über dem Meer. Jetzt dachte die Königin, nun ſei die Zeit gekommen, wo ſie tun könnte, was ſie wolle. Sie ließ die Königstochter hungern, ſie ſchlug ſie, ſie trat ſie, ſie ſtieß ſie in alle Ecken. Endlich mußte ſie ſogar wie eine ſchmutzige Magd die Kühe hüten. / Jeden Morgen ging Kari mit den Kühen hinaus, lenkte ſie durch Rufe, ließ ſie weiden in den Wäldern und hoch an den Berghängen. Aber von allem Hungern wurde ſie mager und ſchwach. Und faſt immer ſaß ſie im Gras und weinte in ihre Schürze. / In der Herde war aber unter allen Kühen ein

großer Stier. Der war blau von Farbe und darum berühmt im ganzen Lande. Er hielt ſich immer rein und glänzend, und oft am Tage ſtellte er ſich vor die Königstochter hin und ließ ſich den rieſigen Nacken krauen. / Einmal, als ſie wieder ſaß und weinte, kam er und fragte plötzlich mit menſchlicher Stimme, tief und voll Güte: warum ſie ſo traurig ſei: / Sie weinte weiter, ohne zu ſprechen. / „Auch wenn du nichts antworteſt," ſagte der Stier, „ſo weiß ich doch, was dir fehlt. Allerdings kann ich deine Stiefmutter nicht gut machen. Aber wenigſtens ums Eſſen brauchſt du keine Sorge mehr zu haben. Sieh zu, mein linkes Horn iſt hohl. Darin liegt zuſammengefaltet ein Tuch. Das nimm heraus und breite es über deinen Schoß. Dann ſteht ſofort zu eſſen darauf, ſo viel du willſt." / Die Königstochter ſtellte ſich auf die Zehen, nahm das Tuch, breitete es aus: da deckte es ſich gleich mit Braten, Kuchen, Obſt, Wein. Und das war nun jeden Tag ſo. / Da wurde ſie nun bald wieder rot und kräftig. Die Königin und ihre Tochter aber wurden grün und gelb vor Neid. Um ſo mehr, als ſie ſich gar nicht erklären konnten, wie das Mädchen bei dem wenigen Eſſen ſo gut ausſehen konnte. Sie gaben ihr immer weniger zu eſſen, aber ſie ſah immer ſtrahlender aus. So daß die Leute ihr nachſahen und mitſtrahlten und die Vögel über ihr mitflogen und ſangen. Endlich ſchickte die Königin eine Magd, die ſollte der Königstochter in den Wald nachgehn und gut achtgeben, was ſie da trieb. Da ſah die Magd alles: wie Kari ſich auf die Zehen ſtellte, wie ſie das Tuch herausnahm, wie ſie das Tuch über ihren Schoß breitete und wie da die ſchönſten

dampfenden Speiſen erſchienen. Das alles erzählte die Magd, atemlos vor Laufen, der Königin. / Ehe aber die Königin noch überlegen konnte, was nun zu tun ſei, kehrte der König aus dem Krieg zurück. Er hatte über alle Feinde geſiegt und es wurde ein großes Feſt gefeiert. / Aber die Königin legte ſich zu Bett und ſagte, ſie wäre krank. Als der Arzt kam und ſie unterſuchte, gab ſie ihm viel Geld: dafür ſolle er ſagen, auf keine andere Weiſe könne die Königin geſund werden, als wenn ſie von dem Fleiſch des blauen Stiers äße. / Kari, als ſie das hörte, flehte den Arzt, ob nichts anderes helfen könne. Auch alle andren Menſchen, ſogar der König ſelbſt baten mit ihr, weil alle den Stier gern hatten und weil es im ganzen Lande keinen zweiten gab, der ſo groß und noch dazu blau war. / Aber der Arzt bekam wieder Geld von der Königin und ſagte: „Nein. Es muß der blaue Stier ſein.“ Da gab der König Befehl und ſchon wurde im Hof das Meſſer geſchärft. / Als Kari den Schleifſtein hörte, fing ſie zu weinen an und lief ſchnell hinunter in den Stall. „Warum weinſt du?“ fragte der Stier ruhig und hielt ihr den Hals hin, damit ſie ihn krauen konnte. / Kari kraute ihn, aber dabei erzählte ſie ihm alles. „Das iſt noch nicht ſo ſchlimm,“ ſagte der Stier, „dagegen gibt es Hilfe. Wenn du Mut genug haſt, dann ſetz' dich auf meinen Rücken und wir machen uns davon, ſo ſchnell wie der Sturm, daß niemand uns einholen kann.“ / Kari war zwar traurig, daß ſie ihren Vater und ihre Heimat verlaſſen ſollte. Aber in einem Hauſe mit der Königin bleiben, war noch ſchlimmer. So öffnete ſie leiſe das Tor, kletterte auf den Rücken des

Stiers, hielt ſich an ſeinem Hals feſt, und ſchon rannten ſie mitten durch die erſchreckten Hofmägde davon, daß die Steine unter den vier Hufen wegſprizten. / Der König ließ ſofort die geſchwindeſten Pferde ſatteln. Er ließ alle Glocken im Lande läuten. Aber in der Nacht kamen alle Boten zurück. Sie waren bis an die Grenzen des Reiches geraſt, aber niemand hatte den Stier mit der Königstochter gefunden./Der Stier aber wanderte mit der Königstochter durch viele fremde Länder. Über hohe Berge und durch tiefe Seen ging der Weg. Bis ſie eines Tags an einen unüberſehbaren Wald kamen. Die Bäume und Blätter dieſes Waldes waren ganz aus Kupfer, darum hatte er von ferne ſo rot geleuchtet. Ehe der Stier in den Wald eintrat, machte er halt und ſagte: „Dieſer Wald gehört einem Rieſen mit drei Köpfen. Jezt mußt du achtgeben, daß du auch nicht ein einziges Blättchen anrührſt. Sonſt iſt es aus mit uns.“ / Da war die Königstochter ſehr vorſichtig und bückte ſich und bog ſich und ſchob jeden Aſt mit den Fingerſpizen beiſeite. Aber der Wald war zu dicht. Ihr Haar verfing ſich und als ſie es löſen wollte, riß ſie ein Blatt mit ab. / „O weh,“ rief der Stier, „jezt muß ich um unſer Leben kämpfen.“ Und ſchon hörten ſie Geſtampfe und Geſchnaube. Und da ſtand der Rieſe mit drei großen Köpfen und ſchrie ſie aus drei ſchrecklichen Mündern zugleich an. / Sofort ſenkte der Stier den Kopf und rannte den Unmenſchen an. Aber der war ebenſo ſchnell und nicht weniger ſtark und erfaßte die Hörner des Stiers mit den Händen. / Den ganzen Tag dauerte der Kampf und es wurde ſchon Nacht, als es endlich dem Stier gelang, den Rieſen zu

Boden zu werfen. Aber er ſelbſt blutete aus ſo vielen Wunden und war ſo ſchwach, daß er kaum noch gehn konnte. Darum mußten ſie einen Tag Raſt machen, und das Mädchen wuſch die Wunden des Stiers und verband ſie mit ihrem Kleid. Da wurde der Stier wieder ſtark und geſund, und ſie wanderten weiter. / Nach vielen Tagen kamen ſie aufs neue an einen Wald. Dieſer Wald war ganz von Silber, darum hatte das blaue Fell des Stiers ſchon von weitem einen ſolchen hellen Schimmer gehabt. „Hier wohnt ein Rieſe mit ſechs Köpfen," ſagte der Stier, „gib acht um Gottes willen, daß du kein Blättchen anrührſt." / Dieſes Mal werde ich gewiß achtgeben", ſagte die Königstochter und hing ſich vor Furcht feſter um den Hals des Stiers. Aber wie dicht war dieſer Wald! Sie bückte ſich und bog ſich, ſchob jeden Aſt beiſeite. Die Zweige ſchlugen ihr ins Geſicht. Aber da, als ſie ſchon dachte, mit wenigen Schritten aus dem Wald heraus zu ſein, blieb ein Blatt an ihrer Augenbraue hängen und riß ab. / „O weh, o weh!" rief der Stier, „jetzt heißt es wieder kämpfen um unſer Leben." / Die Erde zitterte und ein Sturm ſchien zu kommen. Da ſtand der Rieſe mit ſechs Köpfen und ſchrie aus ſechs Mäulern zugleich, ſo daß ſie unter ſeinem Atem Mühe hatten, auf den Füßen zu bleiben. / Aber der Stier rannte ihn ohne Beſinnen an, rannte dem Rieſen die Hörner in den Leib, bohrte ihm die Augen aus. Doch der Rieſe war ebenſo ſtark wie der Stier. Er packte ihn mit den Händen und mit den Zähnen an den Hörnern und ließ nicht los. Drei Tage kämpften ſie. Bis endlich der lange Rieſe tot da lag. Aber auch der Stier lag da ſo blutig und

ſo matt, daß er nicht mehr von der Erde aufſtehn konnte. Sie mußten drei Tage raſten. Die Königstochter nahm ihren Unterrock, zerriß ihn in Stücke und wuſch und verband den Stier. Da lebte er wieder auf und ſie wanderten weiter. / Ganz langſam im Anfang, und Kari wollte durchaus zu Fuß neben dem Stier hergehn. Aber da wurde der Stier faſt böſe. Sie mußte ſich wie immer auf ſeinen Rücken ſetzen und von Zeit zu Zeit ſeinen Hals krauen. / Nach langen, langen Wochen kamen ſie vor einen dritten Wald. Dieſer Wald war ganz aus Gold, darum hatte man ſchon von Ferne kaum noch die Augen aufhalten können: ſo glänzte das. / Der Stier hatte faſt Furcht hineinzugehn und ſagte: „Nimm nur diesmal dich um Gottes willen in acht. Denn hier wohnt ein Rieſe mit neun Köpfen. Reiß nur diesmal kein Blatt ab.“ / Die Königstochter verſprach es unter Tränen. / Aber dieſer Wald war ſo dicht und wurde immer dichter, daß ſie nur Schritt für Schritt weiterkamen und Kari vom Bücken und Biegen zu Tod erſchöpft wurde. / Aber ſchon ſahen ſie das Ende des Waldes leuchten. Da ritzte ein Blatt die Haut ihrer Wange, blieb in dem kleinen Schnitt hängen und brach ab. / Der Stier fiel in die Knie, ſo ſehr lähmte ihn die Furcht vor dem Kampf, der jetzt bevorſtand. Und ſchon kam der Rieſe wie ein ſchwarzer Schatten an, hatte einen ganzen Baumſtamm in den Händen, und aus allen Augen ſeiner neun Köpfe brach rauchendes Feuer. / Kari fiel in Ohnmacht, als ſie dieſes Ungeheuer ſah. Der Stier aber, mit einem Seufzer, der wie ein Wind die Blätter des Waldes rauſchen machte, rannte ihn an, ſtieß ihm die Hörner in den Unter-

leib, daß alle Eingeweide heraushingen, durchbohrte alle achtzehn Augen und zerſtampfte endlich jeden einzelnen der neun Köpfe mit den Hufen. / Aber dieſer Rieſe war ſo ſtark, daß trotzdem der Stier nicht mit ihm fertig werden konnte. Sie kämpften ohne Unterbrechung acht Tage und Nächte. Der ganze Wald ſtürzte um ſie nieder. Ihrer beider Blut ſtand kniehoch wie ein roter See im Wald und die abgeriſſenen Stämme ſchwammen darin herum. / Endlich lag der Rieſe tot. Aber auch der Stier lag da mit geſchloſſenen Augen. Kari hörte nicht mehr ſein Herz ſchlagen, als ſie das Ohr darauf legte. / Sie zerriß ihr Hemd, wuſch und verband den Stier. Aber erſt am nächſten Tag ſchlug er wieder die Augen auf. / Diesmal mußten ſie eine ganze Woche raſten, ehe der Stier wieder mühſam weiter konnte. Trotzdem er hinkte, mußte die Königstochter auch diesmal auf ihm ſitzen. Aber ſie machte ſich ganz leicht und veränderte ihren Sitz oft, um ihn nicht zu ſehr auf ein und dieſelbe Stelle zu drücken. Wenn ſie weiter fort rückte, als ſie ſeinen Hals erreichen und krauen konnte, ſchalt er, und ſie mußte wieder vorrücken. Nur das war ſchlimm, daß der Stier im Kampf ſein rechtes Horn verloren hatte. Dadurch hatte Kari kein Tuch mehr, das ſie ausbreiten konnte und das ſich deckte mit allem, was ſie ſich wünſchte. / Nun kam der Winter. Es gab nicht mehr viel zu eſſen auf den Feldern und von den Bäumen. Kari wurde magerer als je. Und ſie hatte nur ein Kleid aus Gras und Blättern, unter dem ſie fror und zitterte. Sie mußte ſich ganz an den Hals des Stiers andrücken, um von ihm Wärme abzubekommen. / Endlich kamen

ſie an einen Fels. „Siehſt du was?“ fragte der Stier. „Nein, ich ſehe nichts als den Himmel“, ſagte ſie. Sie ſtiegen den Felſen hinan. „Siehſt du jetzt was?“ fragte der Stier. „Ja, in weiter, weiter Ferne ſehe ich ein kleines, kleines Schloß.“ Sie ſtiegen über den Felſen weg und auf der andern Seite wieder hinunter. „Was ſiehſt du jetzt?“ fragte der Stier. „Jetzt ſehe ich das Schloß ganz nahe. Aber jetzt iſt es ganz groß“, ſagte ſie. „Da ſollſt du hin,“ ſagte der Stier, „denn wir können nicht mehr weiter wandern. / Der Königstochter wurde ſo bang ums Herz, daß ſie von dem Stier ſich trennen ſollte. Lieber wäre ſie trotz Hunger und Kälte immer weiter mit ihm gewandert. „Wie ſoll ich mich in das Schloß wagen?“ ſagte ſie. „Ich kann mich ja vor den einfachſten Menſchen nicht ſehn laſſen, ohne Kleid und Hemd, wie ich bin. Bei jedem Schritt ſieht man hier oder da ein Stück meines Leibes durch.“ „Brich viele Stücke Rinde von dieſem Baum ab,“ ſagte der Stier, „daraus machſt du dir einen hölzernen Rock. Dann gehſt du zum Schloß und bitteſt um einen Dienſt. Wenn ſie dich nach deinem Namen fragen, ſo ſagſt du, du hießeſt Kari Holzrock.“ „Ich brauche kein Dach und keine warme Küche“, ſagte ſie noch einmal und weinte, „kann ich denn nicht bei dir bleiben?“ „Bei mir ſtirbſt du vor Hunger und Froſt,“ ſagte der Stier, „ich kann dich nicht mehr ſatt und warm machen.“ / Da brach ſie viele kleine Stücke Rinde ab und machte ſich einen Rock. Der ſchmerzte ſie bei jedem Schritt. Aber das half ihr nichts. Der Stier beſtand darauf, daß ſie darin zum Schloß gehe und an das Küchenfenſter klopfe. / Sie ging alſo und klopfte. „Ja,“

ſagte der Koch, „du kannſt aufwaſchen. Die, die bisher aufgewaſchen hat, iſt auf und davon. Und dir wird es wohl auch bald zu viel ſein.“ „Nein,“ ſagte ſie, „ich werde ſehr fleißig ſein.“ / Das war ſie auch, immer tätig. Wenn ſie aufſtand, war es noch Nacht, wenn ſie ſchlafen ging, waren längſt alle andren Lichter im Schloß ſchon ausgelöſcht. Trotzdem fand ſie jeden Tag Zeit, während alles beim Mittageſſen ſaß, eine halbe Stunde zum Stier zu gehn. Er lag in einer Felshöhle, ſcharrte ſich nachts, wenn ihn niemand ſah, draußen Gras aus dem Schnee, und ſchlief am Tag. Oder träumte er: Wenn die Königstochter kam, hob er den großen Kopf, ſah ſie an, und ſie mußte ſich wieder auf ſeinen Hals ſetzen und ihn krauen. / Am nächſten Sonntag wurde Beſuch im Schloß erwartet. Da fragte Kari, ob ſie dem Königsſohn das warme Waſſer zum Waſchen hinaufbringen dürfe. Da lachten alle in der Küche laut und riefen: „Was: Du häßliches Trampel:“ Aber ſie hörte nicht auf zu bitten, bis der Koch es ihr erlaubte. / Als ſie nun, unter dem Gelächter aller, die Treppe hinaufſtieg, rumpelte ihr Holzrock ſo laut, daß der Königsſohn ungehalten vor die Tür herauskam und fragte: „Was iſt denn das:“ „Ich wollte Euch das Waſſer bringen“, ſagte ſie. Aber er ſagte: „Glaubſt du, von dir will ich Waſſer haben:“ Damit ſchüttete er ihr das Waſſer über den Kopf. / Da ging ſie, obwohl es noch nicht Mittag war, in die Felshöhle zum Stier, vergaß ihn zu krauen und weinte. / Der Stier fragte ſie, und als er gehört hatte, was vorgefallen war, ſagte er: „Nimm dein kleines Meſſer und ſchneide mir den Kopf ab. Dann ziehſt du mir

das Fell herunter und machſt dir ein Kleid daraus. Von meinem Fleiſch aber kannſt du eſſen. So kannſt du dich lange nähren und brauchſt nicht zu frieren. Wenn du aber einmal in allergrößte Not gerätſt, dann nimm mein linkes Horn und blaſe darauf. Dann wird ſofort Hilfe da ſein.“ / Die Königstochter weinte ſo ſehr, daß das Waſſer in der Höhle ſtand. Sie konnte nicht den Mut finden, auch nur das Meſſer anzufaſſen. Aber der Stier ſagte, das ſei der einzige Dank, den er wolle. / So ſchnitt ſie endlich zu, zog ihm die Haut ab und machte ſich ein weiches, warmes Kleid daraus. Jeden Abend holte ſie ſich heimlich von der Glut, die aus der Schloßküche auf den Hof geworfen wurde, und briet ſich Stücke von dem Fleiſch des Stiers daran. / Obwohl ſie von all den weiten Wegen magerer geworden war, als ſie je zu Haus geweſen war, wurde ſie nun wieder blühend, blühender als je. Es war wie ein Zauber. Sie ſah es in einem Bach, in dem ſie ſich ſpiegeln konnte. Und obwohl ſie noch immer trauerte um den Stier, freute ſie ſich doch an ihrem Bild und ging täglich an den Bach und wünſchte nur, der Stier hätte ſie ſo ſehen können. / Aber es hatte ein Mann vom Schloßgeſinde gemerkt, daß ſie jeden Morgen zum Bach ging. Der Mann war ganz verwundert über das ſchöne blaue Kleid und das anmutige Geſicht des Mädchens und erkannte die Küchenmagd von vorher nicht wieder. / Als ſie einmal ſchlief, kam der Mann in die Höhle hinein, ſtand und ſah ſie an. Als er ſah, daß ſie ganz feſt ſchlief, rückte er einen großen Stein vor den Ausgang, weckte ſie und wollte ſie in ſeine Arme ziehn und mit ihr ſcherzen. / Sie

ſchrie auf und wollte fliehen. Aber ſie konnte den Stein nicht fortrücken. Da griff ſie in ihrem Entſetzen zu dem Horn des Stiers, an das ſie längſt nicht mehr gedacht hatte. Sie nahm es und blies mit ihrer letzten Kraft hinein. / Ein Schall kam heraus, ſo ſtark, daß ſich die Wände zu bewegen anfingen. Der ganze Berg ſchien auseinander zu brechen. Der Stein vor dem Ausgang wurde beiſeite geſchoben. Kari ſowohl als der Mann waren durch die Stärke des Tones ſo an die Höhlenwand gepreßt, daß ſie ſich nicht bewegen konnten. / Das Merkwürdigſte aber war, daß der Ton blieb, auch nachdem Kari keine Kraft mehr zum Blaſen hatte und das Horn vom Munde abſetzen mußte. Ungeheuer, als ob er vom Himmel käme, ſang der Ton durch die Höhle und in das Land hinaus. / Alle Menſchen im Schloß liefen zuſammen. Der Königsſohn kam. Allen voran lief er dem Ton nach, fand den Eingang zur Höhle, ging hinein und ſah im Lichtſtrahl die Königstochter in ihrem blauen Fellkleid. Sofort hörte das Horn auf zu ſingen. Der Königsſohn ſtand da, außer ſich vor Staunen, ein ſo ſchönes Mädchen zu finden in einem ſo ſchönen Kleid. Er hob das Mädchen auf ſeine Arme und trug ſie ins Schloß. Sie war ſo ſchwach, daß ſie kaum ſprechen konnte und nur noch ſagen, man ſolle die Stücke Baumrinde, die auf der Erde herumlagen, mitnehmen. / Am nächſten Tag kam der Königsſohn und klopfte an die Tür. Sie hatte aber ihr hölzernes Kleid angezogen, und als ſie Herein rief und er ſie ſah, erkannte er ſie nicht und wollte böſe werden über das häßliche Geſchöpf, das ihm ſchon wieder unter die Augen kam. Aber

dann hob ſie den Kopf auf und er erkannte ſie. / Er fragte, ob er ſie vor ſeinen Vater, den König, führen dürfe. Sie war einverſtanden, aber ſie zog erſt ihr blaues Fellkleid wieder an, und obwohl man ihr ſilberne und goldene Kleider mit vielen Edelſteinen brachte, wollte ſie kein anderes Kleid. / Vor dem König begehrte der Sohn ſie zur Gemahlin. Dem König ſelbſt gefiel das Mädchen ſo außerordentlich in ihrem gelben Haar, das ſo gut zu dem blauen Kleid ſtand, daß er nicht eine Sekunde zögerte, ſeine Einwilligung zu geben. / Solange ſie lebte, zog die Königstochter Kari kein anderes Kleid an als das blaue. Auch als ſie Königin wurde, nicht. Wenn ſie allein ſaß, kraute ſie manchmal ein bißchen am Fell, als ob der Stier noch darunter ſei. Wenn ihre Kinder an dem Fell zupften und fragten, warum ſie immer dasſelbe Kleid trage, ging ſie zu ihrem Gemahl: der ſtrich mit der Hand über das Kleid, hielt das gelbe Haar an das Blau und ſagte, er wolle ſie nie in einem andern Kleid ſehen als in dieſem.

Die Mundharmonika

Wieder einmal wurde es Herbſt. Wie jedes Jahr machten ſich die Bauern von Weſtfjäll bereit, mit ihrem Vieh von der Bergalp zu Tal zu ziehen. Als ſie ihre Herde zählten, fehlte ein Rind. Sie ſuchten nach Nord, Süd, Weſt, Oſt. Aber außer Stein und Gras war da nichts mehr zu finden. Das Rind mußte verzaubert ſein. / Der älteſte Sohn kletterte auf der Suche am höchſten. Als er ſpät abends vor die Hütte kam, ſah er den Ochſen ruhig am Zaun ſtehn und Salz lecken. Es war zu ſpät zur Heimkehr, zumal wenn er noch am Strick den Ochſen führen mußte. Alſo ſuchte er ſich Birkenreiſig zuſammen, machte ein Feuer an und bald war es in der Hütte ſo warm und hell wie am Weihnachtsabend. Er aß ſein Brot und warf ſich aufs Heulager. Da er noch nicht einſchlafen konnte, zog er ſeine Mundharmonika aus der Taſche und fing an ſich eins zu ſpielen. Bis er mit der Harmonika im Munde einſchlief. / Aber bald wachte er wieder auf durch ein Raſcheln. Als er den Kopf drehte, ſah er am Tiſch ein ſchönes Mädchen ſtehn. Sie hatte ihr Haar gelöſt und flocht es vor dem Spiegel in zwei dicke Zöpfe. Das Haar fiel ihr bis über die Hüften und glänzte im Licht ſo, als ſtände es im Feuer. / Der Burſche lag ganz ſtill und wagte

nicht einmal einen Fuß zu bewegen. Einmal, als das Mädchen ſich zur Seite wandte, ſah er auch ihr Geſicht. Es war ſo ſchön, daß er merkte, es war kein irdiſches Mädchen, ſondern ein Geiſterweſen. / Nach einer Weile nahm er ſeine Mundharmonika und begann einen Tanz zu ſpielen. / Das Mädchen ſchrie auf und zur Tür hinaus war ſie. Aber er hörte nicht auf zu ſpielen und ſpielte immer ausgelaſſener. / Da ſteckte das Mädchen vorſichtig den Kopf zur Tür herein, ſah ſich den Burſchen an, und da kam ſie auch ſchon ganz ins Zimmer, ſchloß die Tür hinter ſich und begann zu tanzen. Im richtigen Takt, ſchnell, und zu Beginn noch leiſe. Bald aber ſtampfte ſie mit den Füßen, ſtieß tolle Schreie aus und ſchwang, wenn ſie ſich drehte, immer ein Bein über den Stuhl weg. / Da löſte der Burſche plötzlich ſeinen Gürtel, warf den Gürtel um das Mädchen herum und zog ſie ſo an ſich. / Zu ſeiner Verwunderung ließ ſie ſich ohne alles Widerſtreben heranziehn. Es kältete ihn ab, daß ſie ſich ſo wenig wehrte. Er ließ ein Ende des Gürtels los, und ſofort eilte ſie zur Tür. / Da ſie ihm aber doch wieder zu ſchön war, um ſie einfach laufen zu laſſen, warf er ihr wie von Sinnen ſeine Mundharmonika nach und traf ſie oben am Kopf. / Da ſenkte ſie den Kopf und kehrte zurück. / Er zog ſie auf ſein Lager herunter und wollte ihr mit der Hand den Tropfen Blut abwiſchen, der ſich aus ihrem Haar hervordrängte. Als er aber das ſchöne Haar ſo dicht bei ſich ſah, küßte er ihr das Blut fort. / Dadurch war ſie ihm untertan geworden. Sie ſchliefen zuſammen, und ſie hatte ihren Kopf auf ſeiner Bruſt liegen, ſo daß er ganz von ihrem Haar bedeckt war. /

Am nächſten Morgen, als er den Ochſen an den Strick band und anfing zu Tal zu gehn, ging ſie nebenher. Sie trug in einem Korb noch einige Gegenſtände, die auf der Alp vergeſſen worden waren, ſang merkwürdige Lieder und ſprang mit einer ungewöhnlichen Geſchicklichkeit von Stein zu Stein, viel weiter als ein irdiſcher Menſch hätte ſpringen können. / Der Burſche dachte zwar manchmal: das heißt ſchnell an eine Frau kommen. Er dachte auch an die reichen Mädchen unten, die er alle zur Auswahl hatte. Aber da ſie ſo ſchön war und ſo ſang und ſprang wie keine zweite, wurde ſeine Liebe immer wieder ganz unſinnig, ſo daß er ſchwieg und ſie immer tiefer mit zu Tal nahm. / Die Leute im Dorf, vom erſten Haus an, wunderten ſich ſehr über die Begleitung, mit der er heimkehrte. Seine Eltern wurden böſe, ſeine Geſchwiſter ſpotteten laut. / Aber es war an dem Mädchen nichts auszuſetzen als höchſtens, daß ſie gelbe Zähne hatte. Wenn ſie Sonntags mit in die Kirche ging, war kein anderes Mädchen an Schönheit ihr zu vergleichen. Auch war ſie freundlich zu allen, lachte, ſang, war immer tätig im Hof oder im Stall. Wenn ſie arm war, ſo wurde das dadurch gutgemacht, daß unter ihren Händen alles wie durch ein Wunder gedieh, daß der Wohlſtand im Hauſe zunahm und alles glänzte wie in keinem andern Haus. / Trotzdem fing nach einem Jahr der Mann an, ſchlecht gelaunt zu werden. Er konnte es doch nicht vergeſſen, daß ſeine Frau kein Menſch wie er und die andren war. Immer ſah er die Leute an, ob ſie ihn ausſpotteten. Er dachte, daß ſie ihn nicht mehr ebenſo grüßten wie früher.

Immer ſuchte er etwas, weshalb er die Frau ſchelten konnte. Er begann ſie zu ſtoßen, zu ſchlagen und ſogar zu treten wie einen Hund, obgleich ſie in ihrem Fleiß und ihrer Freundlichkeit nicht nachließ. / Da ging das Glück vom Hauſe fort. Das Korn verdarb auf dem Feld. Das Vieh im Stall wurde krank. Bald gewann es den Anſchein, daß ſie als Bettler mit Sack und Stock vom Hauſe müßten. / Dadurch ging der Mann nicht etwa in ſich und beſſerte ſein Benehmen. Sondern er wurde ſogar noch ſchlimmer. Bis er einmal im Zorn die Feuerzange vom Herd nahm und die Frau auf den Kopf ſchlug, daß ihr das Blut über die Augen lief. / Im gleichen Augenblick war ſie verſchwunden. So als ob ſie in die Erde gefallen oder durch das Dach entflogen wäre. Er ſah ſie nirgends mehr, weder in der Küche noch im Flur. Er hörte nur eine Frauenſtimme weinen. Aber er vermochte nicht aufzufinden, woher der Schall kam, und nach einer Stunde hörte auch das Weinen auf. / Nun ſuchte er Tag für Tag. Vor dem Dorf, hinter dem Dorf. Im Wald. In der Felsſchlucht. Auf dem Berg. Er rief. Von überall hörte man ſeine Stimme. Die Kinder äfften ihm nach. Die Nachbarn ſuchten mit ihm und riefen. Aber umſonſt. Nicht eine Spur von ihr war mehr zu finden. / Dennoch deckte der Mann immer noch den Tiſch mit für die Frau, faltete ihr Bett auf zum Abend, ließ ihre Kleider unberührt im Schrank hängen. / Im Sommer, als er auf der Alp wohnte, ſaß er die halben Nächte, beſonders wenn der Mond ſchien, und ſpielte auf der Mundharmonika denſelben Tanz, den er damals geſpielt hatte. / Umſonſt. Er ſah die Frau nie wieder.

Er hörte nie wieder etwas von ihrer Stimme. / Es war in dem Sommer, als ſein Töchterchen ſechs Jahre alt wurde und zum erſtenmal in die Schule ging. Da ſagte ſie nach der Heimkehr zu ihrem Vater: „Sieh einmal, was für eine ſchöne Haarſpange mir die Frau gab.“ „Was für eine Frau?“ ſagte der Vater. Er nahm die Spange und erkannte ſie als Spange ſeiner Frau. Sogar eines ihrer goldenen Haare hing noch daran. / Schnell ging er mit dem Kind zurück, ſtand überall und ſah nach allen Seiten aus. Wenn das Kind wieder zur Schule ging, verſteckte er ſich und wartete, ob nicht plötzlich die Frau erſchiene. / Alles umſonſt. Er wurde von Tag zu Tag trauriger, magerte ganz ab und ſtarb im Winter.

Ein Augenblick im Paradies

Zwei junge Männer waren einmal so innige Freunde, daß sie beschlossen, sich nie zu trennen. Trotzdem mußten sie nach ein paar Jahren doch auseinander und in verschiedene Städte des Landes. Viele Berge, Flüsse und Seen kamen nun zwischen sie. Da versprachen sie sich, daß jeder zu des andern Hochzeit kommen müsse. / Nach drei Jahren starb der erste. Und wieder nach zehn Jahren heiratete der zweite. / Als er zwischen den vielen Hochzeitsgästen am Tisch saß und unter dem Tisch die Hand seiner Braut in der seinen hielt, sah er seinen toten Freund in das Zimmer treten. / Niemand der andern bemerkte ihn. / Der Bräutigam stand auf, ging dem Freund entgegen und begrüßte ihn mit großer Freude. / „Da bin ich zu deiner Hochzeit gekommen, wie ich es dir versprochen habe", sagte der Freund. / Der Bräutigam fragte: „Wie geht es dir da, wo du bist?" / „Es geht mir da, wo ich bin, so gut, daß es gar nicht zu sagen ist," antwortete der Freund, „wer es nicht sieht, der kann es nicht begreifen." / „Wie gern möchte ich es einmal sehn! Einen Augenblick nur. Wenn das zu machen wäre!" / „Das ist zu machen. Komm nur mit." / „Gleich. Zuvor muß ich noch mit meiner Braut den ersten Tanz machen." / „Das hat doch einen Augenblick

Zeit. Komm nur eben mit.“ / Da zögerte der Bräutigam nicht länger und ging mit in das Paradies. / Da war alles ſo golden und voll Schall, daß es wirklich keine irdiſchen Worte beſchreiben können. / Der Bräutigam ſtand nur immer und ſchaute. Und ging immer noch ein kleines Stück tiefer hinein. / Der Freund ſagte: „Du mußt nun wieder hinuntergehn. Deine Braut wartet auf dich und wundert ſich ſchon.“ / Der Bräutigam erwiderte: „Ich bin ja erſt einen Augenblick hier“, und er hörte einem fernen Geſang zu, der ihn ſo leicht machte, daß er in der Luft zu ſchweben anfing. / „Du mußt gehen,“ ſagte der Freund, „alle Gäſte ſuchen dich bereits. Deine Braut ſitzt in Unruhe und hält die Hand auf ihr Herz.“ / „Ich bin ja erſt einen Augenblick hier“, erwiderte der Bräutigam wieder und flog auf einen Baum zu, der wie die Sonne ſtrahlte. / Der Freund ſagte zum dritten Male: „Aber nun mußt du endlich gehn. Deine Braut weint.“ / Da kam der Bräutigam wieder hinab auf die Erde und ging ſchnell in das Hochzeitshaus. / Aber da war ja alles verändert. Keine Muſik. Keine Menſchen auf Treppe und Flur. / Ganz wunderlichen Herzens fragte er eine uralte Frau, die aus einer Tür trat und die er nie geſehen hatte: „Iſt denn hier nicht heute Hochzeit?“ / „Hier?“ fragte die Frau. „Nein, hier iſt keine Hochzeit. Und hier iſt auch keine Hochzeit geweſen ſeit hundert Jahren. Da war einmal eine. Aber eine merkwürdige. Meine Großmutter hat mir davon erzählt, als ich ein kleines Mädchen war. Da iſt der Bräutigam für einen Augenblick hinausgegangen, gerade, als er mit ſeiner Braut den erſten

Tanz beginnen ſollte, und iſt nie wiedergekommen.“ Da merkte er, daß er hundert Jahre da oben geweſen war und daß alle ſeine Freunde auf Erden längſt dahin waren. Er bat Gott, daß er ihn wieder zurücknähme dorthin, wo er geweſen war. / Während er vom Hauſe fort ging, fühlte er ſich älter werden. Er wurde ganz müde und ſetzte ſich auf einen Stein. Da ſah er plötzlich, daß ſeine Hände verwelkt waren, und als er ſeinen Bart in die Hand nahm, war der Bart ganz weiß. Er tat einen leichten Hauch und ſtarb.

Die Frau, die keinen Schatten hat

Ein junges Mädchen auf dem Lande war arm, aber ſo ſchön wie keine andre. Obwohl ſie dabei ein wenig leichtfertig und öfter auf dem Tanzboden als in der Küche zu finden war, bat doch ein Pfarrer um ihre Hand und ſie nahm den Antrag an. / Der Pfarrer war ein guter Menſch, ſonntags eifrig in der Predigt, aber in der Woche nur verliebt in ſeine Frau. / Die Frau blühte unter ſeinen Liebkoſungen noch mehr auf. Die Leute auf den Straßen blieben ſtehn und ſahen ihr bewundernd nach. Ihre einzige Sorge war, daß ſie Kinder bekommen könnte und daß dann ihre Geſtalt entſtellt würde. / Darum ging ſie eines Tags über Land zu einer alten Frau, die im Ruf geheimer Künſte ſtand. / Dieſe Frau ging um Mitternacht mit ihr in den Wald. Sie gruben drei Steine aus der Erde. Die Alte nahm die Steine und ſagte: „Das ſind die drei Kinder, die zu bekommen dir beſtimmt iſt. Komm jetzt mit, unweit iſt ein Brunnen. In den wirfſt du die Steine hinein. Dann wirſt du von Kindern verſchont bleiben.“ / Die Pfarrerin machte der Alten ein Geſchenk, ging zu dem Brunnen und warf einen Stein nach dem andern ins tiefe Waſſer. / Singend wie ein Vogel und mit Tanzſchritten ging ſie am Morgen nach Hauſe zurück. /

Bald darauf ging einmal der Pfarrer mit ſeiner Frau bei Mondſchein über den Kirchhof. Sie hielten ſich bei der Hand und tanzten, da niemand ſie ſehen konnte. Der Toten vergeſſend, liefen ſie wie Kinder ſich zwiſchen den Grabſteinen nach, verſteckten ſich, küßten ſich. / Da, als einmal die Frau vor ihm her lief, bemerkte der Pfarrer, daß ſie keinen Schatten hatte. Er ſah genau hin. Er fing ſie, ließ ſie auf beiden Seiten vor ſich gehn, wartete eine Weile und ſah wieder hin. Immer blieb es ſo. Er ſelbſt hatte einen ſtarken, blauen und langen Schatten, aber ſeine Frau nicht. Wo ihr Schatten hätte ſein ſollen, waren die Kieſelſteine blank und golden. / Da kam eine große Angſt über den Pfarrer. Er fragte die Frau, wie es komme, daß ſie keinen Schatten habe wie alle andren Menſchen. / Sie hatte es noch gar nicht bemerkt und erſchrak ſehr. / Er meinte, ſie müſſe eine ſchwere Sünde begangen haben und ſie ſolle ihm geſtehn. Sie ſagte, ſie wiſſe von keiner Sünde. Aber er ließ nicht nach zu fragen und in ſie zu dringen, Tag und Nacht. Er küßte ſie nicht mehr, ſah ſie nicht mehr an, ſprach kein andres Wort mehr mit ihr, ſchlief nicht mehr in ihrem Zimmer. / Da dachte ſie endlich, daß ihre Tat nicht gar ſo ſündig ſei, und geſtand ihm. / Er aber, ohne ein Wort herauszubringen, packte in ungemeſſenem Zorn ſie an, warf ſie vor die Haustür, trat noch mit dem Stiefel nach ihr. / Sie lag acht Tage und Nächte vor ſeiner Schwelle. Aber er ließ ſie nicht ins Haus. Wenn er ausgehn mußte, trat er über ſie weg und ſchloß die Tür hinter ſich ab. / Leute des Dorfs, ohne zu fragen, was ihr Vergehen ſei, brachten ihr heimlich in der Nacht

zu eſſen. / Endlich, als die Frau ſah, daß Verzeihung unmöglich war, ging ſie vom Haus fort. Durch Wälder ſchleppte ſie ſich, an Seen vorbei, über ſandige Wege, Dörfer meidend und dennoch von den Hunden ſelbſt aus der Ferne angebellt. Bei Sonne und Mond verſteckte ſie ſich ganz. Nur bei trübem Wetter wagte ſie ſich an Haustüren, um zu betteln. / Ihre Kleider zerfielen. Sie ging mit nackten Füßen, aus denen Blut rann. Ihre Haare wurden weiß. Sie wußte nicht, irrte ſie Jahre oder Jahrzehnte umher. / Manchmal in der Nacht hörte ſie ein fernes Weinen. Seitdem mied ſie auch die Wälder. Manchmal hörte ſie auch von klagenden Kinderſtimmen ihren Namen rufen. Oder ſie hörte Schritte neben ſich laufen, ſo als wenn Kinder neben ihr her wären und ſich bemühten, an ihrer Seite zu bleiben. Ja, manchmal kam ihr vor, als ob eine Kinderhand ſich an ihrer Schürze halte. / Sie war ganz alt geworden. Sie mußte ſich an den Hauswänden ſtützen, wenn ſie ſich durch die Straßen ſchleppte. Sie dachte oft, nun würde ſie Enkelkinder haben. Wie ſehnte ſie ſich, in ihre roſigen Geſichter zu ſehn. Sie ſah in alle Kindergeſichter. Aber alle Kinder blickten ſie ganz fremd an und gingen an ihr vorüber. / Endlich fühlte ſie ſich ſterben. Sie verkroch ſich in die Dunkelheit einer Kirche, wo niemand merken würde, daß ihr der Schatten fehlte. / Da kamen in der Nacht drei Kinder daher, die ſich bei den Händen hielten und traurig zu ihr hinſahen. Hinter den drei Kindern, zwei Knaben und einem Mädchen, ſah ſie zehn, zwanzig, hundert Kinder herankommen, alle bleich, alle mit denſelben unſagbar traurigen Geſichtern:

die Ungeborenen, die aus ihren Kindern und Kindeskindern zu entſtehen beſtimmt geweſen waren. / Sie ſchrie im Sterben auf wie ein getroffenes Tier. Jetzt erſt erkannte ſie ihre ungeheure Sünde. / Aber, als ſie mit den Nägeln ihre Haut aufriß, um ſich ſelbſt zu ſtrafen, da kamen ihre drei Kinder auf ſie zu. Sie ſtreichelten die alte Frau, glätteten ihr greiſes Haar, deckten ihr das Kleid über die entblößten Glieder und drängten die Wangen an ihre welke Bruſt. / Da zog ſie die Kinder ganz in ihren Schoß und ſtarb ſo.

Der Tag der unſchuldigen Kinder

Kala Kula hatte ſein Leben lang geſtohlen, Menſchen angefallen, Häuſer niedergebrannt und ſogar, ohne daß jemand darum wußte, einen Menſchen totgeſchlagen. / Jetzt war ſein Bart weiß geworden. Von allem Schnapstrinken und Gefangenſitzen war er ganz ſchwach geworden. Er lag im Bett und ſpürte deutlich, wie der Tod auf ſeiner Bruſt ſaß und ſich immer ſchwerer machte. / Seine Frau nahm die Bibel, um ihm in der letzten Stunde daraus vorzuleſen. „Was iſt heut für ein Tag?“ fragte er. „Der Tag der unſchuldigen Kinder“, ſagte die Frau. „Dann leg' die Bibel wieder auf den Schrank. Geh in die Küche und back Buchweizenkuchen. Eine große Schüſſel voll.“ „Was willſt du mit Buchweizenkuchen? Du haſt ja keine Kraft mehr, ſie zu eſſen.“ „Ich will ſie auch nicht eſſen. Du ſollſt ſie mir in ein Papier packen und in den Sarg legen.“ / Die Frau ging in die Küche, machte Feuer, tat Butter in die Pfanne und buk. Als ſie in das Zimmer zurückkam, lag Kala Kula tot da. Da legte ſie ihm die Buchweizenkuchen, in ein Papier gepackt, in den Sarg, unter ſeine gefalteten Hände, mitten auf den Leib. / Kala Kula kam an die Himmelstür, mit ſeinem gefüllten Papier unter dem Arm. Er klopfte an. Aber Sankt Peter

ſah nur flüchtig in ſein Geſicht, ſchlug gleich das Fenſter wieder zu und winkte ihm ab. / Kala Kula hörte nicht auf zu klopfen. Bis Peter zornig wurde, das Fenſter wieder aufriß und ihn anſchrie: „Machſt du dich wohl fort! Was willſt du nach all deinen Übeltaten im Himmel?“ / „Übeltaten genug,“ ſagte Kala Kula, „aber ich bin am Tag der unſchuldigen Kinder geſtorben. Darf ich darum nicht wenigſtens einmal hineinſehn zu den unſchuldigen Kindern?“ / Dagegen konnte Peter nichts ſagen. Er machte alſo die Tür einen Finger breit auf. Jetzt konnte Kala Kula mit einem Auge hineinſehn. „So ſeh' ich nicht recht“, ſagte er. / Sankt Peter machte die Tür eine Hand breit auf. Schnell rief Kala Kula in die offene Tür hinein: „Kommt her, ihr unſchuldigen Kinder! Ihr bekommt Buchweizenkuchen!“ / Ehe es Sankt Peter hindern konnte, waren die Kinder da, ganz blonde, braune und ganz ſchwarze. Kleine, die im Lauf hinfielen, und große, die über die gefallenen hinwegſprangen. Denn Buchweizenkuchen hatten ſie im Himmel noch nicht gehabt. / Jedesmal gab Kala Kula durch die Spalte durch. Immer nur eine Kinderhand ließ Sankt Peter ſich herausſtrecken. Aber dabei war er ſchon ſo von Kindern umdrängt, daß er kaum noch auf ſeinen Beinen ſtehen konnte. / „Aber die Kleinen, die gefallen ſind, müſſen doch auch haben“, ſagte Kala Kula. / Da entſtand ein ſolches Gedränge von klein und groß in der Tür, daß ſie ſich ganz öffnete. Mit einem Satz war Kala Kula im Himmel. Die Kinder hingen ſich ſo feſt an ſeine Rockſchöße, an ſeine Arme, an ſeine Beine, daß Peter ihn nicht mehr hinausſchieben konnte. / Nicht

einmal Gottvater, der hinzukam, vermochte etwas auszurichten. Er kam vor hundert und tauſend Kindern, die ſich um Kala Kula drängten, nicht einmal an ihn heran. / Und abends lag Kala Kula ſchon mit lockigen Haaren und einer neuen ſchneeweißen Haut auf einer Wolke zum Schlafen ausgeſtreckt und zog ſo über die Erde hin.

Die Königin am Fenſter

Um Weihnacht zu feiern, kamen auf allen Wegen die Grafen zu des Königs Schloß geritten. Der König ſaß in der Mitte des Saales, jung, ſtark, mit lachenden Zähnen, und hob mit raſcher Hand die knienden Herren von der Erde auf. Die Königin aber, faſt noch ein Kind, ſaß am Fenſter und ſah den Gäſten entgegen, um von weitem zu erkennen, wer alles komme, wie ein jeder gekleidet ſei, was für ein Roß ein jeder habe und wie viel Dienerſchaft. Was war es auch für ein luſtiges Bild, alle die Männer auf ihren Pferden durch Wieſe und Wald und Hügel daherkommen zu ſehn! / Da kam aber einer in einem Mantel, rot wie Scharlach. So fern er war, alles überleuchtete er, was vor ihm ritt. Im Wind wehte der Mantel, vor dem Herrn ritt ein Knappe, hinter ihm ein Knecht. Sein weißes Pferd tanzte mehr, als es ſchritt. Die Sonne ſchien plötzlich zu ſtrahlen, das fahle Gras zu grünen, es ſchien Sommer und die ganze Erde voll Glück geworden zu ſein. / „Wer iſt das?“ fragte ein Fräulein die Königin. Die Königin aber hatte die Frage nicht gehört und ſah nur den Reiter an, im roten Mantel, faſt noch ein Knabe. Andere Fräulein kamen herzu, ſahen und fragten voll Staunen: „Wer iſt es denn?“ Die Grafen im Saal drängten ſich heran. „Wer iſt es?“

fragte der König von ſeinem Stuhl. „Es iſt Junker Waters“, ſagte einer. / „Schöner als den Junker Waters habe ich in meinem Leben noch nichts geſehn“, ſagte die Königin und ſah immer durchs Fenſter. / Da ſtand der König, der nur das Geſicht der Königin ſah, vom Stuhl auf. Lange konnte er nicht ſprechen und war ganz weiß im Geſicht. Dann aber keuchte er, mit Schaum vor dem Munde: „Und wäre er dreimal ſo ſchön, der Junker Waters, für dich ſollte ich immer noch ſchöner ſein.“ Die Königin, ganz erſchreckt, lief ſchnell vom Fenſter und ſagte, die Arme zu ſeinem Hals hochſtreckend: „Ja, du biſt der König. In ganz Schottland kommt doch dir keiner gleich.“ / Aber was ſie auch ſagte und ob ſie auch auf den Knien hinter ihm kam, der König ging aus dem Saal. / Der Junker aber kam nicht einmal zu dem Tor, auf das er tanzend zuritt. Des Königs Knechte riſſen ihn vom Pferd. Sie riſſen ihn durch das Gras. Sie riſſen ihn auf den Hügel. Sie ſchlugen ihm mit einem Schwert das Haupt vom Hals. Nicht einmal, warum er ſterben mußte, ſagten ſie ihm. / Und nur für die paar Worte der jungen Königin mußte er ſein Blut laſſen.

Der junge Bettler

Auf den ſtolzen Hof kam ein Bettler. Die Frau hörte Stimmen draußen. Sie ging hinaus, da fuhr der Oberknecht den Bettler an: „Du junger Kerl! Du kannſt wohl arbeiten! Biſt jünger als ich! Stärker als ich! Ihr Hunde, alle hierher! Beißt mir den Kerl vors Tor hinaus!“ / Die Herrin ſah dem Bettler ins Geſicht und ſtrich ihr weißes Haar zurück. „Hätte mir der Himmel einen Sohn geſchenkt, ſo möchte ich wohl, daß er ein ſolches Geſicht gehabt hätte, ſo ſchwarze Augen und ſo weiße Zähne und eine Locke ſo in die Stirn“, dachte ſie. Sie wies den Knecht zur Ruhe und lud den Bettler an den Ofen in die Küche. „Wärm' dich wenigſtens ein Stündchen!“ Aber da gab es bald Streit. Die Mägde gaben ihm von ihrem Eſſen, aber die Knechte warfen ihm Teller und Schüſſeln an den Kopf. Die Herrin ſteckte ſich eine goldene Broſche vor und ging in die Küche. „Komm ins Zimmer zu uns, fremder Mann“, ſagte ſie und hielt ihm die Tür offen. / Da ſaß der junge Bettler zwiſchen Mutter und Tochter und trank und ſang zur Laute und erzählte Geſchichten. Oft ſah er die Tochter an, und immer hing die Tochter mit den blauen Augen an ſeinem Geſicht. Sie ſpann und ſpann und ſtach ſich und das Blut lief ihr vom Finger auf die Schürze und

ſie merkte es nicht. / Die Herrin ging, ihm ein Nachtlager zu bereiten. „Wärſt du ſchwarz und wüſt," ſagte der Bettler zur Tochter, „ſo nähm' ich dich auf den Rücken und fort mit dir!" „Wär ich weiß und ſchön wie ein Engel," ſagte ſie, „dann ginge ich mit dir, wohin du willſt." Und ſchon waren ſie eins, vor dem erſten Hahnenſchrei zu fliehen. / Noch war es Nacht. Da ſchloſſen ſie leiſe die Tür auf, ſie lockte die Hunde, daß ſie ſtill waren, und ſchnell liefen ſie das Feld hinan, durch Geſträuch und durch Waſſer. / Als die Herrin wach wurde, tappte ſie zu des Bettelmanns Lager. Aber da war das Stroh kalt und der Bettler fort. Sie ſchrie Knechte und Mägde zuſammen. „Wenn der uns beſtohlen hätte! Nie wieder nehm' ich ſo einen Menſchen ins Haus!" Aber nichts war angerührt in Kiſten und Kaſten. „Wo bleibt die Tochter?" rief ſie. Sie eilte an das Bett, da war das Bett kalt und die Tochter weg. / „O weh! Sie iſt fort mit dem Bettelmann! Zu Pferd! Alles zu Pferd!" Sie ſetzte ſich ſelber in den Sattel. Straßauf, ſtraßab ſchollen die Hufe. / Aber in einem Tal, fernab, ſaßen die beiden und ſchnitten ſich Stücke von einem Käſe. Sie ſaß ihm im Schoß. Er ſteckte ihr Biſſen in den Mund, ſie ihm. „Wie wird meine Mutter durchs Haus ſchreien", ſagte ſie. „Mein Kind," ſagte er, „willſt du nicht zurück? Wie jung biſt du und kennſt die Bettlerſprache nicht." „Wie?" ſagte ſie, „ich ſchleppe den Fuß und hinke und übers Auge binde ich mir ein Tuch. Dann ſagen die Leute: O weh, das arme Ding! und geben. Und wir leben in Freude!"

Warum bliebſt du ſtumm?

Da war ein junger Ritter, bleich unter allen Sonnverbrannten, ernſt unter allen Lachenden, ſtumm unter allen Singenden. Einſam ritt er auf ſeinem ſchwarzen Roß dahin und ſah nicht die Menſchen rechts und links auf der Straße an. Woran er dachte, wenn er ſeinem Pferd auf den Hals ſah: Wer wußte es: Was in ſeinen Augen leuchtete: Wer wußte es: Sonntags führte er an der Hand ſeine Mutter zur Kirche. Aber daß da noch andre Frauen und Mädchen waren, das ſah er nicht. Und daß die Frauen und Mädchen alle ihn anſahen, das gewahrte er nicht. / Alle Frauen und Mädchen ſprachen von ihm. Nur eine nicht, Katharina mit Namen. Aber warum wurde dieſe mit jedem Tag bleicher und ſchwächer: Sie ging nicht mehr vors Haus. Sie legte ſich zu Bett und man ſperrte durch Vorhänge die Sonne von ihrem Zimmer ab. Kein Arzt konnte da helfen. Die Mutter weinte und betete zu Gott umſonſt. Der Vater ging abſeits in eine entlegene Kammer, und ein Diener, der da vorbeikam, hörte ihn laut aufſchluchzen. / Sie ſtreuten Blumen auf das Bett der Kranken, und während ſie mit ſchwachen Händen die Blumen ſtreichelte, mit geſchloſſenen Augen, begann ihr Leben mehr und mehr zu entweichen. / Einmal zog ſie der Mutter Ohr an ihren Mund und verriet

endlich, was ihr Geheimnis war. Sie ſprach nur ein Wort, nur einen Namen: „Heinrich“. Und drückte das Geſicht der Mutter an das ihre. / Schlief ſie? Lag ſie tot? Die Mutter warf ihr Tuch um, traf auf der Straße den Ritter. „Kommt ſchnell,“ ſagte ſie, „meine Tochter ſtirbt, weil ſie euch liebt und nicht lieben darf.“ / Da wachte des Ritters Geſicht wie aus dem Schlaf auf. Er erinnerte ſich, wie er als Kind Katharinen geſehn und mit ihr geſpielt hatte. Wie durch ein Wunder ſchwoll und zerriß ſein Herz plötzlich von unnennbarer Liebe. / Schneller als die Mutter war er im Haus, trat an das Bett. Aber da lag Katharina und hatte ihren letzten Atemzug getan. Laut klagte die Mutter und klagte den Ritter an. / Heinrich, das gar ſo bleiche Geſicht entzündet, als ſtünde es in Flammen, beugte ſich über die Tote und küßte ſie auf den Mund. / Und die Tote, noch voll Anmut daliegend, hob noch einmal den Kopf, öffnete die Augen, legte die Arme um den Jüngling und ſank wieder hin, von keinem Ruf aufzuhalten.

Der Knabe mit dem Mantel

Als König Arthur mit großer Gesellschaft bei Tisch saß, trat ein lieblicher Knabe ein. Niemand kannte ihn, aber da er so anmutig anzusehn war, wies ihn niemand fort. / Sondern zwei Damen rückten mit ihren Stühlen auseinander, daß er zwischen ihren Stühlen Platz hatte. „Zieh doch deinen goldenen Mantel aus“, sagte die eine. „Zieh ihn aus und laß mich ihn einmal anziehn“, die andere. Aber der Knabe zog den Gürtel enger und sagte: „Hütet euch, ihr Damen!“ „Warum?“ fragten die beiden. „Warum?“ fragten alle, Damen und Herren. „Weil der Mantel nur der Frau steht,“ sagte der Knabe, „die ihrem Herrn treu war.“ / König Arthur sah scharf herüber, alle Herren suchten mit den Augen halb nach ihren Frauen. Aber die Königin Genever, stolz und stattlich, kam mitten durch den Saal daher, nahm dem Knaben den Mantel von der Schulter und warf ihn sich um. O weh, was nahm der Mantel für eine Farbe an! Erst wurde er grün, dann grau, dann ganz schwarz. König Arthur sagte: „Was ist das? Mit dir stehts nicht gut!“ und hob sein Glas an den Mund. Die Königin aber warf den Mantel ab und floh, das Gesicht wie mit Blut begossen. Sie fluchte dem Weber und dem Walker, die das Stück Tuch gemacht, und schwur Strafe dem Knaben, der den Mantel hereingetragen. „Lieber möchte ich im Wald sein

unter den grünen Bäumen, als hier im Saal, ſo beſchimpft!“ rief ſie. Da ſah ſie eine ihrer Damen lachen. „Was?“ rief ſie, „mit dir ſteht's auch nicht beſſer. Geh hin und zieh den Mantel um.“ / Zum Knaben ging die Dame mit kurzem Schritt, griff nach dem Mantel. Aber wie ging's ihr, kaum daß ſie ihn anhatte? Mutternackt ſtand ſie da vor allen Gäſten. Die Herren wollten faſt zerberſten vor Lachen, aber den Damen zitterte das Herz. Wie mit Blut begoſſen warf die Nackte ihren Mantel ab und lief in ihre Kammer. Alle mußten nun heran, ſo viele Damen da waren. Keine beſtand. Der einen flog der Mantel davon, der andern zerfiel er in Fetzen, der dritten fing er an zu träufen, als käme er aus dem Regen. / Furchtſam und verſteckt ſtand noch Ritter Kraddocks Weibchen da. „Heran, heran!“ riefen alle Frauen, „das wäre die rechte!“ „Bei der das Mäntelchen bleibt, der gehört es!“ rief der Knabe. Kraddock rief ſein Weibchen heran: „Geh hin, verdien' dir das Mäntelchen!“ Die Damen ſchrien vor Lachen. / Und o weh! Kaum hatte das junge Weibchen den Mantel an, da rollte ſich der Mantel zuſammen und lag ihr auf den Füßen. Das Weibchen, erſchreckt nach dem Mantel hinunterſehend, ſagte: „Du garſtiger Mantel, was fällt dir ein? Jeder kann hören, woran es fehlt. Ich habe Ritter Kraddock geküßt, im Wald, ehe er mein war.“ / Die Weiber ſchrien noch toller und höhnten. Aber kaum hatte ſie ihre ganze Sünde bekannt, hob ſich der Mantel, legte ſich ihr um die Schulter und leuchtete von Gold mehr als vorher. Da wagten die Damen nichts mehr zu ſagen; Ritter Kraddock nahm ſein Weibchen in den Arm und führte ſie in den Wald. Denn jetzt mußte er ſie erſt einmal recht abküſſen.

Das tote Herz

Von dem Tage an, da der Graf von Fayel seine junge Frau heimführte, seit der Stunde, da der junge Kastellan von Coucy diese Frau zum ersten Male sah: ward er nicht mehr in ausgelassener Gesellschaft gesehn wie sonst. Einsam saß er an Büschen im Gras oder am Ufer der Flüsse und sah — wohin? Ja, wohin sah er? In irgendeine Weite hinaus. Und als der Sommer höher stieg, malte er Gedicht um Gedicht zierlich und farbig auf Pergament. / Im Herbst kleidete er seine Brust in Weiß, heftete das Kreuz über den ewig jagenden Schlag seines Herzens, stieg zu Roß mit seinem Knecht und ritt mit den Tausenden ins Heilige Land. Vorher aber warf er, was er an Versen gemalt hatte, in ein seidenblaues Tuch gelegt, durch das offene Fenster in das Zimmer der Gräfin. / Im ersten Kampf schon schoß dem, der sich nicht schützte, ein Pfeil durch das Kreuz in die Brust. Der junge Kastellan von Coucy lag und blutete und wurde schnell bleicher. „Wenn dieses Herz ausgeschlagen hat," sagte er zu seinem Knecht, „nimm es aus seinem Leib. Begrabe den Leib hier, wo er liegt. Das Herz aber bette in die goldene Urne, die du zuunterst in der Satteltasche finden wirst. Bring es der Gräfin von Fayel." / Der Knecht stieg zu Schiff. Durch Sturm und Blitz

trug er ſorgſam die Urne. Wenn alle Herzen in Entſetzen ſchlugen, das eine war ruhig. Endlich durch den Wald von Fayel ritt der Knecht, die Urne vor ſich auf dem Sattel. / Da tönten Hörner, Rufe von Jägern, und durch den Buſch brach ein Hirſch. Von einem Pfeil gerade ins Herz getroffen, ſank er tot vor dem Pferd des Knechtes hin. Zugleich, von allen Seiten, ſprangen die Knechte des Grafen von Fayel hervor. Aber ſtatt nach dem Hirſchen griffen ſie gleich nach der goldenen Urne des fremden Knechts. / Der Graf kam hinzu. Der Knecht bat: „Schütze mich, Herr! Hier trage ich das Herz meines Herrn, des Kaſtellans von Coucy.“ Der Graf ſah ihm ins Geſicht. „Behalte deine Urne, da du ein ſo treuer Knecht biſt.“ Der Knecht gab ſeinem Pferde den Sporn. „Laß auch deine Knechte nicht heimlich mir nachreiten. Die Gräfin von Fayel wird dir danken. Zu ihr bringe ich das Herz.“ / Der Graf von Fayel veränderte fürchterlich ſein Geſicht. „Jene Dame kenne ich ſehr gut. Gib her, ich bringe ihr ſelber dieſes Herz.“ Damit entriß er die Urne dem Knecht, verſteckte ſie unter dem Mantel und ritt mit ſeiner Schar davon. Finſter, voll Zorn. An ſeinem erregten Herzen hielt er das tote. / Im Schloß ward der Hirſch gleich den Köchen übergeben zu einem Feſtmahl. Das Herz brachte der Graf beſonders und ſelber in die Küche. „Daß es mir herrlich bereitet und gewürzt wird!“ / Als er mit ſeiner Gattin bei Tiſch ſaß, ward auf goldener Schale, mit Blumen bunt verziert, das Herz aufgetragen. „Immer,“ ſagte der Graf, „und von allem, was ich erjage, gehört dir das Herz.“ / Kaum hatte die Gräfin zu eſſen angefangen, da ſtürzten Tränen aus ihren Augen,

ſie fiel über den Tiſch und weinte, daß man dachte, ſie müſſe ſterben daran. Teufliſch lachte ihr Mann: „Schon Taubenherzen ſollen traurig machen. In der Tat, wie viel mehr muß dich rühren das Herz, das ich dir vorſetzte: das Herz des Kaſtellans von Coucy, der dir die ſchönen Lieder gedichtet hat, die du heimlich abends in deinem Zimmer lieſt und lieſt.“ / Die Gräfin ſtand auf, ſich am Tiſch haltend. „Wie haſt du dir ſelber Übles getan! Treu war ich dir. Aber nun iſt dieſes Herz in mich eingegangen. Ich trage es mit. Es lebt in mir. Es wirkt in mir. Nun kann ich keinen andren mehr lieben als den, dem es gehörte. Und keine andre Speiſe kann ich nach dieſer mehr eſſen.“ / Sie ſchwand hin in einigen Tagen, immer bleicher werdend, aber dennoch wie aufblühend, mit heiterem Mund und einem Leuchten auf der Stirn.

Der Schleier von oben

An der Küſte der Normandie ſteht ein Fels im Meer. Das heißt, wenn Flut iſt. Iſt aber Ebbe, ſo erſtreckt ſich vom Land zum Fels trockener Sand. Und wer ſchnellen Fußes iſt, kann vom Land her den Fels oder vom Fels das Land erreichen, ehe die Flut wieder herantoſt, was zweimal am Tage geſchieht. / Der Fels trägt auf ſeiner Spitze eine Kapelle, dem heiligen Michael geweiht. Weiß blitzt das ſchräge Dach über das blaue Waſſer. An hohen Feſten wallfahrten die Menſchen von der Küſte zu dieſer Kapelle hin. Einſt aber hatte der Prieſter länger ſeine Meſſe geleſen, und es galt Eile, um noch ſicher ans Land zu kommen. Noch aber waren die erſten nicht am Ufer, da ſpülte den letzten ſchon die Flut an den Ferſen. Ein mächtiges Laufen, Drängen, Schreien entſtand. Auch von den Seiten leckte ſchon das Waſſer und eilte den Laufenden zuvor. Nur ein ſchmaler Weg blieb, auf dem einer den andern niederſtieß, einer über den andern wegkletterte, ſelten einer einen Gefallenen aufhob. / Unter den Wallfahrern war eine Frau, ſchwanger. Die verlor ganz ihre Kraft. Schmerzen ließen ſie einhalten im Lauf. Sie ward geſtoßen, überrannt, blieb liegen. Nicht einmal der letzte der Vorwärtskeuchenden, ein Mann, der ſeine alte Mutter führte, machte auch nur eine Sekunde

bei ihr halt. / Als die Geretteten am Land waren und gleich hinter ihnen die Flut wie mit weiß=schäumendem Maul hochſpritzte, ſahen ſie ſich nach der zurückgelaſſenen Frau um. Sie bemerkten ſie auf einem letzten Reſt Land, der noch wie eine Inſel mitten und ſonnig aus dem Waſſer leuchtete. Die Frau verharrte auf demſelben Fleck. Ob ſie ſtand oder hockte, war nicht zu erkennen. Alle Menſchen des Ufers, beſchämt, daß ſie die Frau verlaſſen hatten, knieten nieder und beteten laut zum Himmel. / Das aber war am Land nicht zu ſehen, daß die Frau gleichfalls kniete und die Hände zum blauen Himmel hochſtreckte, das war am Land nicht zu hören, daß die Frau ſchrie zum Himmel, für ſich und ihr Kind, während das Waſſer ihre Kleider ſchon zu heben anfing und gegen ſie anſchäumte wie gegen ein Stück Fels. / Und auch das ſah man vom Land nicht, daß ſich in der unbewölkten Luft etwas wie eine kleine, weiße Wolke bildete, ſich ſchnell herabſenkte und als ein Schleier vor der Frau niederfiel, die mit raſenden Händen darnach griff. Während das Waſſer die Frau ganz emporhob, legte ſich der Schleier unter ſie und trug ſie wie ein Schiff. / Als die Flut wieder zur Ebbe wurde und vom Lande abſchäumte, da trat aus der Wolke die Frau hervor, heiter, leuchtend, und auf den Armen ein neugebornes Kind.

Der Falke auf der Hand

Ein Kloſter war an einen Fluß gebaut, mit einer weißen Mauer ringsum. Im Kloſtergarten goſſen die alten Nonnen die Gemüſebeete, die jungen aber ſahen über dem Unkrautjäten manchmal nach den weißen Wolken und den Wipfeln der grünen Bäume, die draußen ſtanden und über die Mauer ragten. Bisweilen regte ſich in den Wipfeln ein Wind, obwohl es im Kloſtergarten ganz ſtille war. Dann ſchauerte manche der jungen Nonnen mit. / Eine Grafentochter war darunter, erſt ſiebzehnjährig und ſo anmutig, als ob ſich ein Roſenſtock von der Wurzel gelöſt hätte und durch den Garten wandelte. Sie lachte und ſang, als ob hier kein Kloſter wäre, und niemand nahm es ihr übel, nicht einmal die Äbtiſſin. / Ein heißer Mittag. Alle ſchliefen. Das Mädchen hielt es im Hauſe nicht aus, ſie mußte ins Freie, um einen luſtig kühlen Platz zu finden. Die Kloſtermauer entlang gehend, ihr Vorhaben ganz vergeſſend, in einem plötzlichen Einfall häufte ſie Holz hoch aufeinander, das da lag, kletterte hinauf und ſah zum erſten Male über die Mauer ins Land. / Wie war das weit! Wie war der Fluß ſilbern! Und ein Schiff darauf. Und fern, fern an Felſen ein Städtchen mit Türmen und einer Burg darüber. / Sie legte die Arme auf die Mauer und ihr Kinn

auf die Arme und ſah alles an, als ob ſie vorher, ehe ſie ins Kloſter gebracht wurde, die Welt nie geſehen hätte. / Zwiſchen Fluß und Mauer bog ſich eine Straße. Dieſe Straße her kam ein Reiter. Er glänzte ſilbern wie der Fluß. Die Hufe des Pferdes ſchlugen wie helle Hämmer an die Erde, obwohl er noch fern war. Bald zeigte es ſich, daß es ein junger Ritter war, den Helm trotz der Sonne am Riemen über den Rücken hängend, ein Geſicht braun und roſig und ſchwarze Augen, die er ſchon von weitem zu der jungen Nonne aufhob. Auf der Hand aber trug er einen ſchönen, ſchmalen Falken. / Das Mädchen ſah zwar immer das Geſicht des Ritters an, ſah aber doch den Falken, denn ſie redete in aller Unſchuld den Ritter an: „Was habt Ihr für einen ſchönen Falken!“ / Der Ritter, verwundert, daß er angeredet wurde, lachte und ſagte: „Ja.“ / „Wohin bringt ihr ihn? Sicher einer ſchönen Dame zum Geſchenk. Ach, wer ſchenkt je einem Nönnchen hinter der Mauer was?“ / Der Ritter verwunderte ſich immer mehr über des Kindes Dreiſtigkeit, ſah zweifelnd in das unſchuldige Geſicht, begriff aber ſchnell und ſagte: „Ihr könnt ihn haben.“ / „Ach, woher ſoll ein armes Nönnchen Geld haben?“ / „Ihr braucht kein Geld. Ihr habt ja, was mehr iſt als Geld.“ / „Wie? Ach, ich habe nur ein Sonntagskleid im Schrank von früher her, mein Gebetbuch, ſchön bemalt, Schere und Nadel. Das werdet Ihr alles nicht wollen.“ / „Nein, das will ich alles nicht. Aber Ihr habt ja etwas, was Euch Gott gegeben hat. Gebt mir davon, es wird nicht einmal weniger dadurch. Ihr behaltet, was Ihr habt.“ / „Wie? Was ſoll das ſein?“ / „Komm herunter und be-

zahle mit der Münze der Liebe!“ / Das Mädchen war nicht so unerfahren, daß sie nicht schon gesehn hätte, wie zweie sich küssen. Sie errötete und ihr Herz fing laut zu schlagen an. Wie kam es? Der Falke lockte. Das Gesicht des Ritters war jung und zutraulich wie eines Bruders Gesicht. Die Sonne brannte. Der Fluß und die Welt lagen da und die Wolken zogen weiß drüber hin: Das Mädchen kletterte über die Mauer und sprang dem Ritter in die Arme. / Er führte sie an den Fluß, band sein Pferd an einen Strauch und im Schatten desselben Strauchs setzten sie sich ins Gras. / Da gab es viel zu erzählen und viel anzusehn, und eine Stunde verging allzuschnell. Arm in Arm mit ihm sitzend, sagte sie: „Flink, mach' dich bezahlt mit der Münze der Liebe. Nimm dir, so viel du willst. Dann gib den Falken.“ Damit hielt sie ihm den Mund hin und glühte auf und schloß die Augen. / Aber er wußte mehr als sie und es war mehr, was er von ihr begehrte und was sie gab, staunend, beglückt auf nie geahnte Weise, Kind und Weib zugleich. Die Sonne stand schon schräg, als der Ritter das Mädchen über die Mauer zurückhob. Sie sah ihm nach, lange, sie winkte, er winkte. Taumelnd ging sie ins Haus, mit Augen wie verschlafen, wissender als vorher und doch unwissend. / Auf der Treppe begegnete ihr die Äbtissin. „Seht den schönen Vogel“, rief sie schnell und hielt den Falken auf der Hand, „den habe ich gekauft so billig von einem jungen Ritter am Fluß. Nur für Liebe, mehr forderte er nicht. Ach, Äbtissin, wie schön ist Liebe! Was stecken wir hier im Kloster? Wir sollten alle hinaus und Liebe suchen!“ / Aber die Alte! Sie wurde weiß wie ihre

Haube und dann rot, als brenne ſie. Und was kam an Schimpfworten aus ihrem ſonſt ſo frommen Mund. Sie ſchlug das Kind mit Fäuſten, ſie trat, ſie ſpie. „Was? Du Dirne, du gemeine Hure! Deine Jungfernſchaft haſt du verloren!“ / Das Mädchen ging in ihre Zelle, grün und blau zerſchlagen, Beulen im Geſicht und naß von Tränen. Aber die Erinnerung an das, was vorhergegangen, war zu ſchön, als daß die Trauer lange angedauert hätte. „Wieſo? Was ich verloren habe, kann ich ja wieder holen“, dachte ſie. / Und nun lag ſie Tag um Tag auf der Mauer und ſah nach dem Ritter aus und betete, daß Gott ihn ſchicken möge. / Bis er kam, da es ihn ja wohl auch treiben mochte, noch einmal Nachſchau zu halten. Auf demſelben Pferd kam er, wieder den Helm auf den Rücken gebunden, wieder Sonne im Geſicht und mit den Zähnen herauflachend. „Hier, nimm den Vogel zurück,“ ſagte das Mädchen ſchnell, „ich darf ihn nicht behalten. Aber gib mir erſt zurück, was du mir dafür genommen haſt.“ / Der Ritter ſtaunte noch mehr als früher und begriff nicht, was hier Unſchuld, was Begierde war. Aber er bedachte ſich nicht lang, ſtellte ſich in den Steigbügeln hoch und fing das Mädchen in ſeinen Armen auf. Sie ſaßen unter demſelben Strauch, unter dem ſie das erſtemal geſeſſen hatten. Er wartete nicht lange mit der Zurückzahlung. Als er ihr das Kleid glatt ſtrich und ſie heimſchicken wollte, ſagte ſie: „Nein, ehrlich zurückgezahlt. Dreimal haſt du von mir die Münze der Liebe genommen, dreimal mußt du ſie mir zurückgeben.“ / Wieder im Garten, lief das Mädchen ſchnell zur Äbtiſſin und klopfte an die Tür. „Äbtiſſin, nun habe ich wieder, was ich verlor. Ich habe mich

nicht betrügen laſſen. Alles habe ich wiederbekommen, voll gezählt. Jetzt ſeid wieder gut.“ Sie küßte der Alten die Hände und ſank auf die Knie, noch glühend von dem, was vorher war. / Die Alte ſtand und beugte ſich und ſah auf die klare Stirn des Mädchens. „Gott hat es ſo gewollt,“ ſprach ſie, „wer doch auch ſo ein Kindlein wäre!“

Der Löwe

Auf der Fahrt nach der Türkei geriet Herzog Heinrich von Braunschweig in einen Seesturm. Sein Schiff ging unter. Schwimmend rettete er sich auf eine Insel und sah bald, daß er der einzige Gerettete und daß die Insel ganz unbewohnt war. / Viele Tage irrte er herum. Sein Rock war von Dornen zerfetzt. Nachts wagte er nicht zu schlafen aus Furcht vor den wilden Tieren. Seine Nahrung waren Beeren. / Eines Tages sah er in einem Wald eine gewaltige Schlange mit einem Löwen kämpfen. Der Löwe war schon daran, zu unterliegen. / Obwohl Heinrich von beiden Tieren nichts Gutes zu erwarten hatte, vermochte er die Not des Löwen, um dessen Leib sich die Schlange gewunden hatte, nicht mitanzusehen. Er packte mit schnellem Sprung die Schlange an der Gurgel und ließ nicht ab, bis er sie erdrosselt hatte. / Da kroch der Löwe, befreit und noch von Kräften, zu Heinrichs Füßen, sah zu ihm auf, kroch ihm nach, wohin er auch ging und verließ ihn von dieser Stunde an nicht mehr. / Er brachte ihm jeden Tag einige Tiere, die er jagte und deren Fleisch Heinrich an der Sonne dörrte. Kein anderes wildes Tier wagte sich mehr in die Nähe Heinrichs, aus Furcht vor dem Löwen, der der größte der Insel war. / Aber Heinrich ließ

nicht ab, nachzuſinnen, wie er aus dieſer Einſamkeit wieder unter die Menſchen gelangen könnte. Endlich baute er ſich aus zuſammengelegtem Holz, das er mit Reiſern durchflocht, ein Floß und ſetzte es aufs Meer. / Er wartete ab, bis der Löwe einmal in den Wald zu jagen gegangen war. Da beſtieg er ſchnell ſein Fahrzeug und ſtieß vom Lande ab. / Als der Löwe zurückkehrte, früher als ſonſt, wie von einer Ahnung getrieben, fand er ſeinen Herrn nicht mehr vor. Mit einem Wehſchrei jagte er zum Ufer: da ſah er ſeinen Herrn in weiter Ferne auf dem Waſſer, ſchon ganz klein. Ohne Beſinnen ſprang er in die hohen Wogen und ſchwamm dem Floß nach. Der Herzog ſah ihn, und das Tier dauerte ihn ſehr, denn es war ſicher, daß das Tier in den Wellen untergehen müſſe. Schon ſah er ihn nicht mehr und war traurig. Aber da tauchte der Löwe auf anderer Seite wieder auf, ſchlug mit letzten Kräften in die Wellen und erreichte das Floß. / Heinrich zog ihn hinauf. Der Löwe legte ſich zu Heinrichs Füßen und lag erſchöpft drei Tage und Nächte, ohne ſich zu rühren. / Wie lange Wochen mußten ſie nun hungern, frieren, wurden von Stürmen in alle Himmelsrichtungen geſchlagen. Dabei brachen immer mehr Stücke von ihrem Floß ab. / Eines Tages aber kamen ſie in die Nähe eines Schiffs. Heinrich ſchrie und winkte, bis das Schiff ſich näherte und ein Boot ausſetzte. / Die Leute im Boot waren nicht wenig verwundert, einen Menſchen friedlich mit einem Löwen auf dem Fahrzeug zu ſehen. Sie erklärten ſich bereit, Heinrich auf das Schiff zu nehmen, aber nicht den Löwen. / So großen Schmerz Heinrich empfand, mußte er den

Löwen allein auf dem Floß zurücklaſſen. / Aber er hatte kaum das Schiff beſtiegen und das Schiff hatte kaum wieder alle Segel aufgeſetzt, da war auch ſchon der Löwe im Waſſer hinter dem Schiff her. Den ganzen Tag ſchwamm er. Heinrich war froh, als die Nacht kam, um nicht ſehen zu müſſen, wie er endlich unterſinken würde. / Als aber die Sonne aufging, da ſchwamm der Löwe, wenn auch matt und weit zurückgeblieben, doch noch hinter dem Schiff. Da bat Heinrich den Schiffskapitän ſo ſtürmiſch und verſprach allen Leuten auf dem Schiff ſo hohe Belohnung, daß ſie ſich endlich bewegen ließen und den Löwen aufs Schiff heraufnahmen. / Nach wenigen Tagen gelangte das Schiff glücklich ans Feſtland. Nun mußte der Herzog mit dem Löwen durch viele Länder wandern, in allen Dörfern und Städten angeſtaunt. Überall verſagte man ihm Herberge. In Wäldern wurde er von Räuberbanden angegriffen, aber immer von dem Löwen gerettet. Doch bluteten ſie beide aus vielen Wunden, und beide waren ſie ganz eingefallen und mager von all den Entbehrungen und Mühen, als ſie endlich in des Herzogs Hauptſtadt ankamen. Heinrichs Kleid war ganz zerfetzt, ſo daß überall der nackte Leib durchſah. Sein Haar und ſein Bart hingen ihm lang herab und ſo dick verflochten, daß er den Finger nirgendwo hindurchſtoßen konnte. / Aber ſieh an: in Braunſchweig war Feſtesfreude. Die Häuſer waren mit Teppichen und Blumen behängt, die Menſchen in ſonntäglichen Kleidern. / Heinrich fragte eine Frau. Sie gab dem Bettelmann kaum Antwort: „Heute hält Herzog Heinrichs Weib Hochzeit. Sieben Jahre ſind um. Sie hält ihn

für tot und hat das Warten aufgegeben.“ Da ging Heinrich mit ſeinem Löwen, angeſtaunt und angeſchrien, durch das Gewühl der Straßen. Er wollte ins Schloß treten. Aber die Diener wieſen ihn zurück. / Traurig ſaß er auf der Hausmauer neben der Tür, der Löwe zu ſeinen Füßen, den Kopf auf Heinrichs Knie gelegt. / Nur ein Diener hatte Mitleid mit ihm und brachte ihm einen Teller Suppe. „Dank,“ ſagte Heinrich, „aber bring auch meinem Löwen etwas.“ / Der Diener brachte einigen Abfall. „Dank,“ ſagte Heinrich, „aber nun bitte ich die Braut um einen Trunk von dem Wein, den ſie ſelber trinkt, um auch mein Herz zu erfreun.“ / Der Diener lief hinauf zu der Herzogin und ſagte ihr die Worte des Bettlers, berichtete ihr auch, daß das ein Mann ſei, dem ein Löwe mitfolge. Die Herzogin wunderte ſich, füllte einen Becher mit ihrem Wein und ſandte ihn dem Pilger. / „Wer magſt du wohl ſein?“ fragte der Diener, „daß du von dieſem edlen Wein forderſt, den man ſonſt nur der Herzogin einſchenkt?“ / Der Pilger trank, nahm ſeinen goldenen Ring, warf ihn in den Becher und hieß den Diener, ihn der Braut zurückzutragen. / Als ſie den Ring herausnahm, in dem Herzog Heinrichs und ihr eigener Name geſchnitten waren, erbleichte ſie, ſtand ſchnell auf und trat an die Zinne, um nach dem Fremden zu ſchauen. Sie ſah den zerriſſenen Mann, der da mit dem Löwen ſaß. / Darauf ließ ſie ihn in den Saal heraufrufen und fragen, wie er zu dem Ring gekommen wäre? „Das iſt mein Ring. Ich habe ihn von meinem eigenen Finger genommen, wo ich ihn getragen habe mehr als ſieben Jahre.“ / Als man dieſe Antwort der

Herzogin überbracht hatte, ſah ſie den Fremdling an und fiel vor Scham und Furcht zur Erde, als ſie ihren Herrn erkannte. / Im ganzen Saal entſtand große Furcht. Der Bräutigam griff drohend zum Schwert und rief ſeine Knechte herbei. Aber der Löwe hieb ihn mit einem Schlag ſeiner Tatze nieder. / Herzog Heinrich nahm ſein Weib und Land zurück. Obwohl er ein gerechter Richter und Beſchützer der Armen blieb, wie nie ein Fürſt gelebt hatte, hielt er ſich von ſeinem Weib und allen Menſchen immer mehr fern. / Ganz einſam und ſtumm ſchritt er durch die Hallen ſeines Schloſſes. Aber keinen Schritt tat er ohne den Löwen, auf deſſen Haupt er immer, im Gehen und im Sitzen, ſeine Hand gelegt hielt. / Als Heinrich im hohen Alter ſtarb, folgte als erſter der Löwe ſeinem Sarg. Als das Grab geſchloſſen war, legte er ſich darauf, nahm keine Nahrung mehr an, bis auch er verſchied. / Das Tier liegt auf der Burg zu Braunſchweig begraben und ſeiner Treue zu Ehren wurde ihm eine Säule errichtet.

Die Kinder im Berg

In Hameln war einſt eine große Mäuſenot. Die Mäuſe fraßen die Keller leer und waren ſo dreiſt geworden, daß ſie beim Mittageſſen in Scharen über den Tiſch liefen. / Da ließ ſich eines Tages ein wunderlicher Mann ſehen. Er hatte einen Rock von vielfarbigem Tuch an und gab ſich für einen Rattenfänger aus. Er verſprach, gegen einen gewiſſen Lohn die Stadt von allen Ratten und Mäuſen zu befreien. / Der Bürgermeiſter und der Rat der Stadt verſprachen ihm dieſen Lohn. / Sogleich ging der Rattenfänger auf die Straße hinaus, zog ein Pfeifchen heraus und pfiff. Immer pfeifend ging er vom Markt durch die Hauptſtraße. Wo eine Seitengaſſe mündete, ſtand er und pfiff hinein. / Es dauerte nur eine Minute, da kamen aus allen Häuſern und Straßen die Mäuſe heraus. Sie ſammelten ſich um den Mann und folgten ihm in dichtem Zug. Am Tor machte er halt und pfiff noch ein und das andere Mal. Da kamen die letzten Nachzügler herbei. / Als er dachte, daß nun keine Ratte und keine Maus mehr in den Häuſern zurückgeblieben war, ging er durchs Tor hinaus. Der ganze Haufe folgte ihm. Immer pfeifend ging er über die Wieſe an den Waſſerfluß. Er zog Schuhe und Strümpfe aus, hing ſie ſich über die Schulter

und trat in das Waſſer. Alle Tiere folgten ihm und ertranken. / Jetzt aber, da die Bürger von ihrer Plage befreit waren, fingen ſie an, dem Mann von dem Lohn abzuhandeln. Schließlich ſtellten ſie ſich zornig über ſeine Weigerung und wieſen ihn ganz ohne Lohn aus der Stadt. / Der Mann ſagte kein Wort. Er verließ den Saal und trat auf den Markt. Als er da unten ſtand, ſah er kurz nach rechts und links, zog ſein Pfeifchen heraus und pfiff. Genau ſo, wie er vorher den Mäuſen gepfiffen hatte. / Diesmal aber kamen aus allen Häuſern die Kinder heraus. Sie faßten ſich bei den Händen und eilten und ſammelten ſich im Zug hinter dem Mann. Er ſchritt die Hauptſtraße hinunter und, gerade wie beim erſten Male, machte er an allen Seitengaſſen halt und pfiff hinein. Von überall her kamen die Kinder, Knaben und Mädchen vom vierten Jahr an, herzu. Auch die ſchon halb erwachſene Tochter des Bürgermeiſters. / Der ganze Schwarm, mit der Pfeife ſingend und tanzend, ging mit dem Mann zum Tor hinaus. / Er führte ſie an einen Berg, vor den er geradenwegs hinſchritt, als ob dort eine Tür ſei. Und wirklich öffnete ſich der Berg, und der Mann mit allen Kindern verſchwand darin. / Dies hatte ein Kindermädchen geſehn, welches mit einem Kind auf dem Arm von fern nachgezogen war. Sie kehrte um und erzählte von dem Zug in der ganzen Stadt. / Die Eltern liefen haufenweiſe vor alle Tore und ſuchten ihre Kinder. Die Mütter fingen an zu ſchreien. Es wurden ſofort Boten geſchickt in alle Richtungen, in alle Täler, in alle Städte. Aber nirgendwoher kam von den Kindern eine Nachricht. / Es waren im ganzen hundertunddreißig verloren. Zwei ſollen

ſich verſpätet haben und zurückgekommen ſein. Davon aber war das eine blind, das andere ſtumm. So daß das blinde den Ort nicht zeigen konnte und nur erzählen, wie ſie dem Spielmann gefolgt waren, das ſtumme den Ort zeigen, aber nichts dazu erklären konnte. / Ein Knäblein war im Hemd mitgelaufen und wurde von ſeiner älteren Schweſter zurückgeſchickt, ſchnell ſeinen Rock zu holen. Dadurch entging es dem Unglück. Denn als es zurückkam, waren die andern ſchon im Berg verſchwunden und der Berg wieder geſchloſſen.

Heinrich Suſo im Walde

Heinrich Suſo, der Mönch, kam einſt von Niederland und wollte den Rhein hinauf. Er hatte bei ſich einen jungen Geſellen, der war leicht zu Fuß, und es geſchah eines Tages, daß er dem ſchnellen Geſellen nicht mehr folgen konnte, denn er war müde und krank geworden. / Der Geſell ging ihm voraus wohl eine halbe Meile. Der Mönch blickte hinter ſich, ob er niemand ſähe, mit dem er durch den Wald ginge, an den er nahe herangekommen war. Denn es war ſpät am Tage und der Wald war groß und furchthaft, weil viele Menſchen darin ermordet wurden. / Er ſtand ſtill vor dem Wald und wartete, ob jemand käme. Da kamen dorther zwei Menſchen, die gingen ſehr raſch. Eine junge, ſaubere Frau und ein greulicher, langer Mann mit einem Spieß und einem langen Meſſer, in einem ſchwarzen Wams. / Der Mönch erſchrak über des fürchterlichen Mannes Ungeſtalt und blickte um ſich, ob er jemand ſähe nachgehn. Aber er ſah niemand. Er dachte: „O Gott, was für Leute ſind das? Wie ſoll ich durch dieſen langen Wald kommen, und wie wird es mir ergehn?“ / Er machte ein Kreuz über ſein Herz und wagte es. / Als ſie in den Wald kamen, tief hinein, da trat die Frau heran zu ihm und fragte ihn, wer er wäre oder wie er hieße. Da

ſagte er ihr ſeinen Namen. / Sie ſprach: „Lieber Herr, ich kenne Euch wohl von Eures Namens wegen. Ich bitte Euch, daß Ihr meine Beichte hört.“ / Sie fing an und beichtete und ſprach: „O weh, tugendhafter Herr, ich klage Euch, daß mir ſo übel geſchehen iſt. Seht Ihr den Mann, der uns nachgeht: Der iſt ein rechter Mörder, er mordet die Leute hier in dieſem Wald und auch anderswo und nimmt ihnen ihr Geld und Gewand. Er ſchont niemand auf Erdreich. Er hat mich betrogen und fortgeführt von meinen ehrbaren Freunden, und ich muß ſein Weib ſein.“ / Der Mönch erſchrak über dieſe Rede, daß er faſt ohnmächtig geworden wäre. Er ſah ſich um in jämmerlicher Furcht, ob er jemand ſähe oder hörte, oder ob er auf keinem Wege könnte entrinnen. Aber er ſah und hörte niemand in dem finſtern Wald, als den Mörder ihm nachgehn, und er dachte: „Fliehſt du nun alſo müde, ſo hat er dich bald erlaufen und tötet dich. Schreiſt du, das hört niemand in dieſer Wüſte, und du biſt doch des Todes.“ / Er ſah auf voll Angſt zum Himmel und ſprach: „Ach Gott, wie ſoll es mir heute ergehn! O Tod, wie biſt du mir nah!“ / Als die Frau gebeichtet hatte, ging ſie hinter ſich zu dem Mörder und ſprach: „Hör', lieber Geſell, geh hin und beicht' auch. Die Menſchen daheim ſind des Glaubens: wer ihm gebeichtet hat, wie ſündig er auch ſei, daß dem Gott doch vergebe. Darum tu' es. Vielleicht kommt dir Gott ſeinetwegen in deinem jüngſten Seufzen zu Hilfe.“ / Da ſie alſo beide miteinander raunten, da erſchrak der Mönch vollends und dachte: „Du biſt verraten.“ / Der Mörder kam hervor. / Als der Mönch ſah, daß der Mörder mit dem Spieß auf ihn zutrat, da

erzitterte er in ſeinem Eingeweide und er dachte: „Jetzt biſt du verloren.“ Denn er wußte nicht, was ſie geredet hatten. / Nun war es da ſo beſchaffen, daß der Rhein dicht an dem Wald vorbei rann. Der ſchmale Weg ging über den Uferrand, und der Mörder richtete es ſo, daß der Mönch auf der Waſſerſeite gehn mußte, und er ſelbſt ging auf der Waldſeite. / Als er ſo ging mit zitterndem Herzen, fing der Mörder an zu beichten und offenbarte ihm alle Totſchläge und Morde, die er je begangen hatte. Beſonders ſagte er ihm einen greulichen Mord, über den des Mönches Herz ganz erſchrak, und ſprach ſo: „Ich kam einſt her in dieſen Wald um Mordens willen, wie ich auch jetzt getan habe. Da kam zu mir ein ehrbarer Prieſter, dem beichtete ich. Der ging neben mir her, wie Ihr jetzt tut. Und als die Beichte aus war, zog ich dies Meſſer heraus und ſtach es durch ihn und ſtieß ihn von mir über das Ufer in den Rhein ab.“ / Dieſe Rede und Gebärde des Mörders erſchreckte den Mönch ſo ſehr, daß ihm der kalte Todesſchweiß vom Geſicht über die Bruſt hinunterrann. Er erzitterte und verſtummte, daß ihm alle Sinne vergingen und er ſah neben ſich, auf den Augenblick wartend, da dasſelbe Meſſer in ihn ſtechen würde und ihn auch hinabſtieße. / Als er voll Ängſten nieder wollte fallen und nicht mehr vorwärts konnte, da ſah er in letzter Verzweiflung um ſich wie ein Menſch, der gern dem Tode entronnen wäre. / Sein entſetztes Geſicht erſah des Mörders Geſellin. Sie lief hinzu und griff ihm, als er niederſank, unter die Arme, hielt ihn feſt und ſprach: „Guter Herr, fürchtet Euch nicht, er tötet Euch nicht.“ / Der Mörder ſprach: „Mir iſt

ſo viel Gutes von Euch geſagt, dafür will ich Euch heute leben laſſen. Bittet Gott, daß er mir armem Mörder an meiner jüngſten Hinfahrt durch Euch zu Hilfe komme.“ / Unterdes waren ſie aus dem Wald gekommen. Des Mönchs Geſell ſaß dort vor dem Walde unter einem Baum und wartete auf ihn. / Der Mörder und ſein Geſpiel gingen vor. Der Mönch kroch zu ſeinem Geſellen, fiel da nieder auf die Erde und ſein Herz zitterte und ſein ganzer Leib, wie wenn einen das Fieber ſchüttelt. / So lag er lange. Als er wieder erquickt war, ſtand er auf und ging den Weg zu Ende und bat Gott mit Ernſt und einem innigen Seufzer über den Mörder, daß Gott dieſen für ſeinen guten Glauben in ſeiner letzten Stunde nicht ließe verdammt werden. / Da ward ihm ein ſolcher Gegenruf von Gott, daß er keinen Zweifel haben durfte, daß der Mörder ſollte zu Gnaden kommen.

Die verbannten Nachtigallen

Im Kloſter Nimrod kletterte eines Nachts ein Mönch, der ſonſt immer andächtig geweſen war, über die Mauer und kehrte nicht zurück. In der nächſten Woche verſchwand ein zweiter Mönch, in der Nacht darauf ein dritter. / Da kam der heilige Bernhard auf einem weißen Pferd an die Kloſtertür geritten, voll Zorn. Er begann ſogleich Muſterung zu halten, öffnete jede Tür, leuchtete in jeden Kaſten. Da fand er den Rand des Meſſebuches mit Liebesgedichten beſchrieben. Die weißen Wände der Zellen waren bemalt mit Bildern ſchöner Frauen. Die jungen Mönche, ſtatt in der Kapelle auf den Knien zu liegen, gingen mit klagenden Augen durch die Stämme des Waldes. Als der heilige Bernhard ſie zur Rede ſtellte und ſie anſah, fingen ſie an zu weinen und flohen von ihm fort. / Selbſt einen alten Mönch fand er, der ſich heimlich einen Wanderſtock geſchnitzt und weltliche Kleider genäht hatte, um bei nächſter Gelegenheit ſich davon zu machen. Der Abt wußte zu dem allen kein Wort der Verteidigung zu ſagen, und der heilige Bernhard erkannte in ſeinen Augen dasſelbe ſtumme Geheimnis wie in den Augen der andern, als ob ſie alle von einem Hauch der heißen Welt draußen getroffen und verzaubert wären. / Zum Abendgebet fand ſich keiner der

Mönche ein, nicht einmal der Abt. Das Glöcklein läutete zwar. Aber als der heilige Bernhard hinaufging, um ſich an dem Glöckner als dem einzigen Getreuen zu freuen, ſah er, daß es von ſelbſt läutete, ohne daß einer da war, der an dem Strick zog. / Der heilige Bernhard ging allein in die Kapelle, warf ſich mit dem Geſicht an den Steinboden und betete zu Gott um Hilfe. / Da, unvermutet, begann im Wald eine Nachtigall zu ſingen. Der heilige Bernhard ſtockte im Gebet, zwang ſich aber, von dem Geſang wegzuhören. / Bald ſangen hundert Nachtigallen. Der Wald ſelber ſang, das Kloſter, die Kirche. Die Mauern bewegten ſich. Das Kreuz über dem Altar ſchwang. / Als der heilige Bernhard wach wurde aus ſeiner Verwunderung, da war es ſchwarze Nacht. Er hatte ſein Gebet vergeſſen, hing mit beiden Händen am Fenſtergitter und horchte nur immer auf den Geſang. Das Blut zerſchlug ihm die Schläfen, ein Sturm war in ihm und Verlangen und ſchreckliche Einſamkeit. / Er ſtürzte zum Altar, die Muttergottes um Rettung anzuſchreien. Aber er umſchlang die ſanfte Holzhüfte der Figur. Er ſah auf zum Geſicht der heiligen Mutter, aber er ſah nur den Mund an, der der rot geſchnittene Mund einer jungen Frau war. / Da, mit einem Aufſchrei, erwachte er zur Erkenntnis. Er riß ſich los, taumelte wie ein Betrunkener zur Tür, lief vor die Mauer und ſtand unter den Bäumen. In Gefahr, hinzubrechen unter dem ſeligen Überſchwall des Herzens, gewann er doch die letzte Kraft. Er hob die Arme hoch zu den Bäumen hinauf und, während ſein Mund ſich runden wollte zum Singen, rief er rauh den Bannfluch aus über die Nachtigallen. / Sofort war der Wald

ſtill. Nur ein ganz ferner Vogel, der den Fluch nicht gehört haben mochte, ſang noch eine kurze Weile. / Die verbannten Vögel flogen über die Berge an den Rhein. Sie wußten nicht, wo ſich niederlaſſen. Sie fürchteten die Menſchen und den Boden der Erde. Sie irrten umher, Stunde um Stunde. / Da endlich hörten ſie vom Kloſter Nonnenwerth den Morgengeſang der Frauen. Wie ein Schiff ſchien ſich die Inſel zu löſen und klingend den Strom hinunter zutreiben. Wie von den Tönen gerufen, trat die Sonne an den Himmel. / Die Nachtigallen ſenkten ſich nieder und ſtimmten ein, unvertrieben, aus ſchnell geöffneten Fenſtern begrüßt. / Nie wurden ſie hier vertrieben. Wohl, weil die Frauen ſtärker waren als die Männer und gewohnt, Sehnſucht zu tragen. Schweſtern hatten ſich zu Schweſtern gefunden. / Heute noch, im Nachtigallenwäldchen hinter Honnef, hörſt du die Vögel. Aber höre nicht zu lange hin. Sonſt kann es ſein, daß nichts mehr auf Erden deine Sehnſucht zu heilen vermag, daß deine Augen groß werden, daß deine Geſtalt ſchwindet und daß du bald nur noch zu ſterben wünſchſt.

Der Ruderknecht und die Zwerge

Ein jeder kennt die Sage von den Zwergen, die ſich in einer Nacht von dem Schiffer über den Rhein rudern ließen. Keiner weiß aber, daß, als das Klingen der vieltauſend wegwandernden kleinen Schuhe auf dem Kies des andern Ufers ſchon nicht mehr hörbar war, der Knecht des Schiffers, indem er die Laterne anzündete, zwei von den Zwerglein entdeckte, die, wohl in einer heimlichen Umarmung begriffen, ſich verſpätet hatten und nun in ſtolpernder Haſt, eins das andere bei der Hand haltend, dem Brett des Ausganges zuliefen. Der Knecht griff ſchnell mit der Hand nach unten, packte die beiden Kleinen und ſchob das Männlein in ſeine linke, das Weiblein in ſeine rechte Rocktaſche. Zu Hauſe angekommen, ging er neugierig ſogleich auf ſein Zimmer, holte das erſte Zwerglein heraus und betrachtete es beim Licht der Kerze. Es war nicht größer als des Knechts plump ausgeſtreckter Daumen, trug Jacke und Kniehoſe, darunter gelbſeidene Strümpfe und Schuhe mit ſilbernen Schnallen. Sein Geſicht war noch bartlos, faſt noch ein Knabengeſicht. Der Knecht ſtellte das Männlein auf den Tiſch, wo es denn, aus aufgeriſſenen Augen in das bärtige Rieſengeſicht aufſehend, bewegungslos daſtand und von dem lauten Gelächter des Knechtes und dem zugleich damit aus-

wehenden Atem beinahe vom Tiſch wäre geblaſen worden. / Der Knecht griff nun in die zweite Taſche und brachte das Jüngferlein hervor, das er unweit vom Männlein auch auf den Tiſch ſtellte. Das Jüngferlein ſah nur ſchnell nach ſeinem Freunde hin und blieb dann, wie der Freund, mit erſtarrten Augen an Hand, Bruſt und Bart des Knechtes hängen. Dieſer ſchob beide näher zueinander hin. Aber ſie blieben beide ſtehen, wie ſie hingeſtellt wurden, bewegten ſich nicht, und es war nur zu ſehen, wie beider Bruſt erregt ſtieg und fiel. Das Weiblein war in blaues Tuch gekleidet, auch die Schuhe und der Blumenkranz in ſeinem Haar waren blau. Den Knecht dünkte die kleine blaue Geſtalt bald kein weniger zierliches Bild zu ſein als irgend ein Mädchen in menſchlicher Größe. Er hielt das ſeltſame Weſen dicht unter ſeine Augen, ſah in das Geſichtlein hinein, befühlte das Haar, hob das Kleid ein wenig, um die Farbe der Strümpfe zu erkennen. Dann, um Gang und Laufart zu ſehen, ſtellte er das Mägdlein wieder auf den Tiſch, ſtieß es an, und als es die Füße nicht heben wollte, näherte er ihm vom Rücken her die Flamme der Kerze, in der Abſicht, durch die Hitze einen Antrieb zur Bewegung zu geben. Aber nicht das Weiblein begann zu laufen, allzu ſchwach in ſeinem Entſetzen, ſondern das Männlein kam geſchwind auf die Hand des Mannes zu, zog ein kurzes Meſſer aus dem Leibriemen und ſtach nach der ſchwarzen, behaarten Hand. Der Knecht, von der Nadel immerhin ſo getroffen, daß ein Blutstropfen auf der Hand ſich zeigte, packte den Kühnen mit einem Griff und ſchloß ihn in die Schublade des Tiſches. / Dann ſtieg eine böſe Luſt

in ihm auf, und er fing an, obwohl das für ſeine ſchweren Finger kein bequemes Arbeiten war, dem Weiblein die Kleider auszuziehen. Kein Glied an ihr wehrte. Die kleinen Arme und Beine bogen und ſtreckten ſich, wie der Knecht es brauchte, und bald ſtand das Geſchöpflein nackt und weiß auf dem Tiſche da. Der Knecht rückte einen Stuhl heran und ſetzte ſich, um das Bild ſo recht nahe und in Muße zu betrachten. Und unter dem Blick ſeiner ungeheuren Augen endlich kam Bewegung in den kleinen Leib, der gleichwohl von ſo edler und ebenmäßiger Form war, wie es bei keiner Magd des Dorfes wäre zu finden geweſen. Das Weiblein kniete und hob die Hände bittend zu dem Geſicht des Knechtes auf, ohne daran zu denken, daß ſie gerade durch dieſe Bewegung ihren Leib ganz bloßgab. / Der Knecht, breit lachend, aber doch in ein wenig erregter Sinnlichkeit, riß die Schublade auf und ſtellte die Nackte ſchnell zu dem Freunde hin, dicht an ſeine Augen heran, willens, ſich aus der Scham der beiden, die ſich vor einer Stunde in erſter wortloſer Liebe mochten gefunden haben, ein rechtes Ergötzen zu ſchaffen. Das Männlein aber dachte nicht lange an irgendein Schämen, ſondern ſtach mit ſeinem Meſſer wild in die Luft, da es an Hand und Geſicht des Mannes nicht heran konnte. Der Knecht, eben dabei, ſein Vergnügen zu vollenden und auch ihn, den Zornbebenden, zu entkleiden, hielt mit einem Male erſchreckt inne, denn ſiehe: das Weiblein färbte ſich mit einem dunklen Rot von den Zehen bis zu dem gelben Haar über der Stirn, ſtreckte die Arme eckig von ſich, fiel ſteif aufs Geſicht, lag ausgeſtreckt da und ließ, als der Knecht den Körper an ſein Ohr

hielt, nicht einmal mehr den Schlag des Herzens hören. Die rote Farbe der Scham weilte noch ein wenig, zuletzt über das Geſicht gebreitet, begann aber dann ſchnell vom Weiß des Todes verdrängt zu werden. Der Knecht, erkennend, daß in dem kleinen Leib eine Seele eingeſchloſſen war, viel empfindlicher als die ſeine, legte das Weiblein hin, umſonſt immer aufs neue verſuchend, ob nicht doch noch ein Leben ſich rege. / Da ward der breite, bärtige Mann ernſt und traurig, kleidete das Weiblein, das ſchon kalt und ſtarr ward, wieder an, ließ das Männlein ungeſtört neben der Leiche knien und mit einem ſilbernen Stimmchen weinen. So leiſe er konnte, ſchob er die Tiſchlade bis zu einem geringen Spalt zu. Dann ſchnitzte er einen kleinen hölzernen Sarg, fütterte ihn mit Veilchen aus, die er im Zimmer in einem Glaſe ſtehen hatte, und beſprengte ihn mit Weihwaſſer, das in einem Schüſſelchen unter einer Muttergottes neben der Tür hing. Als er die Schublade öffnete, um die Tote herauszunehmen, lag das Männlein blutend und tot über der Freundin: es hatte ſich das Meſſer ins kleine Herz geſtoßen. Der Knecht legte beide Zwerglein in den Sarg und vergrub ihn im Garten unter einem Roſenſtock.

Die Frau und die Muttergottes

Schloßherrin auf Veldenz war die blonde Frau Jutta, die einen Stiernacken hatte und Fäuſte wie ein Mann, die beim Dreſchen mithalf und ihren dreijährigen Knaben nacktfüßig mit den Dorfkindern ſpielen ließ. / Mitten aus den Dorfkindern heraus holte einmal der Wolf den Knaben, packte ihn an der Kehle, warf ihn ſich auf den Rücken und jagte in den Wald davon. Männer und Frauen mit Hunden und Miſtgabeln hinterher. Aber der Wolf war nicht mehr einzuholen. Die Kinder liefen den Schloßberg hinauf, wo ſie Frau Jutta auf der Altane fanden, damit beſchäftigt, ihrem Manne Hemden zu nähen. / Frau Jutta hörte kaum, was die Kinder berichteten, als ſie — nicht etwa, wie wohl andere Frauen getan hätten, den Berg ſinnlos hinunterſtürzte, um mit hinter dem Wolf herzulaufen, ſondern ſie lief in die Schloßkapelle, lief vor die Figur der Muttergottes hin und riß ihr den toten Heiland vom Schoß. Sie ſchleppte das Holz, faſt ſo groß wie ſie ſelbſt, zur Tür und rief von da zurückgewandt: „Hier iſt dein Kind. Das gebe ich dir nicht eher zurück als bis du mir meins zurückgibſt.“ / Sie ſchleppte den Chriſtus hinaus, über den Hof, in ihr Zimmer. / Die Muttergottes, gerührt über ſoviel urwüchſiges Zutrauen, gab dem

Wolf den Befehl, das Kind freizulaſſen. Zum Erſtaunen fremder Männer, die hinter dem Wald Gras abmähten, trat der Knabe hinter einem Buſch hervor. „Woher, liebes Kind?“ fragten die Männer. „Mummert hat mich gebiſſen“, antwortete der Knabe. An ſeiner Kehle war die Spur der Wolfszähne deutlich zu ſehen. / Die Männer brachten das Kind zum Schloß und Frau Jutta trug in ihren Armen den Chriſtus wieder in den Schoß der Muttergottes zurück. Die Spur der Wolfszähne aber blieb an dem Halſe noch ſichtbar, als der Knabe Mann und Greis wurde.

Der Knabe auf dem Baum

Ein Junge mußte jeden Tag die Schweine in den Wald treiben, darüber wurde er achtzehn Jahre, und noch hatte er nichts von der Welt gesehn als den Wald und seine Schweine. / Eines Tages kam er in einen Teil des Waldes, wo er noch nie hingekommen war. Da sah er einen Baum, der so hoch wuchs, daß sein Ende sich in den Wolken verlor. „Na nu,“ dachte der Junge, „was ist denn das mit dem Baum: Wenn ich da hinaufkletterte, könnte ich sicher die Welt sehn.“ / Schon begann er zu klettern und ließ die Schweine Eicheln suchen und den Boden aufwühlen, wo sie wollten. / Er mußte klettern und klettern. Schon wurde es Mittag und er hörte von tief unten die Glocken, aber er war noch nicht einmal ans Geäst gekommen. / Endlich, als es schon anfing zu dunkeln, erreichte er einen Stutz, so lang wie sein Arm, der sich in die freie Luft hinausstreckte. Daran band er sich mit seinem Hosengurt fest, damit er nicht fallen konnte, und schlief so ein. / In aller Frühe des nächsten Tages fing er wieder zu klettern an. Gegen Mittag kam er dann endlich in das erste Geäst. Aber er merkte nur an der Sonne, daß es Mittag war, die Glocken von unten hörte er nicht mehr. / Obwohl er hungrig wurde und schwach, kletterte er weiter. Das Klettern

war ja nun auch leichter im Gezweig. Aber die Spitze erreichte er dennoch nicht. Nicht einmal zum Himmel vermochte er durchzusehn. / Wohl aber gelangte er am Abend in eine Stadt, die, o Wunder, mitten in das Gezweig hineingebaut war. Da waren Straßen, Plätze, Wagen fuhren, Reiter ritten. / Die Menschen der Stadt wunderten sich sehr, ihn zu sehn und drehten sich nach ihm um. „Wo kommst du her?“ fragte ihn einer. „Von unten“, sagte der Junge. „Da hast du eine weite Reise hinter dir“, sagte der Mann wieder. „Wo willst du denn hin?“ „Ich will zur Spitze des Baumes, wie weit ist es noch bis dahin?“ „Sehr weit, bleib wenigstens die Nacht hier.“ „Nein,“ sagte der Junge, „ich muß noch ein Stück weiter.“ / Er geriet in eine menschenverlassene Straße. Aus einem reichen Hause, zu dem er den Kopf hob, sah ein schönes Mädchen zu ihm herunter. Als er stand und sie anstarrte, weil sie so schön war, winkte sie ihm. / Er fragte, und der Atem stand ihm still dabei, was sie wolle. „Bleib bei mir,“ sagte sie mit einer klaren Stimme. Er erschrak vor Glück, aber teils hatte er Furcht, weil sie so schön war, teils trieb es ihn weiter zur Spitze des Baumes, wo er die Welt sehen konnte. Er kehrte also aus der Straße um und obwohl schon die Lichter in der Stadt angezündet wurden, kletterte er höher. / Er erreichte noch ein großes Dorf, in dem die Leute gerade die Hoftore schlossen und die Läden vor den Fenstern. Alle sahen nach ihm hin. Ein Bauer mit freundlichem Gesicht machte ihm ein Bett in einer Kammer zurecht, gab ihm zu essen und zu trinken. Aber der Junge aß und trank nur, dann war er auch schon wieder auf dem Weg. /

Im letzten Haus, das ſtattlich auf einem Hügel ſtand, winkte ihm wieder aus einem Fenſter ein Mädchen, faſt ſo ſchön wie jenes in der Stadt. Oder wie? War es nicht dasſelbe Mädchen, nur ein paar Jahre älter? / „Bleib bei mir“, ſagte ſie mit einer ſüßen Stimme. / Aber der Junge ſagte: „Auf dem Rückweg komme ich. Erſt muß ich zur Spitze und die Welt ſehn.“ / Die ganze Nacht taſtete er ſich hinauf. Der Schrei von wilden Katzen erſchreckte ihn. Große Vögel hackten nach ihm. / Die Sonne ging auf, als er an ein einzelnes Haus kam. Behaglich ſtand es da und aus ſeinem Schornſtein ſtieg der Rauch. Nebenan weideten die Kühe, und eine alte Frau, außer ſich vor Verwunderung, ihn zu ſehn, fragte ihn, wo er herkomme. / „Von unten“, ſagte er. „Aus dem Dorf?“ fragte die Frau. „Nein, tiefer.“ „Aus der Stadt?“ „Nein, tiefer.“ „Gibt es denn da noch tiefer etwas?“ fragte die Frau und war ganz beſtürzt. Der Junge ſagte: „Ich will zur Spitze des Baums. Wie weit iſt es denn noch bis dahin?“ „Weit, ſehr weit,“ ſagte die Frau, „komm wenigſtens ins Zimmer und iß etwas.“ „Reich mir ein Brot heraus,“ ſagte der Junge, „damit ich keine Zeit verliere.“ / Er ging. / Als er ſich noch einmal umdrehte und das Haus von rückwärts beſah, erblickte er wieder an einem Fenſter ein Mädchen. Sie winkte ihm. Sie war nicht ſo ſchön wie die früheren und hatte traurige Augen. Aber ſie hatte doch goldene Haare und volle, rote Lippen. Und wie? War es nicht wieder dasſelbe Mädchen, nur wieder ein paar Jahre älter? Der Junge winkte nur zurück und dachte: „Hier kann ich ja auf dem Rückweg zukehren.“ Und

begann wieder zu klettern. / Spät am Abend kam er an eine Hütte, deren Dach ein wenig zerfallen war. Weiße Schafe lagen in dem kargen Gras, obwohl hier oben ein kühler Wind ging. / Das Dach könnte man richten," dachte der Junge, während er die Hütte ansah, „und aus der Schafwolle könnte man sich eine warme Jacke machen." / Da sah er hinter dem einzigen Fenster wieder das Mädchen, denn nun war es ganz offensichtlich, daß es immer dasselbe Mädchen war. Aber nun hatte sie ein ganz vergrämtes und verblühtes Gesicht, und während sie ihm winkte und ihm zulachte, weinten dicke Tränen aus ihren Augen. / Der Junge empfand eine so große Sehnsucht, in die Hütte hineinzugehn, neben dem Mädchen am Feuer zu sitzen und ihre Hände in den seinen zu halten. Aber da schien gerade der Mond durch die Äste, und der Junge dachte: „Ich will die Nacht durchklettern. Dann bin ich um so schneller wieder zurück und spreche hier ein." / Er winkte darum nicht einmal zurück, tat, als ob er gar nichts gesehn hätte und kletterte weiter. / Lange, lange kletterte er. Bis wieder der Tag anbrach. Da war kein Haus, nichts Menschliches mehr zu sehn. Nur die Vögel sangen noch und flogen mit ihm. Gegen Mittag aber hatte er auch die Vögel hinter sich gelassen. Nun war er ganz allein. Keinen Laut hörte er mehr, nichts bewegte sich, und er fing an, Furcht zu fühlen. Er bekam Lust, wieder hinunterzusteigen. / Aber er dachte: „Bin ich so hoch gekommen, will ich auch ganz hinauf." Und als der Abend kam, hatte er auch wirklich das Ende des Baumes erreicht. / Und was war nun: Sonne und Himmel waren ebenso-

weit wie unten! Die Welt ſah er — aber was ſah er: Wälder und Wälder und Dörfer dazwiſchen und ſo klein alles, daß er doch ſo gut wie nichts ſah. / Alles, woran er vorbeigeklettert war und was er erlebt hatte, war wie ein Lied unter ihm verklungen. Als ob er es nur geträumt hätte. Wie: Faſt konnte er ſich nicht mehr darauf beſinnen. / Er will hinunter. Nur noch ein wenig ausruhn und dann hinunter. Aber ſieh an, ihm iſt ja ein Bart gewachſen, ganz weiß. Der Bart fällt ihm von den Händen herunter, die im Schoß liegen. Seine Hände ſind ja gelb und zerriſſen wie uraltes Leder. Er iſt ja alt geworden, uralt. / Und ſchon hört er einen Vogel das Totenlied ſingen. Wie ſchnell geht das alles! Er will den Kopf wenden, um den Vogel zu ſehn. Aber er iſt zu müde dazu. So müde. / Der Kopf ſinkt ihm hinunter in den Schoß. Er wehrt ſich vergebens, die Augen aufzuhalten. Sie fallen ihm zu. / Gerade kann er noch die Hand ans Herz heben, da hat das Herz aufgehört zu ſchlagen.

Die Kröte

Ein mutwilliger Junge legte einen brennenden Schwamm auf den Rücken einer großen Kröte, die an einer Mauer saß. Da kniete das arme Tier auf, wie ein Mensch, faltete die Vorderhände und sah den Knaben so flehend an, daß er sogleich den Zunder wegnahm.

Das Heimweh der Seelen

Vom Arenſtein brechen Wolken über den See herein. Gleich iſt der Mond verſchwunden. Von Seelisberg läuten zwölf Schläge: Mitternacht. / Als die Schläge ausgeklungen haben, hört man aus den Wolken Seufzen, Stimmen, bald auch ein Weinen. / Über das Rütli fallen die Wolken her. Von Tanne zu Tanne klettern ſie herab. Der Mond ſchlägt hinein. Was ſieht man da? Wolkengeſtalten, wie wehende Schleier, aber dann erkennt man Beine, Arme, Geſichter. O welche Geſichter voll Trauer, voll Verlangen. Augenhöhlen glühen im Mond, als ob brennende Augen darin wären. Es wallt um das Ufer. Tauſende. Ganze Völker. Mit Fahnen. Manche Schädel ſind geſpalten. Hier fehlt einem Schatten ein Arm, hier einem ein Bein. Manche haben die Bruſt in einer roten Wunde offen. Der Schatten eines Hundes weht mit. Und als ob die Leichen noch lebten, kommen die Krähen, aus dem Schlaf aufgeſchreckt, von den Bergen zuſammen und fangen zu ſchreien an. / Was für Schatten ſind das? Der Zug derer, die die Schweizer Heimat verlaſſen haben, für fremden Lohn. Auf den Schlachtfeldern ſind ſie liegen geblieben in Frankreich, Italien, in der Wüſte. Die fremde Erde hält ſie nicht. Ein Wind iſt gekommen und treibt ſie zuſammen, weht

die Knochen zuſammen, in Jahrhunderten gebleicht. Über die Erde treiben ſie, Jahr um Jahr, Jahrhundert um Jahrhundert, heimatlos. / Endlich ſind ſie Herr über den Wind geworden. Da ſind ſie dem Wind entflohen voll Heimweh, ſind an den See gekommen, hängen ſich an die Tannen und weinen. Aber da kommt ſchon der Wind hinterher vom Axenſtein und bläſt ſie auf und treibt ſie fort, über die Erde, über die fremde Erde, fort, fort.

Als die Berge geboren wurden

In alter Zeit war die Erde ganz flach. Wohl waren Bäume da und Gras und Seen und Meere, auch Städte der Menſchen ſchon. Aber kein Quell und kein Strom. Flach wie ein Tiſchbrett war alles. / Bis zu dem Tage, da Jeſus zum Himmel auffuhr. Auf einer Wieſe zwiſchen fernen Wäldern ſtand er. Er hob zum Abſchied winkend die Hand, ſah zum Himmel empor mit ſteiler Stirn, und ſiehe: da löſte er ſich ſchon von der Erde. Sanft und langſam, ohne irgendeine Bewegung, als daß er ſein Kleid an ſich zog, ohne Mühe ſtieg er zum Himmel hinauf. Aber was geſchah: Erſt griff das Gras, dann griffen die Bäume nach ihm. Alle wollten mit ihm zum Himmel. Schon geriet die ganze Erde in Bewegung. Erſt hob ſich das Stück Wieſe, auf dem Jeſus geſtanden hatte. Lautlos, nichts rieſelte, nichts brach ab, nichts polterte. Dann hoben ſich die nächſten Waldränder mit, dann die ganzen Wälder, die Seen, die Städte der Menſchen, die ganze Erde. Manches Stück kam zuvor, manches Stück blieb zurück, wie zu ſpät aufgewacht. / Alles hing ſich an des Herrn weißen Kleiderſaum an. Die ganze Erde mit Wieſen und Wäldern bildete ſeine Schleppe. Die Vögel flogen allem voraus und ſangen ihm um das Haar ſeines Hauptes. Bis Jeſus milde ſeine

Hand hob und alles ſtill ſtehn ließ. Erde mußte Erde bleiben. / Die Erde verharrte in ſüßer Trauer und atmete dem Herrn nach. Was hoch war, blieb hoch, um ihm wenigſtens für immer näher zu ſein. Nur die Bäche und Flüſſe brachen aus den Seen und ſtürzten über die Berge hinab zum fernen Meer. Aus allen Bergwänden wühlte ſich ungeſtüm in Quellen das Waſſer hervor. Warum? Um im Meer Wolken zu werden und ſo dem Herrn näher zu kommen als alles andere.

Die Vogelpredigt

Mit vielen Brüdern machte Franziskus, der heilige Mönch, eine Reiſe. Sie kamen an eine Wieſe, wo eine große Menge Vögel jeder Art verſammelt waren, Sperlinge, Hänflinge, Schwalben, Krähen, Tauben. / Als der heilige Franziskus das ſah, ließ er die Brüder auf der Straße zurück und ging heiter auf die Vögel zu. Als er ſchon ziemlich nahe war und ſah, daß ſie auf ihn warteten, grüßte er ſie, ebenſo würdig und demütig, wie er Menſchen zu grüßen pflegte. / Aber er wunderte ſich nicht wenig, als er ſah, daß die Vögel auch jetzt noch nicht zur Flucht ſich aufhoben. Da bat er ſie voll Freude, das Wort Gottes anzuhören und fing gleich ſo an: „Meine geflügelten Brüder, ihr ſeid eurem Schöpfer beſondere Liebe ſchuldig, weil er euch Flaum zum Kleid und Flügel zum Flug gegeben hat. Herrlich hat euch Gott geſchaffen unter ſeinen Geſchöpfen. In der reinen Luft hat er euch Raum angewieſen. Ihr ſäet nicht und erntet nicht und trotzdem nährt er euch, ohne daß ihr euch die kleinſte Sorge zu machen braucht.“ / Als ſie das hörten, freuten ſich die Vögel und gaben ihrer Freude in wunderbarer Weiſe Ausdruck. Sie ſtreckten die Hälſe empor, breiteten die Flügel aus und ſchnatterten mit den Schnäbeln, als ſprächen ſie. / Er ging durch ihre

Mitte und wieder zurück und ſtreifte mit dem Saum ſeines Rockes ihre Köpfe und Rücken. / Endlich ſegnete er ſie, ſchlug das Zeichen des Kreuzes über ſie und gab ihnen die Erlaubnis, davonzufliegen. / Darauf zog er mit den andern Mönchen voll Freude ſeine Straße weiter. Aber er klagte ſich der Nachläſſigkeit an, weil er nicht ſchon lange den Vögeln gepredigt habe, die doch eben mit ſolcher Ehrerbietung das Wort Gottes angehört hatten. / So kam es, daß er ſeit dieſem Tag alle Vögel, aber nicht nur die Vögel, ſondern auch alle vierfüßigen und kriechenden Tiere, ja ſogar die Gräſer, Blumen und Bäume, endlich ſogar die Steine und Berge anrief, Gott zu lieben, und täglich erkannte er ihr Verſtändnis und ihre Folgſamkeit. / Als er eines Tages in ein Städtchen kam, ſtieg er auf einen Fels, damit alle ihn ſehen konnten, und bat um Ruhe. Alles ſchwieg und ſtand voll Ehrfurcht da. / Nur eine Maſſe von Schwalben baute mit vielem Gezwitſcher an ihren Neſtern weiter. / Als ſie nun ſo ſehr lärmten, daß der heilige Franz unmöglich von den Leuten gehört werden konnte, ſprach er die Vögel an: „Ihr Schwalben, meine Geſchwiſter, nun iſt es Zeit, daß ich ſpreche. Ihr habt nun genug geredet. Hört das Wort des Herrn und gebt Ruhe, bis ich fertig bin.“ / Da verſtummten die Vögel wirklich zur Verwunderung aller Zuſchauer und rührten ſich nicht vom Fleck, bis die Predigt zu Ende war.

Der Pfennig auf dem Waſſer

Ein armer Mann begab ſich zu einem reichen Mann in Dienſt. Einen Vertrag machte er nicht. / Nachdem er ein ganzes Jahr gedient hatte, bat er um ſo viel Lohn, als der Herr ſelber für gerecht halte. / Der Herr zog einen Pfennig heraus und ſagte: „Hier, da iſt dein Lohn.“ / Der Knecht nahm den Pfennig, bedankte ſich und ging an den Bach. Dort ſaß er und ſprach: „Barmherziger Gott, was bedeutet das: Für ein ganzes Jahr Dienſt nur einen Pfennig: Aber Gott weiß, ob ich auch nur ſo viel verdiene. Ich will es verſuchen. Ich werfe den Pfennig in den Bach. Schwimmt er obenauf, habe ich ihn verdient. Sinkt er unter, habe ich ihn nicht verdient.“ Er machte das Zeichen des Kreuzes, betete und warf den Pfennig ins Waſſer. Der Pfennig ſank ſogleich bis auf den Grund. / Er bückte ſich, holte den Pfennig herauf und brachte ihn ſeinem Herrn zurück. „Herr,“ ſagte er, „hier haſt du deinen Pfennig wieder. Ich habe ihn noch nicht verdient, ich will dir erſt noch ein Jahr dienen.“ / Als das zweite Jahr um war, trat er wieder vor ſeinen Herrn und forderte Lohn, ſo viel der Herr ſelbſt für gerecht halte. Der Herr zog wieder einen Pfennig hervor und ſagte: „Hier, da haſt du deinen Lohn.“ Der Arme bedankte ſich,

ging wieder an den Bach, bekreuzigte ſich, betete und warf den Pfennig ins Waſſer. Wieder ſank der Pfennig unter. Der Knecht holte ihn heraus und brachte ihn auch diesmal ſeinem Herrn zurück. „Hier, Herr,“ ſagte er, „hier haſt du deinen Pfennig. Ich habe ihn noch nicht verdient, ich will dir erſt noch ein Jahr dienen.“ Als das dritte Jahr um war, gab ihm der Herr zum drittenmal einen Pfennig und zum drittenmal warf der Knecht den Pfennig in den Bach. / Und ſieh an! Diesmal ſchwamm der Pfennig oben auf dem Waſſer. Der Arme lief ſchnell neben der Strömung her und hatte Mühe, ihn wieder zu bekommen. Dann aber ging er voll Glück in einen Wald, baute ſich aus Holz eine Hütte und blieb da wohnen. / Nach einiger Zeit hörte er, daß ſein Herr eine weite Seereiſe vorhabe. Er ging zu ihm hin, gab ihm den Pfennig und ſagte: „Herr, kaufe mir etwas für den Pfennig, wenn du irgendwo in einem fernen Land ans Ufer ſteigſt.“ Der Herr verſprach ihm das, nahm den Pfennig und ſegelte ab. / In einer Stadt unterwegs fand er ein paar Kinder, die einen weißen Kater unter ſich hatten und ihn ertränken wollten. Da bot ihnen der Herr den Pfennig, den er von dem Knecht bei ſich hatte, erhielt dafür den Kater und nahm ihn mit aufs Schiff. / Ein Sturm, der drei Monate anhielt, verſchlug das Schiff an eine ganz fremde Küſte. Der Herr gelangte in eine unbekannte Stadt und viele Menſchen liefen herbei, um den fremden Schiffsherrn zu ſehn. / Der reichſte Mann der Stadt lud ihn zum Abendeſſen ein. Aber was mußte der Schiffsherr ſehen: Mäuſe und Ratten liefen durch alle Zimmer, über alle Tiſche,

ſprangen an den Dienern hoch, die das Eſſen trugen, und die Diener mußten mit Stöcken dazwiſchen ſchlagen. / „Um Gotteswillen,“ ſagte der Schiffsherr, „was iſt das?“ / Sein Gaſtfreund ſagte: „Ja, ſo iſt es bei uns. Wir können nicht in Ruhe eſſen. Die Nächte müſſen wir ſogar in einem Kaſten ſchlafen, damit ſich das Tierzeug nicht über uns ſelber herſtürzt.“ / Da fiel dem Schiffsherrn der weiße Kater ein, den er für den Pfennig ſeines Knechtes gekauft hatte. Er ſagte zu dem Hausherrn: „Ich habe im Schiff ein Tier, das all dieſes Zeug in zwei, drei Tagen vertilgt hat.“ / Der Hausherr ſprang auf und ſagte: „Bruder, wenn du ſo ein Tier haſt, her damit! Ich fülle dir dein ganzes Schiff mit Silber dafür.“ / Der Schiffsherr holte ſogleich den Kater und bat den Hausherrn, da es ſpäter Abend geworden war: ſie möchten ſich heute nacht nur alle ohne Kaſten ſchlafen legen. Sie hatten dazu aber nicht den Mut und er allein ſchlief offen und mitten im Zimmer. Dann ſetzte er den Kater neben ſich, und ſowie der Kater die tauſend Mäuſe und Ratten ſah, ſtürzte er ſich hinein und erwürgte alles, was er nur anpacken konnte, und ſchleppte alles auf einen Haufen. Die Mäuſe und Ratten, ſo viele ihrer nicht erwürgt wurden, liefen aus dem Hauſe, wohin ſie nur konnten. / Als es Tag wurde und die Leute kamen nachzuſehen, da fanden ſie den großen Haufen toter Tiere, kaum daß noch eins durchs Zimmer lief, ſie guckten nur noch aus den Löchern heraus. Nach zwei, drei Tagen war in der ganzen Stadt keine Maus mehr aufzutreiben. / Da füllte der Hausherr dem Kaufmann das Schiff mit Silber ganz an,

wie er es verſprochen hatte, und der Kaufmann ſegelte nach Hauſe. / Dort kam denn auch der Knecht und fragte, was ihm für ſeinen Pfennig mitgebracht worden ſei. Der Herr ließ einen Marmorſtein heranbringen, der an allen Seiten ſchön geſchliffen war. Den gab er ihm und ſagte: „Hier, das habe ich dir gekauft für deinen Pfennig.“ / Der Knecht war außer ſich vor Freude darüber, trug mühſelig den Stein in ſeine Hütte und ſtellte ihn in der Mitte auf, ſo daß er ihn als Tiſch benützen konnte. / Am nächſten Tag, als er aus dem Wald zurückkam, wo er Holz geſchlagen hatte, ſah er einen Schein aus der Tür dringen. Als er eintrat, war der Stein ganz in Silber verwandelt und die Hütte und der Knecht ſelbſt wurden ſo angeleuchtet davon, als ob auch ſie aus Silber wären. / Darüber erſchrak der Knecht, lief zu dem Herrn und ſagte: „Herr, was haſt du mir da mitgebracht? Du haſt dich geirrt. Das gehört mir nicht.“ / Der Herr verwunderte ſich und ging mit dem Knecht. Als er ſah, was für ein Wunder von Gott gerichtet war, ſagte er: „Es iſt ſchon ſo. Wem Gott gut iſt, dem helfen auch alle Heiligen. Noch viel mehr gehört dir. Komm mit, ich will es dir zeigen.“ / Er führte den Knecht ins Haus zurück, rief ſeine Tochter, gab ſie ihm zur Frau und alles das dazu, was er in dem Schiff mitgebracht hatte.

Der arme Mann und der ſchöne Garten

In ein Dorf kam eines Abends ein Bettler. Er ſaß auf einem zweiräderigen Karren mit einem uralten Gaul davor. / An allen Häuſern fuhr der Bettler an und bat um Nachtlager. Aber das waren alles reiche Häuſer. Überall ſtanden die Ställe ſo voll von dickem Vieh, daß für ſein Pferd kein Platz mehr war. / Als der Bettler ſo daſtand und ſich umſah, mitten im kalten Wind und unter den erſten Schneeflocken, da kam ein armer Mann vom Feld nach Hauſe und fragte ihn, warum er da ſtehe und friere. / „Hier kann niemand mir und meinem Pferd ein Obdach geben," ſagte der Bettler, „alle Ställe ſind ſchon voll." / „Na, dann komm mit mir," ſagte der arme Mann, „ich habe nur wenig Vieh. Zwar iſt auch mein Stall nicht groß. Aber komm. Wir werden uns behelfen, wie Gott es gegeben hat." / Er führte das Pferd zu ſeinem Eſel in den Stall und ſchüttete beiden in der gleichen Krippe das Futter auf. In der Stube aber ſetzte er dem Bettler vor, was er hatte. Er ſchenkte ihm ſogar noch einen Reſt Wein, den er ſorgſam im Schrank aufbewahrt hielt, ins Glas. Dann richtete er ihm ein Strohlager neben dem Ofen her und gab ihm dazu noch die warme Decke, die er ſonſt bei Schnee draußen über ſeinen Eſel

zu breiten pflegte. / Am andern Morgen nahm der Bettler, das Stroh noch in den Haaren, frühzeitig Abschied. Indem er die Hand des armen Mannes fest in der seinen hielt, so, als ob er sie gar nicht mehr loslassen wollte, sagte er: „Bruder, nun mußt du aber auch einmal mich besuchen und in meinem Hause Gast sein.“ / „Ja, wie soll ich dein Haus finden?“ fragte der arme Mann. „Das ist leicht zu finden. Geh nur immer der Spur meines Karrens nach.“ „Gut“, sagte der arme Mann. „Ich habe viel Arbeit. Und keine Hilfe. Aber ich werde einmal kommen, so wie Zeit dafür übrig ist.“ / Der Bettler fuhr fort und der arme Mann ging mit dem Besen in den Stall, um zu kehren. Da sah er etwas glänzen im Mist, bückte sich und hob vier silberne Hufeisen auf. Er versank in Gedanken. „Mein Gott, was ist das für ein Bettler, beschlägt sein altes Pferd mit Silber! Ich muß sie ihm hinbringen.“ / Als er in den Hof kam, wo der Karren des Bettlers unter einem Dach gestanden hatte, fand er auf der Erde zwei goldene Schrauben. „Lieber Gott, was ist das nur für ein Bettler! Das muß ein verkleideter Fürst sein. Vielleicht der König selbst.“ Er legte die Schrauben zu den Hufeisen und verwahrte beide gut in der hintersten Ecke des Schrankes. / Als er zur Arbeit ging, sah er die Spur des Bettlerkarrens durchs Gras sich ziehn. Sie glänzte sonderbar, und als er sich bückte und sie anfühlte, war sie von Silber. Er ging ein Stück nach, und soweit er ging und soweit er sehen konnte, war sie von Silber. „Großer Gott, ein wunderbarer Bettler“, dachte er und geriet in Gedanken fast vom Weg

zu ſeinem Acker ab. / Aber nie kam die Zeit, daß er vom Hauſe hätte fortkönnen und den Bettler beſuchen. Er hatte kleine Kinder, für die er ſorgen mußte. Seine Frau wurde krank. Steuern und Pacht waren zu zahlen. Schlechtes Wetter ſtellte ſich ein. Eine Feuersbrunſt fraß ihm den Stall fort. Vieh ſtarb ihm. Sein Eſel wurde ſchwach und er mußte für Geld ſorgen, einen neuen zu kaufen. / Von Zeit zu Zeit ſah er nach, ob Hufeiſen und Schrauben noch an ihrem Platze lagen. Endlich vergaß er ſie ganz. / Nach vielen Jahren, als er weißhaarig geworden war, ſeine Kinder ſelbſtändig, ſeine Frau geſtorben, er aber immer noch arm geblieben war, da ſaß er einmal vor ſeiner Tür und dachte über alles nach, was er an Mühe und Merkwürdigem im Leben hinter ſich hatte. Da fiel ihm auch der Bettler ein. Er ſtand auf, ging aufs Feld und ſah nach der Wagenſpur. Da fand er ſie unter dem Gras. Sie glänzte wie am erſten Tag. / Da beſchloß er, dem Geleiſe nachzugehn und den Bettler zu beſuchen. Er nahm Hufeiſen und Schrauben aus dem Schrank, ſpannte ſeinen Eſel vor den Wagen und fuhr fort. / Immer weiter fuhr er. Die Spur hörte nicht auf. Sie glänzte durch die Nacht faſt noch heller als am Tage, und ſo fuhr er auch in der Nacht weiter. Über Berge und durch Täler, an vielen Menſchenhäuſern vorbei, an Kirchen, an böſen Menſchen, die ihm nachriefen, an guten, die ſeinem Eſel zu trinken gaben. / Einmal ſah er von ferne einen Fluß und darüber eine Brücke aus Holz, aber ſo leicht und zierlich, als ob er in ein fremdes Land gekommen wäre. Bald darauf eine zweite Brücke, aus Eiſen, hoch in den Himmel

gebogen. Eine ſolche hatte der Mann noch nie geſehn und voll Staunen fuhr er hinüber. / Nach neuem Wald und neuen Tälern und vielen Bergen, mit Obſt bebaut, das ſchon farbig war, während bei ihm zu Hauſe erſt der Frühling angefangen hatte, kam er vor eine dritte Brücke. Die glänzte ſo ſtark, daß er nicht hinſehen konnte. Als er herankam, ſah er, daß ſie von Silber war, ſchön wie im Traum. Damit nicht genug, zeigte ſich ſofort darauf eine neue Brücke, aus lauterem Gold. Das ſtrahlte wie die Sonne ſelbſt. Er mußte den Hut über die Augen herunterziehn und die Augen fingen ihm zu tränen an. „Wie iſt das doch alles ſeltſam“, dachte er. Ihm wurde ſo leicht zumut, daß er manchmal zu fliegen glaubte, obwohl er nur ganz langſam und knarrig mit ſeinem Karren und Eſel dahinzog. / Endlich kam er vor eine Mauer, ſo unabſehbar, wie er es nicht für möglich gehalten hätte. Dazu war ſie aus Marmor, weiß, rot, blau und grün aufgebaut. Das große Tor war über und über mit Edelſteinen beſchlagen. Es blitzte, als ob es in Feuer ſtünde. So etwas hätte der arme Mann nicht einmal zu träumen gewagt. Selbſt der Eſel drehte den Kopf ab von dem Glanz. / Die ſilberne Wagenſpur lief geradewegs in das Tor hinein. So konnte der arme Mann trotz ſeines immer größeren Wunderns nicht zweifeln, daß er am Ziele war. Er ſtieg alſo von ſeinem Karren, ließ ſeinen Eſel frei weiden, nahm Hufeiſen und Schrauben aus ſeinem Ranzen und ging zu dem Tor hin. Es war geſchloſſen. Aber er nahm ſich Mut, drückte die goldene Klinke nieder und öffnete. / Mit hundert Augen hätte er nicht das alles ſehen

können, was da nun zu sehen war: ein Garten, das Ende konnte man nicht schauen. Obstbäume, blühend oder schon voller Früchte, beides zugleich. Haine, Wiesen, Hügel, Quellen, weiß durchs Gras schäumend. Auf den Bäumen sangen Vögel, von Farben, wie der arme Mann noch nie gesehen hatte. Hunger und Durst vergaß er, während er ihrem Gesang zuhörte. / Er stand und mußte stehn und wußte nicht, ob er träume oder wach sei, ob er tot sei oder lebendig. Er sah sich nach allen Seiten um, ging tiefatmend weiter und hielt sich immer an das silberne Geleise. Die Blumen und Obstbäume hörten nicht auf, die Wiesen und Haine und der Vogelsang nahmen kein Ende. Er fühlte nicht Hunger, nicht Durst, nicht Müdigkeit. Die Tränen flossen ihm aus den Augen vor Freude. Bald hier, bald da machte er halt, betrachtete dies und das, horchte, ging weiter, sein Atem wurde immer leichter, die Luft strömte in ihn wie goldener Wein — da trat unter blühenden Bäumen der Bettler hervor. / „Grüß Gott, Freund", rief der arme Mann voll Freude. „Grüß Gott", antwortete der Bettler und gab ihm die Hand. „Gottlob, daß ich dich gefunden habe. Nun sage mir, was das alles ist. Aber zuerst nimm hier deine Hufeisen und Schrauben zurück, die du verloren hast bei mir, damals." / Der Bettler warf beides ins Gras und ging mit dem Mann weiter durch den Garten. „Wie soll ich zu Hause das alles erzählen, was ich da sehe", sagte der arme Mann. „Ich werde es nicht können, und wenn man mich totschlägt. Aber jetzt laß mich zuerst nach meinem Esel sehn, der vor dem Tor weidet, und ihn tränken. Dann, wenn

du es erlaubſt, will ich zurückkehren und, ohne dich aufzuhalten, noch ein wenig in deinem Garten bleiben und an ſeiner Schönheit mich ſatt ſehn.“ / Der Bettler lächelte ihm freundlich und mit einem ſeltſamen Blick zu und begleitete ihn bis ans Tor. / Der arme Mann ſagte ihm Lebewohl. Aber der Bettler hielt ſeine Hand wieder lange feſt und ſagte: „Ich erwarte dich zum Abend.“ / Der arme Mann ſah ſich überall um, fand aber ſeinen Eſel nirgends. Er ging über die goldene Brücke und ſuchte. Er ging über die ſilberne, eiſerne, hölzerne: der Eſel war nirgends. Nun, da er ſchon ſo weit abgekommen war, begab er ſich gleich auf den Heimweg, immer der ſilbernen Wagenſpur nach, bis zu ſeinem Dorf. / Als er da hinkam, erkannte er weder Häuſer noch Bäume noch Hunde noch Menſchen. Er fragte nach ſeinem Häuschen, ſeinen Kindern. Die Leute, die er fragte, ſahen ihn fremd an. Niemand konnte ihm Auskunft geben. / Da ſetzte er ſich an den Brunnen, der allein noch der alte war, trank aus der Hand und machte ein wenig die Augen zu. / Morgen will er wieder zu dem Bettler zurück und fragen, was das mit ihm iſt. / Träumt er oder iſt er noch wach: Er fühlt, daß Menſchen ihm wie einem Toten die Augen zudrücken. Aber da iſt er auch ſchon wieder mitten in dem ſchönen Garten. Siehe! Da kommt auch der Bettler wieder daher und nimmt ihn bei der Hand. / Da blieb er für immer bei dem Bettler im Paradies.

Die ſchönſte Frau der Erde

Es ſtarb einmal ein reicher Vater. Auf dem Sterbebett nahm er ſeinem Sohn das Verſprechen ab, daß er niemals die Stadt betreten werde, wo die ſchönſte Frau der Erde wohne. / Kaum war der Vater begraben, da wurde der Sohn, der bisher vollkommen glücklich und wunſchlos gelebt hatte, von einer Sehnſucht, ſtark wie ein Sturm, nach jener Stadt getrieben. Er bat die Mutter um einen Teil des Vermögens und ritt auf einem ſchönen Schimmel dorthin. Ein Diener ritt nebenher. / Er ſtieg in einem Gaſthaus ab, und ohne jemand von ſeinem Vorhaben etwas zu ſagen, begann er alle Häuſer der Stadt daraufhin anzuſehn, ob hinter ihren Fenſtern die ſchönſte Frau der Erde wohne. / In einer abgelegenen, ganz ſtillen Straße fiel ihm ein Haus auf, deſſen Läden immer geſchloſſen waren. Nur jeden Morgen in aller Frühe trat eine alte Frau heraus, die mit einem Korb am Arm zum Einkauf ging. / Der Jüngling ſchritt mehrere Tage hinter dieſer Frau her. Endlich aber redete er ſie an und fragte, wo in dieſer Stadt die ſchönſte Frau der Erde wohne. Da erfuhr er, daß es gerade das Haus ſei, deſſen Läden immer geſchloſſen blieben, und daß dieſe ſelbe Alte die Magd jener Frau war. / Das Herz blieb ihm ſtehn. Kaum brachte

er die Frage heraus, ob er nicht die ſchönſte Frau der Erde einmal ſehen könnte. Kein Wort wolle er mit ihr ſprechen. Nur ſie ſehen. Eine Sekunde lang. Die Alte wies ihn barſch zurück. Da gab er ihr Geld und ließ ſich, um die Geldtaſche zu ſchließen, recht Zeit, damit ſie Gelegenheit hätte zu ſehen, wie viel Gold in der Taſche war. / Da wurde die Alte ein wenig freundlicher und ging ins Haus, um ihre Herrin zu fragen. Nach langer Zeit kam ſie zurück. Zu des Jünglings Freude mit einem guten Beſcheid. Aber erſt mußte er ſein ganzes Geld abliefern. Nun wurde er eine Marmortreppe hinaufgeführt, die prächtig war wie in einem Schloß. Die Alte ging vor ihm her. Durch mehrere Zimmer ging der Weg. Endlich im letzten Zimmer war aus roter Seide ein Vorhang. Die Alte bedeutete dem Jüngling, hier zu ſtehen und zu warten. / Der Jüngling ſtand und wartete. Nach langer Zeit bewegte ſich das Tuch ein wenig. Und als der Jüngling dachte, nun werde ſich der Vorhang öffnen und die ſchönſte Frau der Erde ſich zeigen, kam durch einen Spalt nur ein einziger Finger heraus. Ein ſehr weißer Finger mit einem roſafarbenen und ſpitz zugeſchnittenen Nagel. Ein kleiner weißer Fleck war auf dem Nagel. / Nicht länger, als bis der Jüngling hätte drei zählen können, blieb der Finger zu ſehen. Und ſogleich wurde der Jüngling von der Alten wieder auf die Straße zurückgeführt. / Wie im Traum ſtand er unten. Die Schritte der vorübergehenden Menſchen ſchallten wie aus großer Ferne an ſein Ohr. Endlich kam er zu ſich und ging in ſein Gaſthaus. Er hatte kein Geld mehr und mußte dem Wirt den Schimmel dalaſſen. / Zu Fuß, mit

Staub bedeckt und die Schuhe zerriſſen, kam er zu ſeiner Mutter zurück, erzählte alles und legte ſich gleich ſchlafen. Wie ein Toter regungslos lag er da bis in den hellen nächſten Tag. / Das erſte, was er ſagte, als er die Augen aufſchlug, war, daß er die Mutter um neues Geld bat, und zwar um zehnmal ſoviel wie das letztemal. / Nicht ohne Schwierigkeit machte die Mutter das Geld flüſſig, während ihr die Tränen aus den Augen auf das Geld fielen. Zwei ſtarke Pferde waren nötig, um die Summe fortzuſchaffen. Außerdem ritten noch zwei Diener mit. / Drei Tage wartete der Jüngling vor dem Haus der ſchönſten Frau. Nicht wie ſonſt erſchien in der Frühe die Alte, um zum Einkauf zu gehn. Erſt am Abend des vierten kam ſie aus der Tür und der Jüngling trat gleich auf ſie zu, bat wieder, die ſchönſte Frau der Erde ſehen zu dürfen, nur zwei Sekunden lang. Er ſagte, daß er zwei Pferde mit Gold beladen in die Stadt mitgebracht habe. / Die Alte kaufte erſt ein. Als der Jüngling immer weiter bat, erklärte ſie ſich ſchließlich bereit zu fragen. / Lange ſaß der Jüngling auf der Steintreppe vor der Tür und wartete. Endlich kam dann die Alte mürriſch, aber mit gutem Beſcheid zurück. / Da ging der Jüngling ſeine Diener und Pferde holen. Die Diener luden die ſchweren Säcke ab und trugen ſie ins Haus hinein. Dann führte die Alte den Jüngling wieder die Treppe hinauf durch die Zimmer vor den Vorhang. Der Jüngling vermochte kaum ſich auf den Beinen zu halten, ſo taumelte er. Und wie lange mußte er ſtehn! Aber endlich öffnete ſich der Vorhang ein klein wenig und eine Hand ſtreckte ſich heraus von

einer unbeſchreiblichen Schönheit. Ganz ohne den Schmuck eines Ringes. Aber eine ſo ſchöne Hand war ſicher nicht ein zweites Mal auf der Erde zu finden. / Kaum hatte der Jüngling recht hinzuſehn vermocht, da war die Hand wieder verſchwunden. Er hörte nur noch etwas wie einen Atemzug und ein ſeidenes Rauſchen. Und ſchon berührte ihn die Alte am Ärmel und führte ihn wieder auf die Straße. / Mit fieberigen und fremden Augen kehrte er zu ſeiner Mutter zurück. Er ſchien ſie gar nicht mehr zu kennen. Er ſaß nur, ohne zu ſprechen, im ledernen Stuhl, in dem ſein Vater immer geſeſſen hatte, und trank ein Glas Wein über das andere. / Die Mutter wuſch ihm die Füße und zog ihm ein anderes Kleid an ſtatt des ganz zerriſſenen, in dem er heimgekommen war. Sie bereitete ihm das Bett ſo zart wie einem Kranken. Aber der Sohn, ehe er ſich ſchlafen legte, gab ihr noch den Auftrag, alles, was ſie beſaßen, zu Geld zu machen, Haus, Möbel, Kleider, die Weinberge, Wieſen und Vieh. / Er ſchlief die Nacht und den ganzen folgenden Tag und wieder die Nacht. In der Frühe des zweiten Tages brach er auf, mit drei Pferden, die kaum die Laſt des Goldes tragen konnten, und drei Dienern wie ein Fürſt. / Er ſchickte den erſten, den zweiten, den dritten Diener hin, an das Haus der ſchönſten Frau anzuklopfen und um die Erlaubnis ſeines Beſuches zu bitten. Aber die Diener kamen zurück, ohne daß ihnen aufgetan worden war. / Da ging der Jüngling ſelbſt hin und ſaß eine Woche lang vom Morgen bis in die Nacht auf der Steintreppe und wartete. Umſonſt ſah er immer zu den Fenſtern

auf. Umſonſt horchte er immer nach einem Laut im Haus. Nur ſein Herz hörte er ohne Unterlaß klopfen. / Endlich jedoch öffnete ſich die Tür und die Alte fegte gerade den Schmutz auf die Straße, ſo daß der Jüngling ganz davon bedeckt ward und ihn der Beſen an den Kopf traf. Er brachte ſeine Bitte vor, ob er diesmal die ſchönſte Frau der Erde ſehen könne, nur drei Sekunden lang. Er ſagte, wie viele Pferde mit Gold er diesmal bei ſich hatte. / Die Alte kam zurück, ſehr böſe, ſah ihn gar nicht an, brachte aber guten Beſcheid. Der Jüngling ließ die Diener das Gold abladen, gab jedem Diener ein Pferd als Lohn, ſchickte ſie fort und ließ ſich wieder vor den Vorhang führen. / Er ſtand lange und wurde ſo ſchwach, daß er ſich an einem Stuhl halten mußte. Endlich, endlich kam wieder die Hand zum Vorſchein. War ſie nicht noch ſchöner als das letztemal? Und es kam noch mehr als die Hand heraus. Der Knöchel, von wunderbarer Schmalheit, der Unterarm, der Ellenbogen, der Oberarm, unbekleidet, in weißer Fülle und doch von unſagbar gebogener Schlankheit. / Der Jüngling dachte, daß nun diesmal der Vorhang ganz aufgehn und ihn alles ſehen laſſen würde. Das Blut trat ihm in die Augen. Er ſtöhnte wie in einem tiefen Schmerz. Und obwohl das gegen die Abmachung mit der Alten war, hob er die Hand, um den Arm anzurühren oder um ſogar den Vorhang beiſeite zu reißen. Aber da war der Arm ſchon verſchwunden. Irgendein Wort von einer unirdiſchen Stimme war hinter dem Vorhang zu hören und das Rauſchen eines Bettes. Der Jüngling kam erſt wieder zum Bewußtſein, als er draußen vor der Tür auf der

Straße ſtand. Er mußte Ringe, Uhr, ſein Oberkleid verkaufen, um nach Haus zu kommen. Da ſaß ſeine Mutter an der Erde und bettelte. Er ſetzte ſich neben ſie. Sie wuſch ihm das Blut von den Füßen mit einer Hand und hielt die andere Hand bettelnd den Leuten hin. / Die Leute wunderten ſich über die großen Augen des Sohnes. Der Sohn, vom Hunger ganz gekrümmt, hielt auch die Hand hin. Aber er hielt ſie nach ganz anderer Richtung als da, wo die Leute ſtanden. Da erkannte ſeine Mutter, daß er blind war. / Aber ſein Geſicht ſtrahlte, als ob er etwas ſehe, was weit fort, hinter Wieſen und Bergen war. Und als ob das ein Etwas ſei, das ſchöner war als irgend etwas anderes auf der Erde.

Die drei jungen Schwiegertöchter

Eine Witwe hatte einen Sohn. Den nährte und kleidete ſie mit ihrer Hände Arbeit, daß niemand ihm die Armut anſah. Ja, ſie ließ ihn ſogar die höhere Schule beſuchen. / Darum hing der Sohn an ſeiner Mutter mit der größten Liebe und war nur glücklich, wenn er von ſeinen Geſchäftsreiſen nach Hauſe zurückkehren und eine Weile bei der Alten ausruhen konnte. Und was ſchickte er ihr nicht alles unterwegs: Mehl, Hühner, Geld! Und was brachte er ihr nicht alles mit: Kleider, Stoffe, ſogar Schmuck wie für eine Junge! / Da lagen ihm die alten Weiber der Straße in den Ohren. „Warum heirateſt du nicht! Sieh die da oder jene da. Alle hübſch, alle jung, bringen dir ſogar noch Geld mit.“ / „Ach was,“ ſagte er, „ich habe meine Mutter, wozu brauche ich eine Frau? Wenn ich auf Reiſen bin, was weiß ich, ob nicht eine dieſer jungen Dinger meine Mutter hungern läßt oder gar ſchlägt?“ / Aber die alten Weiber brachten ihn doch dazu, daß er ſich eine hübſche, junge Frau ins Haus nahm. Als er auf Reiſen fort mußte, ſagte er zu ſeiner Frau: „Gib mir gut auf meine Mutter acht. Ich will bei meiner Rückkehr nicht hören, daß du ihr auch nur ein böſes Wort geſagt haſt.“ / Als er fort war, ärgerte ſich die junge Frau, daß da immer eine Alte hockte und

aß und trank, ohne zu arbeiten. Was tat ſie? Sie fragte bei allen Nachbarn um Eier, füllte einen Korb mit Stroh, legte die Eier hinein und hieß die Alte, ſich daraufzuſetzen und die Eier auszubrüten. Von Zeit zu Zeit kam ſie und brachte ihr Brot und ſchalt, wenn wieder ein Ei zerbrochen war. / Der Sohn kam zurück. Schon vor der Tür fragte er nach ſeiner Mutter. „Weiß ich," ſagte die Frau, „wie es geſchehen iſt? Sie iſt eben tot." / Der Sohn war ſehr traurig. Eines Tages ging er in den Hof, um Stroh für das Maultier zu holen. Da ſah er einen Korb, und wie er genauer in das Dunkel hineinſah — was ſah er? Seine Mutter auf dem Korb ſitzen und Eier ausbrüten. Er hob ſie hoch, pflückte ihr das Stroh und die Schalen der zerbrochenen Eier vom Kleid und führte ſie ins Zimmer. / Seine Frau aber trieb er zum Biſchof. „So und ſo hat ſie's gemacht," ſagte er zum Biſchof, „ich will mich ſcheiden von ihr." Der Biſchof ſchied ſie voneinander. / Schon kamen wieder die Weiber der Straße und ſagten: „Mit der erſten haſt du Mißgeſchick gehabt. Aber da iſt dieſe, ſieh ſie dir an. Noch hübſcher, noch jünger, noch mehr Geld." Er ließ ſich ein zweites Mal bereden und heiratete wieder. / Als er auf Reiſen mußte, empfahl er noch dringlicher als das erſtemal ſeine Mutter der Frau. „Schon gut," ſagte die Frau, „was ſoll ihr geſchehen?" / Aber kaum war der Sohn vor dem Haus, da trieb ſie die Alte vom Stuhl auf und ſchrie: „Was? Hier nur ſitzen und eſſen? Hier habe ich einen Lederranzen für dich gemacht. Auf, in die Schule, damit du etwas lernſt!" / Nach zwei Wochen kam der Sohn zurück. „Wo iſt meine Mutter?"

fragte er noch in der Tür. „Was? Du Unglücksmann weißt noch nicht, daß sie die Treppe heruntergefallen und tot ist?“ / Der Sohn ging ins Zimmer und weinte lange. Als er kurze Zeit später traurig vor einem Kaffeehause saß, kamen die Kinder aus der Schule vorbei. Da sah er mitten unter den Kindern eine lächerliche Alte, mit einem Ranzen auf dem Rücken wie alle. Er ging hin. Was sah er? Seine Mutter. / Er nahm ihr gleich den Ranzen ab, führte sie nach Hause, setzte sie an den Ofen. Seine Frau aber trieb er zum Bischof. Der Bischof schied beide voneinander. / Nicht lange dauerte es, da hatten ihm die Weiber eine dritte aufgeredet. Noch schöner war sie, noch jünger und hatte noch mehr Geld. / Lange konnte er sich nicht entschließen, wieder zu verreisen. Aber als es doch sein mußte und er, nach lauten Versicherungen seiner Frau, kaum die Stadt hinter sich hatte, trieb die Frau die Mutter mit einem Stock hoch und schrie: „„Was tust du immer im Haus? Aber auch in der Stadt sollst du nicht bleiben. Hier hast du eine Gitarre. Marsch, hinaus aufs Feld! Zu den Zigeunern mach' dich, lern' spielen, lern' singen, verdien' dir dein Geld.“ / Die Alte ging mit einem kleinen Bündel und der Gitarre, und die Zigeuner nahmen sie freundlich auf. Sie lernte spielen, sie lernte singen, sie lernte tanzen. Sie zog mit den Zigeunern, mit Männern, Weibern, Kindern, mit Wagen und Maultieren durchs Land. / In einer fremden Stadt ging der Sohn über einen Platz. Da sieht er unter einem Haufen von Menschen eine Alte stehn, die spielt und singt. Lustig singt sie. Und wenn sie einen Vers beendet hat, hebt sie die alten Beine zum Tanz. Und die Leute lachen.

Sie kreiſchen vor Lachen, halten ſich die Seiten vor Lachen und geben der Alten Geld. Nie iſt etwas ſo Luſtiges zu ſehen geweſen. Der Sohn lacht mit, lacht Tränen, gibt der Alten Geld. Steht noch einmal von fern und ſieht zurück, wie die Alte die Röcke hebt und ſich dreht. Er erkennt nicht, daß es ſeine Mutter iſt.

Digitized by Google

Das vergeſſene Kind

Eine Mutter ging mit zum Mähen in die Wieſen. Alle andren Frauen hatten ihre Kinder zu Hauſe gelaſſen. Sie aber war erſt ein Jahr verheiratet und außerſtande, ſich in ihrem Glück von dem Kind zu trennen. Darum band ſie es in einem Tuch auf den Rücken und nahm es mit. / Draußen machte ſie ihm ein weiches Bett von Gras, im Schatten einer Birke. Alle drei Stunden kam ſie und tränkte es. Jedesmal richtete ſie das Bett ſo, daß es mit dem Schatten des Baumes weiter rückte. / Es war ein heißer Tag. Als ein Gewitter ſchwarz heranzog, eilten alle, möglichſt viel Arbeit hinter ſich zu bringen. Am Abend waren ſie ſchon ein gutes Stück von der Birke abgekommen. Ganz klein und fern ſtand ſie am Horizont. Aber die Mutter ſah immer dahin und lachte und ſang dazwiſchen mit den andern Frauen, trotz des Schweißes, der ihr vom Geſicht rann. / Als Feierabend gemacht wurde und man den Rückweg antrat, war die Luſtigkeit aufs höchſte geſtiegen. Man ſang ein Lieblingslied. Jede wußte einen neuen Vers. Dann fingen ſie an, ſelber Verſe hinzuzudichten, die, nachdem eine vorgeſungen hatte, alle nachſangen. / Als ſie vor den Häuſern des Dorfes angekommen waren und im erſten Blitzſchein die Männer vor den Türen ſtanden und nach den Frauen aus-

ſchauten, fiel es der jungen Mutter ein, daß ſie ihr Kind unter der Birke vergeſſen hatte. / Ohne ihren Mann zu begrüßen, ſchrie ſie auf: „Herr Jeſus!“ und, wie von dem niederſchüttenden Regen verfolgt, jagte ſie den weiten Weg zurück. Es war ſchwarze Nacht geworden. Immer nur, wenn ein Blitz vom Himmel traf, zeigten ſich die einzelnen Bäume und der ferne Waldrand. / Die junge Mutter lief immerzu, durch Dornen und Sumpfwaſſer. Ihre Haare hatten ſich gelöſt, der Sturm trieb ſie vor ihrem Geſicht her. Sie lief ſo ſchnell, daß ſie, ohne die Füße zu bewegen, über den Erdboden hin zu wehen ſchien. Weil ihr oft Zweige ins Geſicht ſchlugen, lief ſie mit geſchloſſenen Augen und verlor doch die Richtung der Birke nie. / Wölfe kamen hinter ihr her. Wölfe kamen von beiden Seiten. Sie hörte ihren Atem. Einer war ſo nahe, daß er nach ihrem Kleid ſchnappte. Ohne an Furcht zu denken, die Kleider zerriſſen, die Haare voll Dornen und Blätter, Knie und Hände blutig gefallen, erreichte ſie endlich die Birke. / Im Blitzſchein ſah ſie ihr Kind im Schoß einer Frau liegen, rotbäckig, den Kopf auf die Seite gelegt und im Traum lachend. Die Mutter wollte aufſchreien und ſtreckte die Hände aus, aber ohne einen Laut hervorbringen zu können, brach ſie in die Knie. / Da wich die fremde Frau, die für einen Augenblick nach der Mutter hinſah, von dem Kind fort und entwehte wie ein Schatten. Die Wölfe kamen herangeſtürzt. Aber ſtatt ſich auf die Mutter zu werfen, zogen ſie, wie auf einen Befehl und aufbellend wie Hunde, die ihren Herrn begrüßen, dem Schatten der Frau nach. Bis aller Schall in der Ferne verhallte. / Als die junge Mutter ihr

Kind in die Arme riß, fand ſie um ſeinen Hals ein goldenes Kettchen, zierlicher gearbeitet, als irgendwelche Menſchenhände vermöchten. / Nur ein uralтes Weib in einem Nachbardorfe wußte, wer die fremde Frau war: Laima, die Göttin der Vorzeit.

Der Rieſe kämpft mit dem See

Vor der Stadt Riga erheben ſich noch heut zwei gräſerne Hügel, ſo weit voneinander entfernt, daß ein ganzes Dorf mit Häuſern und Scheunen Platz dazwiſchen hätte. / Dieſe Hügel hatte ſich einſt ein Rieſe als Schlafſtätte aufgerichtet. Auf dem einen Hügel bettete er ſeinen Kopf, gegen den andern ſtützte er ſeine Füße. / Damals gab es noch keine Berge in dieſer Gegend. Nur einen großen See, der die Landſtraße um ſich herumzwang. Auf dieſem See war niemals ein Boot zu ſehen. Nur dicht an den Ufern entlang wagten die Fiſcher zu fahren. / Alle paar Jahre wagten es ein paar Tollkühne, über die ganze Waſſerfläche zu rudern, um den Weg nach Riga abzukürzen. Aber jedesmal hob ſich ein Sturm auf, ſobald das Boot die Mitte des Waſſers erreicht hatte. Eine Welle griff in das Boot hinein und zog einen Menſchen heraus, der von der Welle ſofort verſchluckt wurde und deſſen Leichnam man niemals fand. / Damals, in den frühen Zeiten der Erde, war ein See noch wie ein Tier, mit Neid, mit Tücke und Mordluſt. Und es war offenbar, daß er dieſes Menſchenopfer forderte als Zoll für die Überfahrt. / Jahrzehnte hindurch traute ſich kein Boot mehr auf den See hinaus. Eines Tages aber kamen zwei Brüder von weit her und wollten

zu ihrer ſterbenden Mutter nach Riga. Sie hatten ein ſolches Verlangen nach der Mutter und fürchteten, ſie vielleicht nicht mehr bei Leben anzutreffen, daß ſie voll Unluſt an den weiten Umweg um den See dachten. / Da ein ruhiger und ſonniger Tag war, hörten ſie nicht auf die Warnungen der Fiſcher und ſprangen in ein Boot. Unbekümmert und mit allen Kräften ruderten ſie auf den See hinaus. Die Leute am Ufer ſchrien ihnen nach. / Durch das Geſchrei herbeigelockt, kam der Rieſe heran, ſetzte ſich fern ans Ufer und ſah zu. Schon hatte es den Anſchein, als ob der See die beiden Jünglinge unbehelligt hinüberließe. Aber es war nur, um ſie deſto ſicherer zu machen. / Als das Boot in der Mitte des Waſſers war, ſtand weit entfernt eine kleine Welle im Waſſer auf, nicht anders, als ob ein Fiſch in einer ſchnellen Drehung ſie aufgerührt hätte. Aber die Welle wuchs und rollte. Gerade auf das Boot zu. Sie nahm das Boot auf ihre Spitze, und als ſie es wieder im ruhigen Waſſer abſetzte, war nur noch ein Jüngling im Fahrzeug, der aufrecht ſtand und umſonſt in das Waſſer ringsum ſtarrte. / Da wurde der Rieſe zornig über die Grauſamkeit des Sees. Weil denn die Menſchen ſich nicht wehren konnten, nahm er den Kampf auf, Ungeheuer gegen Ungeheuer. Er griff in die Erde zwiſchen ſeinen Füßen, bis er zwei Arme voll trug. Dann ſchritt er weit in den See hinein und ließ die Erde hinunterbröckeln. Bis, quer durch den See, ein Weg entſtanden war. Kein ebener Weg, ſondern, je nachdem der Rieſe die Erde hatte fallen laſſen, gebirgig oder abgründig. So entſtanden die Kangarberge, über die nun alle, die nach Riga wollen, ohne Gefahr hinüber können. / Drei Tage

und drei Nächte rannte der See in Wellen, so hoch wie ein Kirchturm, gegen die Berge an. Es war, als sollte die ganze Welt neu geschaffen werden. Aber er vermochte nicht, die Berge wegzuschäumen. Unerschüttert standen sie da, und am dritten Tag wagten die Menschen, Spottlieder singend, schon hinüberzuschreiten. / Da beschloß der See, die Welt wirklich umzuändern und sich ein neues Bett zu suchen. Er erhob sich in die Luft und zog als schwarze Wolke über das Land hin. / Mägde, welche an einem Fluß Wäsche trockneten, sahen die Wolke. Dabei hörten sie ein starkes Knistern. Da riefen einige: „Das knistert ja, als würden Kastanienschalen verbrannt.“ Eine aber sagte: „Die Wolke ist nichts weiter als ein großer See.“ / Im selben Augenblick rauschte die Wolke herab und begrub Wiesen, Höfe, Fluß, Mägde und was an Menschen sonst da wohnte. / An Samstagabenden, bei stillem Wetter, hört man aus dem Wasser die Kirchenglocken heraufläuten. Ein kleines Mädchen soll auch einmal einen Pflüger mit zwei Kühen gesehen haben, der das Gesicht lange zu ihr hinaufgehoben hielt.

Der Richter Schemjaka

Der arme Mann ging zu ſeinem reichen Bruder. „Ich muß Holz aus dem Wald holen. Hilf, Bruder, und leih mir dein Pferd.“ Der Reiche ſah von ſeiner Suppenſchüſſel auf. „Immer habe ich gewartet, daß du kommſt. Nun fängt es an, nun wird es ſo bald nicht aufhören mit der Bettelei. Nimm das Roß und mach, daß du fortkommſt. Dies iſt das erſte und das letzte Mal.“ / Der Arme ſtand mit dem Roß an der Hand. „Bruder, ich habe kein Kummet. Bruder, hilf! Leih mir noch das Kummet dazu!“ Aufſchrie der Reiche: „Wirſt du mir noch meinen Stuhl, meinen Tiſch, mein Haus abbetteln? Hinaus mit dir!“ / Im Wald ſtand der Arme, den ſchweren Schlitten mit Holz vor ſich. Was ſollte er anders tun? Er mußte den Schlitten an den Schwanz des Pferdes binden. Und ſiehe, wie ſollte es anders kommen? Vor ſeiner Hoftür ſtolperte der Gaul und riß ſich den Schwanz aus. / Voll Furcht ging der Arme zum Reichen. „Hier, ſieh, Bruder, iſt der Gaul. Gut und geſund, aber der Schwanz fehlt ihm.“ Aufſchrie wieder der Reiche: „Was? So bringſt du mir mein ſchönes Pferd zurück? Sofort bezahlſt du mir das ganze Tier oder gehſt mit mir zum Richter Schemjaka! Da wirſt du es hören.“ / Der Arme mußte mit. Stumm gingen

die Brüder nebeneinander durch den Wald. Über Mittag mußten sie einkehren ins Wirtshaus. Sogleich trug man dem Reichen grünen Branntwein auf und der Wirt trank mit. Den Armen aber schmerzte der Magen, den er kein Geld hatte zu füllen. Um Hunger und schlechte Gedanken loszuwerden, kletterte er auf die Ofenbank und schlief. Aber in seinem Hunger und seinen Sorgen wälzte er sich hin und her. Und was geschah: Mit einem Mal fiel er hinunter und gerade auf die Wiege, in der des Wirts jüngstgebornes Kind lag. Und tot drückte er das Kind. / „Zum Richter Schemjaka! Vorwärts! Mit! Mein Kind hast du mir getötet! Ich will dich am Galgen sehn!“ schrie der Wirt und zog sich Pelz und Stiefel an. / Stumm schritten die drei nebeneinander her durch den Wald, zwei im Zorn, daß ihre Gesichter im Schnee erglühten, einer vor Furcht weißer als der Schnee, trotzdem ihm dabei der Schweiß der Angst über den Rücken herunterlief. „Was kann mir anderes blühen als der Galgen:“ dachte der Arme, „also lieber schnell ein Ende gemacht.“ Dabei nahm er einen Anlauf und sprang von der Brücke ins Wasser hinab. / Allein unten fuhr gerade ein Greis mit seinem Sohne im Schiff. Dem Greis auf den Rücken stürzte der Arme, und nicht kräftiger als das Kind war der Greis: tot, mit gebrochenen Wirbeln lag er auf dem Boden des Schiffs. „Mörder! Mörder!“ schrie der Sohn des Alten, „meinen Vater hast du mir umgebracht! Du mußt mit vor den Richter! Vorwärts, zu Schemjaka! Ich will dich gerädert und gehangen sehn!“ / Nun schritten sie zu vier durch den Wald. Aus der Traurigkeit des Armen wurde Haß. Er

hob heimlich einen Stein von der Erde auf, während er an einem Baum ſtand, um ein Bedürfnis zu verrichten. Den Stein wickelte er in ein Tuch. „So!“ ſagte er für ſich, „lautet der Spruch des Richters gegen mich, dann Blut um Blut! Dann will ich ihn mit dieſem Stein erſchlagen.“ / Hinter einem Tiſch, auf hohem Stuhl, ſaß Schemjaka. Die drei Kläger traten vor ihn. Kaum ließ einer den andern zu Wort kommen. Augen hatten ſie gelb und brennend wie Wölfe. Hinter ihnen ſtand der Arme, das Tuch mit dem Stein in der Hand. / Der Reiche kam zuerſt an die Reihe und brachte ſeinen Fall vor. Hinter ihm ſtand der Arme, ſah den Richter feſt an und hielt das Tuch mit dem Stein ſchon erhoben, um gleich loszuſchlagen, wenn der Spruch gegen ihn wäre. / Schemjaka ſah ihn und ſah das Tuch in der Hand und dachte: „Da ſind ja wenigſtens hundert Rubel drin.“ Dann ſprach er ſeinen Spruch: „Der Kläger hat recht“, ſagte er, „dieſer hier muß natürlich den Gaul behalten, bis ihm wieder der Schwanz gewachſen iſt.“ / Jetzt trat der Schenkwirt vor, und hinter ihn ſtellte ſich wieder der Arme, ſah wieder den Richter an, hob wieder die Hand. „Wieder hundert Rubel,“ dachte Schemjaka, „die nehm' ich ebenſo gern wie die erſten.“ Und nicht lange brauchte er zu ſeinem Spruch: „Auch dieſer Kläger hat recht,“ ſagte er, „alſo ſoll der Angeklagte des Wirtes Weib zu ſich nehmen und mit ihr ein neues Kind zeugen, das dem Wirt gehört.“ / Nun ſtellte ſich der dritte Kläger auf und hinter ihn wieder der Arme, wieder die Hand ſchlagbereit. Schemjaka ſah die Hand an und dachte: „Dreihundert Rubel ſind's jetzt, gut, ſehr gut, Gott ſei bedankt,“

und fällte sofort seinen Spruch. „Der Kläger hat recht. Darum geht beide zu der Brücke, du, Beklagter, stellst dich unten ins Schiff, du, Kläger, springst ihm von oben auf den Rücken und tötest ihn. Die Sitzung des Gerichts ist aufgehoben.“ / Am nächsten Tag in aller Frühe erschien der arme Bruder bei dem reichen und sagte: „Wo ist der Gaul? Gib her! Sowie ihm der Schwanz wieder genau so lang gewachsen ist, wie er gewesen ist, bring' ich das Tier zurück.“ Der Reiche schenkte ihm ein Glas Branntwein ein und sagte: „Ach, wie einfältig waren wir, um den Schwanz eines Rosses zu streiten. Das Roß ist mir gut genug so. Da! Nimm diese Ziege mit dem Zicklein und diese zehn Rubel Silber und laß uns gut Freund sein.“ / Der Arme war es zufrieden. Darauf ging er zum Schenkwirt. „Da bin ich, nun gib mir dein Weib. Ich werde meine Schuldigkeit tun.“ Der Wirt lud ihn an den Tisch und setzte ihm ein Mittagmahl vor. „Ach, ich war ja dumm. Viel Kinder, viel Sorgen. Es geht auch ohne das eine. Da, nimm als Zeichen des Friedens zwischen uns diese Kuh mit dem Kalb und diese hundert Rubel Silber.“ / Der Arme nahm alles und ging dann zu dem jungen Schiffer. „Hier bin ich. Ich bin bereit. Komm, spring und töte mich, wie ich verdient habe. Du wirst schon recht springen.“ Der Schiffer faßte ihn unter den Arm und sagte: „Wir wollen Christen sein. Wir sind doch keine wilden Tiere? Nimm zum Trost und zum Dank für deinen ergebenen Willen dieses Pferd und Füllen und diese dreihundert Rubel Silber.“ / Der Arme, zu Hause angekommen, übersah sein Vieh, ließ das Geld auf dem Tisch klingen und tanzte

umher. Da trat Schemjakas Diener ein. „Nun, Freund, gib die dreihundert Rubel, die du gezeigt haſt. Ich ſoll ſie Schemjaka bringen.“ Der Arme nahm das Tuch, wickelte es auf und band den Stein heraus. „Da! Das war in dem Tuch! Bring das Schemjaka und ſag' ihm: Wenn ſein Spruch anders gelautet hätte, hätte ich ihn mit dieſem Stein erſchlagen.“ / Schemjaka nahm dem Diener den Stein aus der Hand, beſah ihn, wog ihn, bekreuzigte ſich und ſagte: „Gottlob, das iſt noch gut abgelaufen.“

Du lügſt!

Ein Zar hörte nichts ſo gern als Lügen. Er legte einen Haufen Gold auf den Tiſch und ſein Schwert daneben. Nun mußte einer drauf los erzählen. Rief der Zar plötzlich: „Du lügſt!“ — dann durfte der Erzähler ſich das Gold nehmen. Kam aber der Zar nicht dazu, ſich zu vergeſſen und ſeinen Ausruf zu tun — dann hieß es: „Kopf herunter!“ / Ein Bauer, dem es ſchlecht ging und der darum Geld nötig hatte, wollte ſich das Gold verdienen und ließ ſich beim Zaren melden. Gerade war eine große Abendgeſellſchaft verſammelt. Als der Bauer die glänzenden Uniformen ſah, wollte er am liebſten umkehren. Aber er hatte ſich Mut angetrunken und außerdem ließ der Zar ſchon das Gold auf den Tiſch ſchütten: ſo blieb er und mußte ſich dem Zaren gegenüberſetzen. Gleich fing er an. / „Heute früh fuhr ich mit dem Pflug auf den Acker. Mein Pferd wurde ſchwach und ich ſpannte es aus. Da brach es in zwei Hälften auseinander. Das Vorderteil lief davon, das Hinterteil blieb ſtehn und wieherte.“ Alle riefen: „Gelogen!“ Der Zar aber ſah den Bauer an und ſagte: „Ein Bauer iſt ſchlau, ein Bauer bringt manches fertig.“ / Dem Bauern begann das Herz zu klopfen. Aber er behielt ein ganz ruhiges Geſicht und erzählte weiter. „Ich trieb

das Hinterteil zum Vorderteil hin, nähte ſie aneinander und keilte die Naht mit einem Weidenknüppel feſt. Dann legte ich mich zu einem Mittagſchlaf hin. Als ich die Augen wieder aufmachte, war der Knüppel auf meinem Pferde zu einem Baum hochgewachſen. Aber nicht nur ſo hoch wie dieſer Saal, auch nicht ſo hoch wie die höchſte Kirche hier, ſondern bis in den Himmel hinein.“ Da riefen alle: „Gelogen!“ Aber der Zar legte den Kopf ſchief, ſah den Bauer an und ſagte: „Warum? So ein Bauer bringt manches fertig.“ / Dem Bauer brach der Schweiß auf der Stirn aus. Er ſtrich mit der Hand ſeine Haare darüber, daß man es nicht ſehen ſolle und erzählte weiter. „Na, da faßte ich den Stamm an und kletterte daran in die Höhe. Immer höher, der Wind trug mir die Mütze fort und die Vögel ſtießen nach meinen Augen. Aber ich konnte mich doch mit einem Satz in den Himmel hineinſchwingen.“ Alle fragten: „Haſt du auch Gottvater geſehn?“ „Wieſo denn nicht?“ ſagte der Bauer. „Was machte er denn da oben?“ „Er ſpielte mit den Apoſteln Karten und trank grünen Schnaps dazu.“ Alle riefen: „Gelogen! Das tut Gottvater nicht.“ Der Zar aber ſagte: „Warum nicht? Ich ſpiele ja auch mit euch Karten. Das iſt alles möglich.“ / Dem Bauern lief der Schweiß hinter den Ohren hinunter. Aber er faßte wieder Mut und erzählte weiter. „Na, es wurde Abend, was ſollte ich lange da herumlaufen? Ich mußte herunter, das Pferd wieder anſpannen. Aber verflucht! Meine Weide war verdorrt und abgebrochen. Da ſah ich einen Mann unten auf der Erde Hafer auf dem Sieb ſchütteln. Die Spreu flog bis zu mir in den

Himmel hinauf. Ich, nicht faul, fing sie auf und drehte mir gleich ein Seil daraus.“ Alle schrien: „Aus Spreu ein Seil: Gelogen!“ „Warum nicht:“ sagte der Zar, „ein Bauer kann viel.“ / Dem Bauern begannen die Ohren zu sausen. Er hörte seine eigenen Worte wie von fern. Aber er schien ganz ruhig dazusitzen und erzählte weiter. „Dieses Seil nahm ich und band es an dem Himmel fest. Dann ließ ich mich hinunter. Aber, Teufel auch! Es war zu kurz. Ich blieb in Kirchturmhöhe über der Erde hängen. Da schnitt ich das Seil oben ab und knotete es unten wieder an.“ Alle sprangen auf und schrien: „Gelogen! Gelogen!“ Der Zar trank. „Wieso denn: Ein Bauer kann viel.“ / Dem Bauern strömte der Schweiß wie ein Sturzbach über den Rücken. „Immer noch zu kurz war das Seil. Ich wollte nicht mehr lange Umstände machen und schwupp! sprang ich einfach ab. Ich fiel in ein frisch gepflügtes Feld und bis zum Hals in die Erde, auf keine Weise konnte ich herauskommen. Da ging ich in mein Haus, holte meinen Spaten und grub mich frei.“ Alle stampften und warfen fast den Tisch um. „Was: Freigraben, wenn er bis zum Hals drin steckt: Warum einen Spaten holen, wenn er gehn kann: Gelogen!“ Der Zar aber sah den Bauer ganz ruhig an. „So ein Bauer kann viel.“ / Da dachte der Bauer, die Beine brächen ihm ab vor Schwäche, obwohl er saß. Jetzt faßte er den letzten Mut. „Na, ich war voll Dreck über und über. Ich ging also zum Bach, um mich zu waschen. Da saß ein Mann und hütete Schweine. ‚Guten Tag, Schäfer‘, sagte ich. Da sagte er: ‚Ich bin doch kein Schäfer. Ich bin doch des Zaren Vater.‘“ „Gelogen! Gelogen!“

rief der Zar, „was iſt das für ein verlogenes Zeug! Mein Vater hütet doch keine Schweine!“ / Der Bauer trank ſein Glas aus, lachte und ging davon, die Taſchen ſchwer voll Gold.

Peter der Erſte ſtiehlt

Peter der Erſte wollte alles lernen, auch ſtehlen. Darum ging er zu einem geſchickten Dieb in die Lehre. / Sie gingen zuſammen auf die Landſtraße hinaus. Ein Wagen fuhr da vor ihnen her. Darauf ſaß ein Kaufmann, hintendran war ein Ochſe angebunden. „Ich möchte dieſen Ochſen ſtehlen“, ſagte Peter. „Dann mußt du den Kaufmann totſchlagen, anders geht es nicht“, ſagte der Dieb. „Wieſo?“ ſagte Peter, „das muß auch ohne Totſchlagen gehn.“ / Er zog einen Stiefel aus, zog ihn ganz durch den Dreck und warf ihn, nachdem er ſich durch den Wald vor den Wagen hingeſchlichen hatte, mitten auf die Straße. Der Kaufmann kam heran, fuhr aber an dem alten Stiefel einfach vorbei. Peter lief wieder voraus und warf nun ſeinen zweiten, ganz ſaubern Stiefel auf die Straße. Als der Kaufmann dieſen ſah, hob er ihn auf, fand, daß er ganz neu war, und lief auch ſchon zurück, um den erſten dazu zu holen. Schnell ſtach Peter den Ochſen nieder und zog ihm das Fell ab. „Hier, das Fleiſch“, ſagte er zum Dieb, „trägſt du in den Wald und kochſt eine Suppe daraus. Allerdings prophezeie ich dir, daß du von dieſer Suppe nicht einen Löffel wirſt zu eſſen bekommen.“ „Im Gegenteil,“ ſagte der Dieb, „ich

habe einen mächtigen Appetit darauf.“ Er ſchleppte das Fleiſch in den Wald, Peter aber ſetzte ſich den Ochſenkopf auf und ſetzte ſich in den Moraſt neben dem Weg. Der Kaufmann kam mit dem Stiefel und ſah zu ſeinem Schrecken, daß der Ochſe verſunken war. Aber er wackelte ja noch mit dem Kopf! Alſo konnte man ihn noch hinausziehn. Der Kaufmann machte ſich gleich an die Arbeit. Aber ſchnell warf ihm Peter das Fell über den Kopf, ſtieß ihn in den Moraſt und fing an zu ſchreien: „Schonung! Schonung! Ich war nicht allein!“ Das hörte der Dieb im Wald, dachte, daß es Peter ſchlecht gehe, und lief davon wie der Sturm. / Peter aber trank erſt die ganze Suppe aus, dann ſprang er auf den Wagen und jagte nach Hauſe. Er verſteckte Wagen und Pferde hinter dem Hof, legte ſich auf die Bank und ſchlief. Nicht lange, da kam auch der Dieb nach Hauſe. „O weh,“ ſagte er, „Peters erſtes Stück iſt ſchief gegangen.“ „Wieſo?“ ſagte die Frau, „der liegt ja längſt da und ſchläft!“ Da wunderte ſich der Dieb und mußte lachen, als er alles erzählt bekam. / Bald darauf brachen ſie bei einem Pelzhändler ein. Peter kletterte durchs Fenſter, der Dieb hielt draußen Wache. Dreizehn Pelze brachte Peter heraus. Zwölf waren leicht zu teilen, was aber ſollte mit dem dreizehnten geſchehn? Peter ſagte: „Er gehört mir, denn ich bin hineingekrochen.“ Der Dieb aber ſagte: „Ich bin der Lehrherr, ich habe Anſpruch darauf.“ / „Bleib hier bei den Pelzen ſtehn“, ſagte Peter, „dann geh' ich zum Kaufmann hinein und frage, wem der Pelz gehören ſoll.“ „Biſt du des Teufels?„ rief der Dieb. Aber Peter tat, als ob er betrunken wäre, ging zum Kaufmann hinein

und erzählte ihm die ganze Geſchichte. Der Kaufmann lachte ſehr, gab ihm noch ein Gläschen und ſagte: „Natürlich, Brüderchen, dem, der hineingekrochen iſt, dem gehört der Pelz.“ Der Dieb draußen hörte das ganze Geſpräch und mußte den Pelz abgeben. / Nun ſollte das dritte Stück kommen. Das ſollte keine kleine Sache mehr ſein, etwas Großes mußte es werden. Was gab es Größeres, als in die Schatzkammer des Reiches ſelbſt einzubrechen? Wieder ſtellte Peter ſich betrunken, nahm ein paar Krüge Schnaps und ging an dem Wächter vorbei. Siehe, da fielen dem Betrunkenen die Krüge aus der Hand und er taumelte weiter, ohne es zu merken. Der Wächter aber merkte es um ſo beſſer, und nach einer Stunde ſchon ſchlief er über den geleerten Krügen ein. Rückwärts aber ſtieß Peter mit ſeinem Lehrer ein Loch in die Wand und nahm Gold und Edelſteine aus der Schatzkammer, ſoviel ſie nur tragen konnten. / Bei der nächſten Muſterung der Kammer entdeckte man ſowohl, daß vieles fehlte, als auch, daß ein Loch durch die Wand geſtoßen und wieder zugemauert war. Der Zar dieſes Reiches ließ bei allen bekannten Dieben um Rat fragen. Barma, der Meiſterdieb, meinte, daß dieſes Stück nur von einem ſehr tüchtigen Spitzbuben ausgeführt ſein könne. „Er wird natürlich wiederkommen,“ ſagte er, „darum muß man unter dem Loch ein Faß mit Teer aufſtellen.“ / Wirklich drängte auch Peters Lehrer, noch einmal in die Kammer zu gehn. Peter riet ab, jedoch der andere ließ ſich nicht belehren von ſeinem Schüler und ſtieg allein hinein. Natürlich fiel er in das Faß. Peter, in Sorge, kam hinzu, ſah das Faß, taſtete mit der Hand hinein

und fand den Dieb ertrunken. Er kroch behutſam über das Faß hinweg, ſteckte ſich alle Taſchen voll Gold, ſchnitt dem Dieb den Kopf ab und ging mit dem Kopf nach Hauſe. / Man hängte den Leichnam des Diebes an einen Baum, damit jeder kommen und vielleicht einer erkennen könne, wer der Dieb geweſen ſei. Hundert Soldaten wurden als Wache aufgeſtellt. Peter mußte zuſehn, die Leiche ſobald als möglich zu ſtehlen. Was tat er: Er verkleidete ſich in einen alten Mann, kaufte lange Tatarenröcke, eine ungeheure Menge Schnaps und ein Raſiermeſſer. Er packte alles auf einen Wagen und an dem Wagen ſägte er die Achſen durch. Wie er an den Baum kam, brachen die Achſen entzwei. Laut fing er zu jammern an und bat die Soldaten, auf den Wagen zu achten, bis er neue Achſen geholt hätte. Kaum war er fort, ſo tranken die Soldaten den Schnaps aus und lagen in einer Stunde in feſtem Schlaf wie Tote da. Peter raſierte ihnen die Köpfe, legte ihnen die Tatarenröcke um und fuhr mit dem Leichnam zurück. Am nächſten Morgen hieß es, daß die Tataren gekommen ſeien, um die Stadt zu belagern. Ein Heer wurde ausgeſchickt. Da erkannte man die Liſt. / Jetzt ſagte der Dieb Barma zum Zaren dieſes Reiches: „Das iſt ein ganz geriſſener Kerl. Nun mußt du alle Müßiggänger der Stadt einladen und zwiſchen die Schnapsfäſſer Goldſtücke verſtreuen. Wenn alle betrunken ſind, wird der Dieb die Goldſtücke aufheben. Dann hat man ihn.“ / Peter erſchien wirklich auf dem Feſt. Aber er hatte ſeine Sohlen mit Pech beſchmiert, ſo blieben alle Goldſtücke daran hängen. Die Diener des Zaren ſahen, daß die Goldſtücke

fort waren, aber ſie hatten niemand ſich bücken ſehn. Da durchſuchten ſie die Taſchen aller, die da lagen und ſchliefen, und fanden das Gold in Peters Taſche. Um ihn am hellen Morgen leicht herausfinden zu können, ſchnitten ſie ihm die Sohlen von den Stiefeln ab. Peter aber, kaum daß ſie fort waren, ſchnitt allen Schlafenden ſchnell die Sohlen ab. Als man am Morgen alle aus der Tür ließ und unterſuchte, hatte keiner mehr eine Sohle an den Stiefeln. / „Jetzt iſt nichts mehr zu machen," ſagte Barma, „als ein neues Feſt zu veranſtalten und hinten in ein Zimmer des Zaren Tochter zu ſetzen, damit alle Gäſte an ihrer Schönheit ſich erfreuen können. Wenn wieder alle trunken ſind, wird der Dieb beſtimmt ſich zu ihr ſchleichen. Dann muß ſie ihm ſchnell eine Locke mitten aus dem Haar ſchneiden." / Alles kam ſo. Die Gäſte lagen wieder betrunken, Peter war auch da und ſchlich zu der Tochter. Sie ſchnitt ihm die Locke herunter. Allein er nahm ihr erſt die Jungfernſchaft, dann die Schere ab und ſchnitt von allen Schlafenden eine Locke los. Wieder, am hellen Tag, war nichts zu machen. Dreihundert Halbkahle ſtanden da. / Barma fing an zu verzweifeln. Der Zar drohte, ihm den Kopf abzuſchlagen. „Gib noch einmal deine Tochter dazu her," ſagte Barma endlich, „ſetze ſie wieder in das Zimmer. Vor dem Sofa der Tochter aber machen wir ein großes Loch im Boden. Dann fällt der Dieb in den Keller und wir haben ihn endlich." / Aber wie kam's: Natürlich ſchlich Peter wieder zu der Tochter, natürlich fiel er in den Keller. Aber dann rief er von da unten: „Hei, wieviel Schnaps iſt hier! Kinder, kommt ſchnell!" Alle liefen herbei

und ſtürzten zu ihm hinunter. / Jetzt kam der Zar ſelbſt auf den Gedanken, die Tochter in ein Kloſter zu ſtecken. Schon die erſte Nacht war Peter da. Er hatte unterwegs einen Mönch gepackt, ihn über die Schulter geworfen und ſtand ſo am Tor. Der Türhüter fragte: „Wer iſt da?“ Peter ſagte: „Der Teufel, er bringt einen Mönch.“ Da entſetzte ſich der Mönch an der Türe und lief davon. Peter aber ſchlief die Nacht bei der Tochter. / Die nächſte Nacht ſtellte ſich Barma ſelbſt als Wächter an die Tür. Wieder kam Peter mit einem Mönch auf der Schulter. „Wer da?“ fragte Barma. „Der Teufel, er bringt einen Mönch.“ „Geh nur hinein“, ſagte Barma. / Peter ging hinein und ſofort wurden alle Tore zugeſchloſſen, Peter aus der Kammer der Tochter herausgeholt und in eine finſtere Zelle geſchmiſſen. Aber er reichte durch das Fenſtergitter einem Knaben ein Goldſtück heraus und ſagte: „Hol' mir das Bündel, das du in meiner Wohnung in der linken Ecke finden wirſt.“ Der Knabe brachte das Bündel, darin war Peters goldenes Zarenkleid. / Als man am Morgen ſeine Tür öffnete, fand man ihn leuchtend im Gold daſtehen und erkannte den großen ruſſiſchen Zaren in ihm. Der kleine Zar dieſes Reiches erſchrak ſehr und ſah, daß er ihm nichts anhaben konnte. „Wenigſtens aber nimm meine Tochter zur Frau“, ſagte er, „du haſt ihr doch die Jungfernſchaft genommen.“ „Da waren dreihundert, denen eine Locke abgeſchnitten war. Ich war nicht der erſte“, ſagte Peter und fuhr mit ſchwarzen, klingelnden Roſſen in ſein Reich.

Der ungewaſchene Bräutigam

Ein Soldat kam nach drei tapferen Kriegen in eine ſolche Armut, daß er einmal an einem Brunnen ſaß und ſagte: „Da möchte man ſich doch lieber dem Teufel verſchreiben!“ Sofort ſtand ein Teufelchen, handgroß, vor ihm und ſagte: „Guten Tag, da bin ich. Wollen wir das Geſchäft gleich abmachen?“ Der Soldat ſah das ſchwarze Kerlchen an, aus deſſen Geſicht zwei Augen wie brennende Kohlen glühten. „Was gibſt du mir?“ fragte er. „Geld, ſo viel du willſt.“ „Und was muß ich dafür tun?“ „Fünfzehn Jahre dich nicht waſchen, nicht ſcheren und kämmen, dir die Naſe nicht ſchneuzen, deine Kleider und dein Hemd nicht vom Leib nehmen. Das iſt alles.“ Der Soldat ſah das Kerlchen an. „Schon abgemacht!“ rief er. Und ſchon fühlte er, wie ſeine Taſchen ſchwer wurden. Wie er hineingriff, brachte er lauter Goldſtücke heraus. / Er kaufte einen Wagen und fuhr in die Stadt. Er kaufte ein Schloß und lebte bald herrlicher als der Zar. Er wußte gar nicht mehr, wohin mit dem Geld. Was ſollte es denn da noch zu kaufen geben? „Ich will alle Armen beſchenken,“ ſagte er, „vielleicht beten ſie für meine arme Seele.“ / Davon hörte der Zar, dem es immer an Geld fehlte. Er ließ den Soldaten kommen und war nicht wenig

verwundert, was da für ein Kerl vor ihn trat. Die Haare hingen ihm bis über den Rücken, der Bart bis zum Knie. Alles war zu einem dichten Wald verwachsen, in dem man das Ungeziefer wie auf Straßen und Plätzen einer großen Stadt durcheinander rennen sah. Das Gesicht war ganz beklebt mit Dreck und Rotz. Nur die Augen sahen noch heraus und waren hell und blau wie der Himmel am Ostermorgen. Die Kleider waren Fetzen, überall sah das Hemd aus Löchern heraus und war eher ein schwarzer Lappen als ein Hemd. / Der Zar trat ein wenig zurück und bat den Soldaten, ob er ihm nicht mit etwas Geld aushelfen könne. „Soviel du willst", sagte der Soldat, „ich werde gleich lange Wagenreihen mit Gold vorfahren lassen." Der Zar war sehr gerührt und sagte: „Wünsch' dir erst, was du willst." Der Soldat sagte: „Gut, gib mir eine deiner drei Töchter." Der Zar erschrak. Aber was sollte er machen? „Laß ein Bild von dir malen," sagte er, „wenn du einer von ihnen gefällst, sollst du sie haben." Aber das Herz drehte sich ihm dabei um, so leid taten ihm seine Töchter. / Der Soldat fuhr nach Hause und ließ den besten Maler des Landes kommen. Der mußte ihm ein Bild malen, da durfte nichts fehlen von dem, was da war: Dreck, Rotz, Ungeziefer — alles mußte vollkommen zu sehen sein. Aber auch die Augen kamen mit auf das Bild, so hell und blau, wie der Himmel am Ostermorgen. / Der Zar rief seine Töchter und zeigte ihnen das Bild. „Lieber den Teufel als so einen Kerl!" sagte die erste. „Nein", sagte auch die zweite, „lieber den Teufel heiraten." Das Teufelchen aber stand plötzlich, und ohne daß es jemand sah, in einer Ecke

des Zimmers und ſchrieb ſich dieſe zwei Seelen auf. / Der Zar fragte nun die dritte Tochter. Die dritte Tochter ſah die Augen in dem Bild und ſagte: „Der Himmel hat es wohl ſo beſtimmt. Ich nehme ihn.“ Da freute ſich der Zar und ſchickte dem Soldaten Nachricht. Der Soldat ließ hundert Wagen anſchirren und Gold in das Schloß fahren. Da freute ſich der Zar erſt recht und ließ alles zur Hochzeit herrüſten. / Inzwiſchen gingen gerade die fünfzehn Jahre zu Ende. Treu hatte der Soldat ſeine Friſt gehalten. Nun rief er den Teufel. Der kam ſogleich, fing an, auf den Schultern und dem Kopf des Soldaten herumzuklettern, ſchor, wuſch, kämmte ihn, legte ihm neues Hemd und neue Kleider an. Als der Hochzeitswagen mit dem Bräutigam vor dem Schloß des Zaren anfuhr, ſprang ein heller, ſchöner Mann heraus, friſch und unverbraucht wie ein Oſtermorgen. / Als aber das Teufelchen in die Hölle kam, forderte der Großvater der Teufel Abrechnung. „Wo haſt du deinen Soldaten?“ Das Teufelchen ſagte: „Der Soldat hat treu ſeinen Dienſt abgeleiſtet, hat ſich fünfzehn Jahre nicht gewaſchen und nicht geſchoren. Ich kann ihn nicht herbringen.“ Der Großvater brannte vor Wut wie eine Flamme auf. „Was? In fünfzehn Jahren haſt du nicht einmal einen einzigen Soldaten verführt?“ Er ließ Feuer unter einem Keſſel mit Pech machen und befahl, das Teufelchen da hineinzuwerfen. „Nicht ſo ſchnell, Großvater!“ rief das Teufelchen, „dafür habe ich zwei andere Seelen aufgeſchrieben. Und ſogar die beiden älteſten Töchter des Zaren ſelbſt.“ Der Großvater ließ es ſich

erklären — na, und da war er ja mehr als zufrieden. Das Teufelchen bekam drei Wochen Ferien und durfte ſich auf der Welt vergnügen, wie es ſelbſt wollte.

Digitized by Google

Antipka und das Teufelchen

Antipka hatte das böſeſte Weib in ganz Rußland. Zuckte er nur mit der Lippe, ſo hob ſie gleich den ganzen Tiſch auf, mit allem, was darauf ſtand, und warf ihn damit. Sagte er gar ein Wort, dann riß ſie das Kind aus der Wiege, packte es an einem Bein und ſchlug damit auf Antipka los. Und je älter die Frau wurde, je ſchlimmer wurde es. Das Geſchrei im Hauſe hörte nicht auf und der Schaum von ihrem Munde bedeckte in weißen Flocken die Wände des Zimmers. / Da fing Antipka an zu überlegen, auf welche Weiſe er das Weib loswerden könne. Einmal kam er ganz ſtrahlend aus dem Wald zurück. „Höre, Frauchen“, ſagte er, „nun werden wir reich ſein, wie einen Pfau werde ich dich aufputzen. Ich habe im Wald einen Schatz gefunden.“ Gleich ging das Weib mit heraus, obwohl ſie vorläufig noch ſchimpfte. „Hier“, ſagte Antipka, „ſieh einmal in dieſen leeren Brunnen hinein, da leuchtet es von lauter Goldfüchſen.“ Das Weib bückte ſich und ſchrie: „Ich ſeh' nichts.“ „Bück' dich tiefer“, ſagte Antipka. Das Weib bückte ſich tiefer. Hielt Antipka ſie feſt, gab ihr einen Stoß, fiel ſie von ſelbſt hinunter? Genug, ſie lag unten im Brunnen. / Antipka ging nach Hauſe, ſah nach den Vögeln und ſang. Aber da liefen ihm ſchon

die zehn Kinder entgegen und ſchrien: „Vater! Hunger! Gib mir Milch! Gib mir Grütze! Gib mir Brot!“ Dazu mußte er noch die Kuh melken, die Windeln waſchen, den Pferden Hafer ſchütten, nachts den Säugling wiegen! „O je, o je!“ rief Antipka, „früher war es ein Elend, jetzt ſind es zehn!“ Schnell verkam das ganze Haus, und Antipka fing an zu trinken. Da wurde er noch weniger fertig mit all der Wirtſchaft. / Endlich ſagte er: „Ich muß das Weib wieder herausziehn“ und ging in den Wald. Er machte einen langen Strick und hing unten ein Wolfseiſen dran. Dann ließ er beides in den Brunnen hinab und ſchüttelte damit. Sofort hing ſich auch etwas daran, aber nicht ſo ſchwer wie das Weib. Vielleicht iſt ſie von allem Hungern leicht geworden, dachte Antipka und zog, zog hinauf. Was? Da ſaß, an das Eiſen geklammert, ein Teufelchen, lang wie eine Hand, in einem ſchwarzen Wollpelz. / Antipka wollte ihn ſchnell vom Eiſen löſen und in den Brunnen zurückwerfen. „Fort,“ ſchrie er, „ich kenne dich, du biſt klein, aber gefährlich. Du ſollſt nicht ans Tageslicht!“ Aber das Teufelchen krallte ſich feſt an Antipkas Hand und flehte: „Lieber Antipka, ſeit du uns dein Weib in den Brunnen geworfen haſt, iſt es kein Leben mehr unten. Nicht einmal ein Teufel hält das aus. Laß mich oben! Ich bin ein guter Teufel. Ich mache dich reich, Antipka.“ Da ſetzte ihn Antipka auf den Brunnenrand und fragte: „Wieſo machſt du mich reich? Du haſt ja weniger als ich.“ Das Teufelchen ſagte: „Ich werde in fremde Häuſer hineingehn, und zwar in die allerreichſten. Niemand wird mich da hinaustreiben können als du. Sowie du kommſt, gehe ich. Dafür werden dir die Leute

viel Geld geben.“ „Das iſt ſchön“, ſagte Antipka und lachte ſchon. „Aber nur zweimal!“ rief das Teufelchen und verſchwunden war es im Wald. / Nach wenigen Tagen ſchon erzählten die Leute überall, daß es im Hauſe eines reichen Kaufmanns nicht geheuer ſei. Aus allen Ecken war da ein Geklopfe zu hören, ohne daß etwas zu ſehen war. Nachts hörte man es über die Treppen laufen und aus allen Zimmern lachen. Es war, als ob tauſend Kobolde da einander nachjagten. Die Menſchen im Hauſe waren voll Furcht und ſaßen die Nacht in einem Zimmer unter lauten Gebeten zuſammen. / Kaum hatte Antipka das erzählen hören, ſo ging er zu dem reichen Kaufmann hin und ſagte: „Das alles, Herr, kommt von einem einzigen böſen Teufelchen. Wenn du willſt, treibe ich ihn aus.“ „Nur fort mit ihm, nur fort mit ihm!“ ſagte der Kaufmann und verbeugte ſich vor Antipka wie vor dem Zaren ſelbſt. „Gut,“ ſagte Antipka, „aber aus deinen Verbeugungen mache ich mir noch keinen Pelz. Ich habe ſieben Kinder und keine Frau, muß aber in Haus und Stall wirtſchaften. Gib mir für jedes Kind tauſend Rubel, dann ſtelle ich mich oben auf die Treppe hin und pfeife nur ein einziges Mal — und du biſt deinen Teufel los.“ Der Kaufmann nahm gleich ſiebentauſend Rubel aus der Schublade, Antipka verteilte ſie in ſeine Taſchen, ſtellte ſich oben auf die Treppe hin und pfiff. Während er noch die Treppe heraufging, lärmte und tollte es raſender als je vorher. Sowie er aber pfiff, verſtummte das Haus ſo, als ob nie etwas los geweſen wäre. Der Kaufmann und alle Einwohner des Hauſes trauten ſich zum erſtenmal wieder auf die Treppe, dann in das erſte Zimmer, dann in

das zweite. Endlich wurde dem Antipka ein herrliches Mahl mit ausländiſchen Weinen vorgeſetzt. Die Leute auf der Straße verſammelten ſich, und wie ein Fürſt ſchritt Antipka, ein wenig umnebelt von den ſchweren Getränken, zwiſchen den ſtaunenden Blicken hindurch nach Hauſe. / Pferde kaufte er ſich. Ganz neu ließ er ſich ſein Haus bauen. Sein Ruhm ſtand in allen Zeitungen. Als ein paar Wochen darauf in einem anderen Hauſe der Lärm und das Gelächter losging — was war natürlicher, als daß man Antipka ſofort herbeiholte: In einem Wagen ſprengte er an. Der ſteinreiche Mann führte ihn ins Haus, ließ ihn unter Verbeugungen durch jede Tür vorangehn, nötigte ihn auf das Sofa. „Hilf! Schaff' den böſen Geiſt fort", bettelte er. Antipka ſtrich ſich lange den Bart, mit zehntauſend Rubeln war er endlich zufrieden. Wieder ſtellte er ſich auf die Treppe und pfiff, und ſofort war alles ruhig im Hauſe. / Wie Antipka nach Hauſe kam und kaum aus dem Wagen geſprungen war, dick vom Geld und mit dem ſtolzen Geſicht eines Herrn, da ſtand auch ſchon ein Bote da nnd rief: „Schnell, Antipka! Komm aufs Schloß! Der Teufel iſt bei uns. Die Herrin weint, die Kinder heulen und brüllen." Antipka ſtutzte. „Nein", ſagte er, „zweimal ging es. Aber dreimal kann ich den Teufel nicht austreiben. Entſchuldigt mich!" Der Bote ſchrie: „Weißt du, was der Graf geſagt hat: Wenn Antipka den Teufel nicht austreibt, laß ich ihn auspeitſchen vom Kopf bis zu den Sohlen, jage ihn aus ſeinem Haus, nehm' ihn und alle ſeine Kinder in Zwangsarbeit." Antipka fühlte, wie ihm der Schweiß unter dem Bart ausbrach. „Gut," ſagte er, „ich will verſuchen." Was

tat er: Er war ſo oft in ſeinem Leben betrogen worden, daß er nun auch einmal betrügen konnte. Er lief ins Haus, warf ſeine neuen Kleider ab, zog die alten an, zerriß ſie noch obendrein in hundert Fetzen, wühlte ſein Haar ganz durcheinander, kratzte ſich das Geſicht blutig und lief ſo durch die Straßen zum Schloß. Er ſprang gleich die Treppe hinauf, ſelber ganz ängſtlich gemacht durch den entſetzlichen Lärm. Er ſtellte ſich auf und ſpitzte die Lippen. Er brachte auch einen Pfiff heraus. Er brachte auch einen zweiten und dritten heraus. Aber das Getöſe und Gelächter in allen Zimmern wurde nur um ſo toller. / Da wagte ſich Antipka in die Zimmer hinein. Hinter einem Ofen her hörte er eine Stimme: „Was willſt du hier? Haſt du unſere Abrede vergeſſen?“ Antipka ſtand ſtill. „Nein“, ſagte er, „ich komme nicht, um dich auszutreiben. Ich bin nur zum Herrn ins Haus gekommen, um Rettung zu ſuchen. Denn mein Weib iſt aus dem Brunnen entkommen. Sieh, wie ſie mir das Geſicht zerkratzt hat und die Kleider zerriſſen. O weh! Da kommt ſie! Ich höre ſie ſchon!“ Aufſchrie das Teufelchen, als wenn man ihm den Schwanz eingeklemmt hätte. Aber dann rief es noch aus einer anderen Ecke: „Sie iſt fort aus der Hölle? Dann wird jetzt dort ein herrliches Leben ſein!“ Und ruhig war das Haus. / Da machte der Gutsherr Antipka frei für alle Zeiten und ſchenkte ihm noch ein Faß Wein dazu.

Das Kind im Wald

Ein Bauer bekam zu ſeinen zwölf Kindern noch eines dazu: ein Mädchen. Aber jetzt hatte er nichts mehr, worein er es wickeln, und keinen Platz mehr, wohin er es legen konnte. Darum trug er es in den Wald, legte es an einem Baum nieder und bedeckte es mit einem Stück Rinde. / Am Abend kam eine unbekannte, ſchöne Frau. Die nahm das Kind in ihre Arme, tränkte es an ihrer Bruſt und ließ es in ihrem Schoß ſchlafen. Und ſo jeden Abend. Prächtig wuchs das Mädchen heran, nicht nach Jahren, ſondern nach Stunden. In einem Sommer war es ſo groß, daß es mit den Rehen durch den Wald ſprang und auf den Bären einherritt. Denn alle Tiere im Wald ſammelten ſich um das Mädchen und hatten es lieb. Die unbekannte Frau aber hatte ihm den Namen Marjuſchka gegeben. „Nie, Marjuſchka," ſagte ſie, „wenn ich morgens fortgehe, gehe mir nach." / Eines Morgens, als die Frau wie immer fortging, ſchlich das Mädchen hinterher. Sie ſah, daß die Frau in die Kirche ging. Sie öffnete leiſe die Tür und ging auch hinein. Da ſah ſie, wie die Frau zum Altar ging und den Chriſtus auf den Arm nahm. Sie wickelte ihn ein, legte ihn auf ihren Schoß und ſetzte ſich mit ihm auf den Thron. Das Mädchen vermochte nicht zu

atmen, das Herz ſtand ihm ſtill. Seine Hände zitterten ſo ſehr, daß es kaum die Tür wieder aufbrachte, und ſeine Füße waren ſo ſchwach, daß es nur mit Mühe wieder in den Wald zurückkam. / Abends kam die Frau. Sie ſah Marjuſchka an und fragte: „Biſt du mir nach in die Kirche gegangen?“ „Nein“, ſagte das Mädchen. „Sage die Wahrheit, ſonſt wird es dir ſchlecht gehen.“ „Nein, gewiß nicht“, ſagte das Mädchen. Da ging die Frau fort und kam nicht wieder. / Marjuſchka ging aus dem Wald heraus, endlos war der Wald. Die Tiere gingen mit ihr. Als aber der Wald zu Ende und die Sonne viel goldener war, blieben ſie alle zurück. Das Mädchen ging durch viele Felder und Gärten. Endlich kam ſie zu den Häuſern einer Stadt. Da ſah ſie, als er auf einem ſchwarzen Pferd vorbeiritt, der Zar. Und da ſie ſchön war, wie man nie ein Mädchen geſehen hatte, nahm er ſie zur Frau. / Sie gebar ihm einen Sohn, der war ſchön wie ein Engel. Der Zar ſchickte ſie, das Kind, die Ammen, Wärterinnen, Dienerinnen, einen ganzen Zug, in ein Schloß aufs Land. Als nachts alle ſchliefen, öffnete ſich im Zimmer der Zarin plötzlich die Decke und die fremde Frau erſchien. „Marjuſchka, biſt du mir nachgegangen in die Kirche?“ fragte ſie. „Nein, Mütterchen.“ „O, ſage doch die Wahrheit! Denn ſonſt wird es dir ſchlecht gehn.“ „Nein, gewiß nicht, Mütterchen.“ „Geſteh doch, geſteh doch! Sonſt reiße ich deinem Kindlein die Hand ab.“ „Und wenn du ihm die Hand abreißt — ganz gewiß nicht, Mütterchen.“ Da riß die Frau dem Kinde die Hand ab und ſtopfte ſie der Mutter in den Mund. Zugleich verſchwand ſie und das Söhnchen mit ihr. / Die Wärterinnen

wachten auf, ſahen die Mutter mit der Hand im Mund, ſchickten ſchnell zum Zaren und berichteten, daß die Mutter das Kind aufgegeſſen habe. Der Zar entſetzte ſich und weinte. „Die erſte Sünde ſei ihr vergeben“, ſagte er dann. / Marjuſchka gebar ein zweites Söhnchen. Wieder öffnete ſich die Zimmerdecke, wieder erſchien die fremde Frau und fragte: „Marjuſchka, biſt du in der Kirche geweſen?“ „Gewiß nicht, Mütterchen.“ „O Marjuſchka, ich reiße deinem Kinde den Fuß ab.“ „Gewiß nicht, Mütterchen, ganz gewiß nicht.“ Die Frau riß dem Kind den Fuß ab, ſtopfte ihn der Mutter in den Mund und verſchwand mit dem Kind. Wieder erwachten die Wärterinnen und berichteten ſofort dem Zaren. „Die zweite Sünde ſei ihr vergeben“, ſagte der Zar. / Nach einem Jahr gebar Marjuſchka das dritte Söhnchen. Und zum drittenmal öffnete ſich die Zimmerdecke. Die fremde Frau zeigte ſich und fragte: „Biſt du in der Kirche geweſen, Marjuſchka?“ „Nein, Mütterchen, nein, nein.“ „O Marjuſchka, geſtehe — ſonſt muß ich deinem Kind den Kopf abreißen.“ „Nein, nein, nein.“ Die Frau riß dem Kind den Kopf ab, ſtopfte ihn der Mutter in den Mund und war fort mitſamt dem Kinde. „Auch das dritte Kind hat dein Weib aufgegeſſen. Der Kopf ſtak noch im Munde“ riefen die Wärterinnen dem Zaren zu. / „Hängt ihr einen Stein um den Hals und werft ſie in den Fluß“, ſagte der Zar. Das geſchah, ſie ſank gleich unter. Aber niemand weiß, wie es kam, daß ſie gleich darauf am anderen Ufer entlang ging und ihre Kleider nicht einmal naß waren. „Zündet ein großes Feuer an und werft ſie hinein“, ſagte der Zar, von

der Schönheit ſeines Weibes ſich abwendend. Man tat ſo. Aber wie geſchah es: Mit unverſehrten Kleidern ging ſie durch das Gras daher. Der Zar kehrte ſich ganz um und ſagte: „Stecht ihr beide Augen aus und ſtoßt ſie in den Wald.“ / Das taten ſie. Marjuſchka ſaß an einen Baum gelehnt, die Dornen hatten ihr Kleid zerfetzt, aus den Augenhöhlen lief noch Blut. Die Tiere ſtanden alle um ſie her und brachten ihr zu eſſen, eine Hirſchkuh ließ ſie an ihrem Euter trinken. Da hörte Marjuſchka die Stimme ihrer Mutter fragen: „Biſt du in der Kirche geweſen:“ „Mütterchen, ja. Ich bin dir nachgeſchlichen, ich bin in die Kirche gegangen, ich habe dich dort geſehen und den heiligen Chriſtus.“ „Hör', hör', nun haſt du endlich die Wahrheit geſagt.“ Marjuſchka erhielt ihr Geſicht wieder und ſah ihre Mutter mit einer Krone daſtehen — aber zu kurz, um genau zu ſehn. Denn ſchon war die Geſtalt verſchwunden. / Marjuſchka ſah ihre Tiere an und die Bäume und die Stücke blauen Himmels, die zwiſchen den Bäumen zu ſehen waren. Aber ſie weinte, weil ſie an ihre Kinder dachte. / Siehe, da kamen ihre drei Söhne daher. Sie waren nicht nach Jahren, ſondern nach Tagen gewachſen und ſchön wie Engel Gottes. Nun wohnte ſie mit ihren Söhnen im Walde. Einmal nach dem Nachtgebet ſagte der älteſte: „Wie wäre es ſchön, Mütterchen, wenn jetzt hier ein Haus ſtände mit Fenſtern und weißer Treppe!“ Der zweite ſagte: „Wie ſchön, wenn hier Felder wären und die Scheunen voll Korn und der Stall voller Tiere!“ Der dritte: „Und wenn hier ein Fluß vorbeiſchwämme und Schiffe darauf!“ Sie ſchliefen bis zum Morgen: da ſchwamm der

Fluß da, da ſtand das Haus da, da waren die Scheunen voll Korn und die Ställe voller Tiere. / Es kam ein Schiff vorbeigefahren. „Aus welchem Land kommt ihr her?“ rief die Mutter zu den Leuten hinüber. Da riefen die Leute zurück und nannten das Land, wo die Mutter Zarin geweſen war. Die Mutter bat die Schiffer anzulegen. Sie drehten bei und blieben für eine Stunde zu Gaſt. Dann ſagten ſie: „Laß doch deinen Älteſten mit uns reiſen, damit er unſer Land ſieht.“ Die Mutter ſagte ja und gab ihm ein Tuch mit auf den Weg, in das hatte ſie ein Geſchenk für den Zaren gewickelt. / Die Schiffer brachten den Knaben zum Zaren. Nicht ſattſehen konnte ſich der Zar an der Schönheit des Knaben. „Wo habt ihr ihn her?“ fragte er. „Da lebt eine Frau am Fluß mit drei Söhnen“, ſagten ſie. / Bald darauf, als wieder ein Schiff vorbeiſchwamm, bat der zweite Sohn die Mutter: „Laß mich doch auch zum Zaren reiſen.“ Sie wickelte ihm ein Geſchenk in ein Tuch und ließ ihn mitfahren. Wieder ſtaunte der Zar und konnte ſich nicht ſattſehn an den beiden Knaben. / Jetzt wollte auch der dritte Sohn fort. Auch ihm wickelte die Mutter ein Geſchenk ein und trug ihm auf, den Zaren zu bitten, daß er nun auch einmal zu Gaſt kommen ſolle. Der Zar ſah immer die drei Knaben an und verglich ſie. Das Herz ſtand ihm ſtill, ſo glücklich machten ihn ihre ſchönen Geſichter unter blondem Engelshaar und die Anmut ihres Ganges. / Eines Tages ſagte er: „Gut, nun will ich zu eurer Mutter zu Gaſte fahren.“ Die Mutter ſah das Schiff von weitem leuchten, denn es war ganz mit Gold beſchlagen. Schnell befahl ſie, den Weg von der

Landeſtelle bis zum Hauſe mit rotem Tuch zu bedecken. Das Schiff legte an. Ans Land trat der Zar. Die Frau beugte mit ihrem Geſinde das Knie. Aber der Zar, obwohl er nur ihr Haar und ihre Stirn ſah, erkannte ſie ſofort. „Knie nicht an der Erde vor mir,“ ſagte er, „wie große Schuld habe ich an dir.“ „Nein,“ ſagte die Frau, „mein iſt die Schuld.“ Sie erzählte ihm alles. Weniger als je konnte ſich der Zar ſattſehen an ſeinen Söhnen, und wenn er einmal von ihnen fortſah, ſo ſah er ſein Weib an und konnte nicht mehr atmen vor Glück. / Am nächſten Morgen fuhren ſie vom Lande ab. Kaum ſchwammen ſie auf dem Waſſer, da waren Haus und Scheunen und Ställe verſchwunden. Am Ufer aber ſtand die fremde Frau, groß wie kein Menſch, mit einer Krone auf dem Haar und winkte ihnen zu. Auf Hand und Arm ſetzten ſich weiße Tauben. Da erkannte man, daß es Maria, die Gottesmutter war.

Erde muß in die Erde

Ein Junge hatte keinen Vater mehr. Einmal fragte er ſeine Mutter: „Warum haben alle andren Jungen einen Vater, nur ich nicht?“ / Die Mutter antwortete: „Weil dein Vater geſtorben iſt.“ / „Alſo kommt er nicht mehr zurück?“ / „Nein. Aber wir gehen zu ihm. Wir ſind alle aus Erde. Wir müſſen alle in die Erde hinein.“ / „Aber ich nicht“, ſagte der Sohn, „ich werde mir einen Ort ſuchen, wo man ewig lebt.“ Er ging und wanderte durch viele Länder. Aber überall ſah er Begräbniſſe und Grabſteine, wo er auch hinkam. / Schon war er zwanzig Jahre geworden. Da erblickte er eines Tages auf einem Berge einen großen Hirſch. Der hatte ein ſo ungeheures Geweih auf, daß deſſen Spitzen in die Wolken hineinſtachen. / Der muß noch lange leben, dachte der Junge, vielleicht gar ewig, und ſagte: „Um Gottes willen, ſage mir, ob irgendwo ein Ort iſt, wo es keinen Tod gibt?“ „Ich werde am längſten leben von allem, was iſt,“ antwortete der Hirſch, „ſo lange, bis mein Geweih an den Himmel langt. Dann muß auch ich ſterben. Aber bleib bei mir. Dann wirſt du wenigſtens ſo lange leben.“ „Das nützt mir nichts,“ ſagte der Sohn, „ewig will ich leben. Sonſt hätte ich ja auch zu Hauſe bleiben können.“ / Nach langen Wanderungen kam er an

einen rieſigen Abgrund. Die Bäume in der Tiefe ſahen wie kleines Kraut aus. Ihn ſchwindelte, als er hinabſah. Auf einem Felſen ſaß ein mächtiger, uralter Rabe unbeweglich. / Der Sohn fragte: „Du ſcheinſt ſchon lange zu leben. Iſt hier vielleicht der Ort, wo es keinen Tod gibt?“ „Ich werde am längſten leben von allem, was iſt,“ antwortete der Rabe, „ſo lange, bis ich mit meinem Abfall den Abgrund ausgefüllt habe. Bleib hier, dann lebſt du ebenſo lange.“ / „Was nützt mir das?“ ſagte der Jüngling, „bin ich darum von Hauſe fortgegangen? Ewiges Leben ſuche ich.“ / Er ging und wanderte, wanderte. Bis er endlich einen fernen Glanz ſah, auf den er zuging. Als er nahe war, ſah er, daß da ein gläſernes Haus ſtand. Darin lag auf einem goldenen Bett ein Mädchen von nie geſehener Schönheit. Das Mädchen erhob ſich verwundert und trat vor das Haus. Da verlor ſogar die Sonne ein wenig von ihrem Schein. / Der Jüngling, ganz geblendet, fragte, ob hier endlich der Ort des ewigen Lebens ſei. „Für wie alt hältſt du mich?“ fragte die Schöne. / „Höchſtens für zwanzig“, ſagte der Jüngling. „Irrtum“, ſagte die Schöne, „ich bin am erſten Tag der Welt geboren und bin heute noch ſo, wie ich an jenem Tage war. Man nennt mich die Schönheit.“ / „Dann habe ich alſo hier den Ort gefunden, wo man ewig lebt?“ ſagte der Jüngling, und die Tränen des Glücks traten ihm in die Augen. „Ja,“ ſagte die Schöne, „wenn du bei mir bleibſt, wirſt du ewig leben. Aber du hältſt es ja gar nicht aus, ewig zu leben.“ / Der Jüngling gelobte aber, ewig bei ihr zu bleiben und ging mit ihr in das Haus. Er blieb, und draußen verflogen die Jahre.

Die Bäume wurden kahl, die Bäume wurden grün. Das ging ſo ſchnell, wie Regentropfen fallen. Schon längſt hatte der Jüngling vergeſſen zu zählen. / Da verſpürte er eines Tages Heimweh nach ſeiner Mutter. Er ſagte: „Morgen will ich mich aufmachen und meine Mutter und meine Freunde beſuchen.“ „Wozu?“ ſagte die Schöne, „du wirſt nicht einmal ihre Knochen mehr finden.“ Der Jüngling wurde zornig. „Was?“ ſagte er, „ich bin doch erſt vor kurzem hergekommen. Warum ſollten ſie denn nicht mehr leben?“ / Er ging und wanderte den ganzen Weg zurück, den er her gemacht hatte. Und war ſo jung, daß er ſang und nicht müde wurde. / Da kam er am Raben vorbei. Der ſaß unbeweglich wie früher. Aber als er an ihn herankam, war der Vogel tot und der ganze Abgrund ausgefüllt. Der Jüngling erſchrak, als er das ſah, und er wollte am liebſten zu ſeiner Schönen zurück. Dennoch trieb ihn die Sehnſucht nach Hauſe. / Als er zu dem Berg des Hirſchen kam, fand er den Hirſchen noch aufrecht ſtehen. Aber er war tot, und auf ſeinem Geweih lag der blaue Himmel aufgeſtützt. / Jetzt mußte der Jüngling glauben, daß viele, viele Jahre vergangen waren. Aber in ſeinem Entſetzen trieb es ihn um ſo mehr, ſeine Heimat zu beſuchen. Dann könnte er beruhigt wieder zu ſeiner Schönen zurück. / Wie er in ſein Dorf kam, fand er fremde Häuſer da. Von ſeinen Freunden kam keiner über die Straße. Fremde Geſichter überall. Und eine Sprache, die er nicht einmal verſtand. / Von dem Haus ſeiner Mutter fand er noch einen alten Mauerreſt, aus dem die Kinder Steine brachen zum Spielen. Da wollte er zurückgehn, zurück zu ſeiner Schönen. Aber die

Kinder bewarfen ihn mit den Steinen, die ſie von dem Haus ſeiner Mutter brachen. Und während er unter dem Steinfall daherging, wuchs ihm ein langer, weißer Bart, ſeine Glieder wurden mager und zitterig. Als er ſeine Hände beſah, zerfielen ſie zu Staub. Auch ſeine Kleider zerfielen und löſten ſich in Luft auf. / Und als die Kinder erſtaunt hinzutraten, fanden ſie nur noch ein Häuflein gelber Erde da, wo gerade noch der Mann geſtanden hatte.

Das geöffnete Hemd

Drei Königssöhne hörten, daß ein ferner König eine Tochter von nie gesehener Schönheit hätte. Diese Tochter wollte aber nur den Mann heiraten, der vorher im Zweikampf über sie Sieger würde. / Der älteste beschloß, sich gleich auf den Weg zu machen und die Werbung aufzunehmen. Er zog sein schönstes Gewand an, ließ sein edelstes Roß vorführen, nahm Abschied von Vater, Mutter und Brüdern und ritt davon. / Lange, lange mußte er reiten. Durch weite Täler mußte er, über beschneite Gebirge, durch Steppen und Stürme. Bis er auf einer Wiese einen uralten Mann traf, der mit Korb und Stab daher kam. Der Alte blieb stehn, hob die Hand an die Augen, sah zu dem Königssohn auf und fragte: „Wohin der Weg?“ Der Königssohn erzählte ihm freundlich alles. „Was ist dir lieber?“ fragte der Alte, „das Mädchen oder der Rat eines alten Mannes?“ „Das Mädchen“, lachte der Jüngling und ritt davon. „Gott mit dir“, rief der Alte ihm nach. / Der Königssohn kam zur Stadt, in der das Mädchen wohnte. Schon vor dem Tor ritten ihm die Ritter und Diener des Königs entgegen. Er wurde in ein Gastzimmer geleitet, der Tisch wurde ihm mit Braten und Wein gedeckt. Am Abend kam der Großwesir selbst, unterhielt sich mit ihm in an-

genehmem Geſpräch und fragte endlich: „Was, mein Gaſt, ſuchſt du bei uns?“ Der Jüngling gab bekannt, warum er hergekommen war. / Da wurde der Großweſir traurig. „Sieh zum Fenſter hinaus,“ ſagte er, „hinten ſiehſt du eine lange Reihe von Stangen und auf den Stangen aufgeſteckt lauter abgeſchnittene Köpfe. So geht es jedem, der im Kampf mit unſerer Prinzeſſin verliert. Darum laß ab, darum kehr' um.“ / Aber der Königsſohn war nicht zu ſchrecken, obwohl ihm das Herz ſtill ſtand. „Wann ſoll ich zur Stelle ſein?“ fragte er. „Wenn du alſo durchaus willſt,“ ſagte der Großweſir, „ſo ſei morgen mit der aufgehenden Sonne auf dieſem Platz unten. Da wirſt du die Prinzeſſin finden.“ / Die ganze Nacht ſchlief der Jüngling nicht. Aber am Morgen war er ſchon vor der beſtimmten Zeit mit ſeinen Waffen zur Stelle. Sein Pferd wieherte. Er ſprengte damit im Übermut noch ein paarmal über den großen Platz. / Als die Sonne über den Berg kam, trat auch zugleich die Prinzeſſin aus dem Palaſt. Ihre Rüſtung erſtrahlte. Sie ritt zu dem Jüngling hin, ſie ſtanden mit den Pferden einander gegenüber. / Da ritt die Prinzeſſin noch näher heran, öffnete ihren Panzer, tat das Hemd auseinander und zeigte ihre Bruſt. Als der Jüngling die Schönheit der Bruſt ſah, wurde er von einer Ohnmacht überkommen und ſank an die Erde. Sofort liefen die Diener herbei und hieben ihm den Kopf ab. / Zu Hauſe wartete man vergebens auf die Rückkehr des Sohnes. Als er nach einem Jahr immer noch nicht wiederkam, machte ſich der zweite Königsſohn auf den Weg. Kein Abraten der Eltern half. / Auch er traf den alten Mann. Auch er verlachte den Rat

dieſes Alten. Kurz: auch er fiel vor der Bruſt der Prinzeſſin in Ohnmacht, auch er verlor ſeinen Kopf. / Lange wartete der Jüngſte auf die Heimkehr der Brüder. Endlich war er nicht mehr zu halten, obwohl die Eltern weinten und mit ihren Tränen ſeine Hände ganz benetzten. / Er ritt denſelben Weg und auch er traf am Rand der Wieſe den Alten, dem er ebenſo freundlich wie die Brüder Antwort gab. „Was iſt dir lieber," fragte der Alte, „mein Rat oder das Mädchen?" Der Königsſohn antwortete: „Das Mädchen begehre ich ſehr, aber auch dein Rat iſt mir wertvoll." „Dann höre," ſagte der Alte, „daß dieſes Mädchen nicht durch ihre Kraft ihre Gegner beſiegt. Sondern ſie öffnet ihr Hemd und zeigt ihre Bruſt. Das nimmt dem ſtärkſten Mann die Kraft. Darum, ſo wie du ſiehſt, daß ſie nach ihrem Kleid greift, um es zu öffnen, ſchlag die Augen nieder und geh auf ſie an." Der Jüngling war voll Freude über den Rat, bedankte ſich ſehr und ritt noch ſchneller davon. / Er kam in die Stadt und wurde ebenſo gaſtlich aufgenommen wie ſeine Brüder. Am nächſten Tag war er vor Sonnenaufgang auf dem Platz. Zugleich mit der Sonne kam auch die Königstochter aus dem Haus. Sie trat vor den Jüngling, öffnete ihr Hemd und zeigte ihre Bruſt. / Aber der Jüngling ſchloß rechtzeitig die Augen und ſtürzte ſofort vor. Er warf ſein Schwert fort und griff gleich mit den Armen zu. Ohne Mühe brachte er die Jungfrau zur Erde. Er nahm ihr das Schwert aus der Hand und fragte: „Soll ich dir jetzt tun, was du meinen Brüdern getan haſt?" „Schenk' mir das Leben", flehte ſie. / Da nahm er ſie aufs Pferd und führte ſie zu ſeinen Eltern nach Haus.

Der Mann, der mit Gott kämpft

Ein Mädchen hatte das Gelübde getan, Jungfrau zu bleiben. Obwohl ſie das Gelübde treu erfüllte, wurde ſie ſchwanger und gebar einen Knaben. / Dieſer Knabe Abrskil ſchien wirklich nicht von irdiſchen Eltern. Er wuchs ſo ſchnell heran, daß er mit zehn Jahren ſo groß und ſtark wie ein Zwanzigjähriger war, ſo ſchön, wie nie ein Jüngling, und ſo tapfer, wie nie ein Mann geweſen war. Allen voran in der Schlacht, rettete er ſein Vaterland. So wurde er die Furcht der Feinde, der Geliebte ſeines Volkes. / Dadurch aber wurde Abrskil ſo ſtolz, daß er ſich vermaß, ebenſo viel wie Gott zu ſein. Und nun hatte er es mit dem Zorn Gottes zu tun. / Abrskil glaubte, daß alle Menſchen mit blonden Haaren und blauen Augen den böſen Blick hätten und andere Menſchen und Tiere verhexten. Obwohl ihm von Gott geboten war, alle Menſchen zu lieben, tötete er alles, was er an blonden Menſchen auftrieb, unter den Kriegsgefangenen und unter ſeinem eigenen Volk. / Aber bald wurde er noch toller und hieb alle Weinſtöcke ab, die zu tief über die Straße herabwuchſen, ſo daß ein Reiter ſich bücken mußte. Denn er ſagte: das ſehe ſo aus, als ob der Reiter ſich vor Gott beuge. / Da ſandte Gott einen Engel zu ihm und forderte, daß Abrskil öffent-

lich auf dem Marktplatz vor Gott niederknie. Aber Abrskil antwortete, daß alle Menschen vor ihm selber niederknieten und daß er darum Gott gleich sei. Warum also solle er sich vor Gott beugen? / Lange hatte Gott Geduld mit ihm. Als aber Abrskil in seinem Hochmut nicht nachließ, sandte Gott Engel aus, ihn zu fangen. / Aber Abrskil war auch von Gott nicht so leicht zu fangen. Er hatte sich zwei Orte ausgewählt: den Gipfel eines Berges und eine einsame Uferstelle am Meer. Wenn ihn die Engel auf dem Berge suchten, setzte er sich auf sein Wunderpferd Arasch, und das trug ihn mit einem Satz ans Meer. Dort streckte er sich in den Sand und ruhte aus, während sein Pferd unweit Gras fraß und Meerwasser trank. Wenn die Engel ihn hier suchten und in die Nähe kamen, witterte das Pferd sie von weitem, sprang zu Abrskil hin, er setzte sich auf und ließ sich in einem Satz wieder auf den Berg tragen. / Da die Engel keine List verstanden, fragten sie eine alte Frau um Rat. Die Frau sagte, sie sollten eine Ochsenhaut mit Fett einreiben und auf der Spitze des Berges ausbreiten. / Das taten die Engel. / Und als nun Abrskil wieder einmal mit seinem Pferde zum Satz aushob und an das Meer springen wollte, glitt das Pferd aus und stürzte den Abhang des Berges hinunter. Schnell flogen die Engel hinzu und banden Abrskil mit einem Strick. / Das war eine Trauer im Land bei allen, die ihn liebten! Und eine Freude bei allen Blonden! Was geschah alles, um ihn aufzusuchen und zu befreien! / Die Engel aber fragten wieder die Frau um Rat. Die Frau zeigte ihnen eine tiefe Höhle im Gebirge. In diese Höhle hinein führten die Engel ihren Gefangenen

und ſchmiedeten ihn mit einer Kette an den Fels. Der Alten trugen ſie auf, ihn gut zu bewachen. Voller Freude eilten ſie dann zu Gott, um ihm zu melden, daß Abrskil gefangen und ſicher aufgehoben ſei. / Gott befahl, daß er ſo lange hungern müſſe, bis er Reue zeige und ſich demütige. / Vom erſten Augenblick an, kaum daß die Kette geſchmiedet war, begann Araſch das Eiſen zu belecken. Und ſchon war das Eiſen ſo dünn wie ein Faden geworden. / Auch die Alte wurde nach einiger Zeit von Mitleid überkommen und gab Abrskil zu eſſen. Da ſtrafte ſie Gott ſo: daß jedesmal, wenn ſie ſelber den Mund auftat, um zu eſſen, die Kette wieder zu ihrer früheren Stärke anſchwoll. / Seither quält Abrskil ſich in ſeiner Höhle. Keinen Laut hört er vom Leben, als das Geräuſch, wenn Araſch am Eiſen leckt. Aber am tiefſten quält ihn die Sorge um ſein Vaterland. / Einmal nur erhielt er Beſuch. Und zwar von dem treueſten aller ſeiner Freunde: Djomlat. Djomlat wählte einige tapfere Begleiter aus, nahm zwanzig Eſel mit ſich, die ganz mit Wachslichtern beladen waren, und drang in die Höhle vor. So niedrig war die Höhle, daß ſie manchmal auf Händen und Füßen kriechen und die Eſel hinlegen und ſchleifen mußten. Dazwiſchen aber kamen ſie an breiten Feldern und Obſtgärten vorbei. / Schließlich waren ihre Lichter zu Ende. Sie ließen die Eſel zurück und taſteten ſich allein vor. Bald wagte nur noch Djomlat allein ſich weiter. Immer wieder ſtieß er an Wände, die keinen Durchgang zeigten, und ſchon wandte er ſich zur Rückkehr, da hörte er das Klirren der Kette. / Er rief. / Da erſcholl die Stimme Abrskils. Die Stimme rief ihm zu, daß er vergebens ſich

abmühe: denn je weiter er vordringe, je weiter würde Abrskil zurückgeſchoben. Er fragte, wie es in der Heimat ausſehe und ob es immer noch Blonde mit blauen Augen gäbe. / „Ja, immer noch“, rief Djomlat in das Dunkel zurück. Da erſcholl nur noch der furchtbare Seufzer Abrskils. Djomlat rief noch einige Male. Aber es kam keine Antwort mehr. Bis er endlich, von Hunger und Furcht übermannt, zum Ausgang zurückkroch, immer den Abfällen der Eſel nach. / Er dachte, einen ganzen Tag in der Höhle geweſen zu ſein. Aber als er in das Tageslicht hinaustrat, erfuhr er, daß eine ganze Woche vergangen war.

Der gaſtfreundlichſte aller Menſchen

In Damaskus lebten ſechs wohlhabende Brüder, die ſich abwechſelnd alle Monate bei einem von ihnen zum Abendmahl zuſammenfanden. Als einmal die Reihe wieder an den jüngſten traf, deckte er den Tiſch mit den köſtlichſten Sachen, beſorgte Muſikinſtrumente und ſchöne Geſchichtenbücher zum Vorleſen und ging, ſeine Brüder einzuladen. / In derſelben Stadt aber hielt ſich auch ein Kaufmann aus Aleppo auf, ein ſchöner, junger Menſch, der ſich überall Freundſchaft erwarb und gute Geſchäfte machte. Aber all ſeinen Verdienſt verſchwendete er in Gaſtmählern mit anmutigen Frauen. / Bis er nichts mehr beſaß, keine Wohnung, kein Geſchirr, keinen Diener. Nur noch das Kleid, das er am Leibe trug. Von einer Nacht zur andern mußte er ſich darum ein Unterkommen ſuchen, wo immer es war. / Als er darum wieder einmal niedergeſchlagen die Straßen durchſtreifte, ſah er ein Mädchen von ſeltener Lieblichkeit. Der Anblick brachte ihn ſo von Sinnen, daß er ſeine verzweifelte Lage vollkommen vergaß und zu ihr hinſah. / Sie kam auf ihn zu, ſcherzte mit ihm und willigte ein, ihm für dieſe Nacht Geſellſchaft zu leiſten. „Laß uns in deine Wohnung gehn“, ſagte ſie. Er ſchämte ſich und fand nicht die Kraft, nein zu ſagen, ging

alſo zuſtimmend mit ihr davon. / Von Gaſſe zu Gaſſe ſchritten ſie, während ſie ihren Arm um ihn geſchlungen hielt. Aber ſie begann müde zu werden. / „Wie weit wohnſt du denn?“ fragte ſie. „Noch ein paar Schritte“, ſagte er und der Angſtſchweiß brach ihm von der Stirne. / Endlich kamen ſie in eine Gaſſe, die keinen Ausgang hatte. Er konnte nicht zurück. Am Ende der Gaſſe fand er eine zierliche Tür mit einem vorgehängten Schloß. / Da ſagte er: „Entſchuldige mich! Mein Diener hat die Tür verſchloſſen. Was ſollen wir nun tun?“ Sie antwortete: „Mein Freund, das Schloß iſt nicht mehr als ein paar Pfennige wert.“ Darauf entblößte ſie zwei weiße Unterarme, hob einen Stein von der Erde auf und zerſchlug das Schloß. Sie öffnete die Tür und ſagte: „Tritt ein, Herr!“ / Auf Gott vertrauend, trat der Jüngling ein. Das Mädchen folgte und ſchloß die Tür von innen zu. Und ſieh, da befanden ſie ſich in einem reizenden Häuschen, das mit allen Behaglichkeiten geſchmückt war. / Sie ſtiegen zum Wohnzimmer hinauf, und der Jüngling lehnte ſich gegen ein Kiſſen, während das Mädchen den Schleier aufband und ihr Oberkleid abnahm, ſo daß die Schönheit ihrer Geſtalt ſichtbar wurde. Der Jüngling umarmte und küßte ſie. Dann wuſchen ſie ſich und kehrten in das Wohnzimmer zurück. / Er ſagte: „Hör', ich kümmere mich nie um meine Wohnung. Steh doch auf und ſieh in der Küche nach, was der Diener angerichtet hat.“ / Sie ging und er hörte ihren entzückten Schrei, als ſie die hundert ſchmackhaften Sachen dort fand. Sie legte Braten und Kuchen auf die Teller, ſchenkte Wein ein und trug alles auf. Sie lagen in den Kiſſen,

ſcherzten und aßen, und das Feuer der Liebe färbte ihre Geſichter immer ſchöner. / Nun aber kam draußen der Hausherr mit ſeinen Brüdern vor die Tür. Als er ſie offen ſah und Licht vor den Fenſtern, klopfte er leiſe an und ſagte zu ſeinen Freunden: „Wartet, es ſcheint, daß einige meiner Geſchäftsfreunde mich beſucht haben.“ Die Brüder aber, um ihn nicht zu ſtören, verabſchiedeten ſich von ihm und gingen auseinander. / Er klopfte noch einmal leiſe an die Tür. Als das der junge Mann drinnen hörte, erbleichte er. Das Mädchen ſagte: „Horch, ich glaube, dein Diener iſt gekommen.“ Er erwiderte: „Ja, das iſt er“, und das Mädchen ging die Treppe hinunter, die Tür zu öffnen. / Als ſie den Mann draußen ſah, ſagte ſie: „Wo bleibſt du ſo lange? Dein Herr iſt ſchon böſe auf dich.“ Der Hausherr, einen Augenblick verwirrt, ſagte: „Meine Herrin, ich hatte viele Aufträge zu erledigen.“ Darauf band er ſich ein Tuch um den Leib, trat in das Wohnzimmer und begrüßte den Jüngling. / „Wo bleibſt du ſo lange?“ fragte dieſer. „Ich habe deine Aufträge beſorgt“, erwiderte jener. „Geh in die Küche und iß,“ ſagte der Jüngling, „dann komm wieder her und trink ein Glas mit uns.“ / Der wirkliche Hausherr ging und aß, wuſch ſich und kehrte zurück, ſetzte ſich zu ihnen auf den Teppich, plauderte mit ihnen, las ihnen Verſe vor, ſang zur Laute, ſo daß ſie ſich alle auf das angenehmſte unterhielten und das Herz des fremden Jünglings ruhig und frei wurde und ſich ſchwellte. Als ein Drittel der Nacht um war, erhob ſich der Hausherr, machte dem Liebespaar ein Bett zurecht, beſprengte es mit Wohlgerüchen und zog ſich zurück. / Die beiden legten

ſich nieder. Während der junge Mann die ganze Nacht wach lag und ſich Sorgen machte über den Verlauf dieſes Abenteuers, ſchlief das Mädchen in ſeinem Arm ein und erwachte erſt bei der Morgenröte. / Sie ſprang ſchnell auf und ſagte: „Jetzt muß ich gehn.“ Er nahm von ihr Abſchied und ſie ging die Treppe hinunter. An der Haustür öffnete der vermeintliche Diener und überreichte ihr eine Börſe mit Geld. / Dann ging er zu dem Jüngling hinauf und ſagte: „Das Bad iſt bereitet. Komm, Herr.“ Er wuſch ihn ganz ab und rieb und knetete ihn, ſo daß der Jüngling ihn ſegnete und fragte: „Herr, wer biſt du? Ich glaube, daß es wohl nirgends in der Welt einen Menſchen gibt, der gaſtfreundlicher ſein könnte als du.“ / Jetzt erzählten ſie ſich ihre Geſchichte. / Der Hausherr bat ihn zu bleiben, lud ſeine Brüder ein und ſie aßen und tranken und lobten den Hausherrn, als ſie von dem Jüngling die Geſchichte hörten. / Der Jüngling aber, mit Unterſtützung ſeines neuen Freundes, kam wieder zu Wohlhabenheit. Als er die Stadt verließ, bat er den Hausherrn um Gegenbeſuch, umarmte ihn innig und weinte über die Trennung.

Das Mädchen aus Holz

Vier Männer machten einmal zusammen eine weite Wanderung. Ein Zimmermann, ein Goldschmied, ein Schneider, ein Mönch. / Eines Abends mußten sie in einem großen Wald zum Schlaf sich hinlegen, wo sie von Räubern und wilden Tieren zugleich bedroht waren. Deshalb beschlossen sie, daß immer einer von ihnen wach sitzen solle, während die drei andern schliefen. / Zuerst kam der Zimmermann an die Reihe. Als er aber die andern im tiefen Schlaf schnarchen hörte, begannen auch ihm die Augen zuzufallen. Darum, um sich den Schlaf zu vertreiben, nahm er sein Handwerkszeug aus seinem Bündel, schlug einen jungen Baum ab, säuberte ihn von den Ästen und schnitt aus dem übrig gebliebenen dünnen Stamm die Gestalt eines Mädchens mit Gesicht, Händen, Füßen. / Nach dem Zimmermann kam die Reihe zu wachen an den Goldschmied. Als auch er nach einer Weile schläfrig wurde und sich nach einer Beschäftigung umsah, fielen seine Augen auf das hölzerne Mädchen, das der Zimmermann gemacht hatte. Er staunte über die Geschicklichkeit des Kameraden und, um sich den Schlaf zu vertreiben, verfertigte er überaus zierliche Ohrringe, Armbänder, Ketten, die er der Figur umhängte. / Der Schneider, der als der dritte an die

Reihe zu wachen kam, geriet ſofort außer ſich vor Bewunderung und begann, die Figur vom Kopf bis zu den Füßen zu bekleiden, mit einem Gewand, einem Schleier, ſeidenen Schuhen. Kein Menſch hätte ohne näheres Zuſehn mehr gedacht, nur eine Geſtalt aus Holz vor ſich zu haben. Endlich war die Zeit des Schneiders um und er weckte den Mönch. / Der Mönch ſchlug aus tiefem Schlaf die Augen auf und ſah ſogleich das Bildnis. Da kam es ihm vor, als ob der mächtige Wald von einem Glanze erhellt ſei. Der Atem ſtand ihm ſtill und er fand kaum die Kraft, näher hinzutreten. / Als er die Wohlgeſtalt der Frau ſah und das edle Geſicht, ſank er vor der Figur in die Knie und drückte ſein Geſicht an die hölzerne Hüfte. Er ſtreichelte die Hüfte mit ſo leiſen Händen, als ob er das zarteſte Fleiſch unter ſich habe, und unvermutet tat er den Mund auf und begann zu beten: „O du ewiger Gott, beſchäme mich nicht vor meinen kunſtreichen Genoſſen. Sei gnädig. Laß einmal ein Wunder geſchehn. Laß Holz Leben gewinnen. Gib dieſem Geſicht Farbe, dieſen Händen Wärme, bewege dieſe Füße, ſenk' eine Seele in dieſen Holzleib, daß ſie ſich des Lebens freue, löſe dieſe Zunge zu Dankſagungen, ewig neuen.“ / Da er ein Jüngling reinen Herzens war, gewährte ihm Gott unerhörte Gnade. Sofort belebte ſich die Figur, die Gewänder rauſchten, Geſicht und Hände färbten ſich, Haar wuchs. Die Geſtalt fing an umherzuwandeln, wenn auch im Anfang noch ein wenig taumelnd. Aus dem Mund kamen Worte, erſt wie zum Verſuch, dann die lieblichſten Gedanken und Reden. / Als die Sonne durch die Stämme brach, wachten die drei Schläfer auf.

Sofort ſahen ſie die herrliche Geſtalt. Und kaum hatten ſie ſie geſehn, da waren ſie auch ſchon ſinnlos verzückt, krank von Leidenſchaft und miteinander in Streit, weſſen Eigentum die Frau ſein ſollte. / „Ich bin der Urheber," ſagte der Zimmermann, „eure Anſprüche kommen gar nicht in Frage." / Ich habe, was Holz war, erſt geſchmückt, mein Geld und Gut für ſie hingegeben," ſagte der Goldſchmied, „deshalb gehört ſie mir." / „Was bedeutet dein Schmuck gegen den meinen?" ſagte der Schneider, „erſt die Kleider machen ein Weib ſchön, und auch mein Geld und Gut ſteckt darin. Darum muß ſie mein ſein." / Der Mönch aber rief: „Seid vernünftig! Was wäre das alles, hätte ich nicht Leben hineingebracht: Ein Stück Holz. Ich bin der Schöpfer. Mein Recht iſt unbeſtreitbar." / Ein Derwiſch kam vorbei, ein frommer, ganz abgemagerter Mann im Büßergewand. Sie machten ihn zum Richter über ſich. Der Derwiſch aber hatte kaum das ſchöne Mädchen erblickt, als er wahnſinnig vor Verlangen ausrief: „Ihr Narren, was redet ihr da für dummes Zeug von Holz und Belebung: Das iſt meine Frau, und alles, was ſie an ſich trägt, iſt von mir. Wir hatten uns ein wenig geſtritten, darum lief ſie mir davon. Ich war gerade hinter ihr her, um ſie einzuholen. Hier iſt ſie, hier habe ich ſie. Ihr aber macht euch nicht lächerlich vor den Leuten." / Unter lautem Zank gelangten die fünf mit dem Mädchen in eine Stadt. Sofort begaben ſie ſich zu dem Polizeihauptmann. / Der aber, ſogleich noch tauſendmal leidenſchaftlicher verliebt als die fünf, ſchrie: „Ihr Betrüger! Das iſt ja die Frau meines Bruders! Räuber haben ihn umgebracht und die Frau ent-

führt. Gott ſei gelobt! Da iſt ſie! Und da ſeid ihr, ihr Straßenräuber!“ / Er führte ſie ſogleich vor den Richter. Kaum hatte der Richter dem Mädchen ins Geſicht geſehn, da verging ihm der Atem, ſo daß er kaum ſprechen konnte. „Ihr Leute irrt euch alle,“ ſagte er. „Dieſes Mädchen iſt in meinem Hauſe groß gezogen. Dieſes Mädchen iſt meine Sklavin. Schlechte Menſchen haben ſie verlockt zu fliehen. Gott ſei Preis und Ruhm! Da iſt ſie wieder, die ich innig zurückgewünſcht hatte.“ / Die ſechs aber, trotz ihrer Furcht vor der Macht des Richters, ſtanden nicht ab, ſondern drangen ungeſtüm auf den Richter ein. „Wenn wir auch machtlos ſind, dir deinen Raub zu entreißen,“ ſchrie der Mönch, „wie willſt du dich eines Tages vor Gott, dem höhern Richter, verantworten?“ Aus dem Streit der Worte wurde ein Kampf. Alle griffen zu den Waffen, die ſie bei ſich trugen oder den Umſtehenden entriſſen. / Einige Verſtändige unter den Zuſchauern aber ſagten: „So werdet ihr ja nie euer Recht beweiſen. Wenn hier Gott im Spiel iſt, ſo wird Gott entſcheiden. Laßt uns unter den freien Himmel gehn und Gott anrufen. Alle zugleich werden wir in das Amen einſtimmen. Dann können wir hoffen, daß dieſes Geheimnis ſeine wahre Löſung findet.“ / Die ganze Geſellſchaft begab ſich auf einen freien Platz. Der Mönch hob weinend ſeine Hände hoch und betete laut zum Himmel empor: „Gott des Himmels, du ſiehſt auf uns herab. Entſcheide, da wir Menſchen nicht entſcheiden können, du. Künde, bei wem das Recht iſt. Amen.“ / Das ganze Volk ſtimmte tauſendſtimmig in das Amen ein. / Das Mädchen hatte ſich, noch müde von ihrer Neuſchaffung, an einen

Baum gelehnt. Da tat der Baum ſich unverſehens auseinander, ergriff mit den Zweigen das Mädchen, nahm ſie ganz in ſich hinein und ſchloß ſich wieder. / So, während alle ſprachlos ſtanden, wurde Holz wieder zu Holz. Wie alles auf Erden wieder zu ſeinem Urſprung zurückkehrt.

Sawitri

Im Lande Madras war ein König, der vergebens darauf wartete, daß ihm ein Sohn geboren wurde. Er betete und tat fromme Werke, bis die Göttin Sawitri Mitleid mit ihm bekam und ihm wenigſtens ein Mädchen verſprach. / Das Mädchen kam auch, als die Zeit da war, zur Welt, hatte Augen wie Lotosblumen und erhielt, der Göttin zu Ehren, den Namen Sawitri. Wie wuchs ſie heran, unter den Bäumen des Gartens, ſo anmutig, als ob ſie eine Tochter der Göttin ſelbſt ſei. Aber da alle voll Ehrfurcht ſie anſahen, wagte kein Mann, ſich ihr mit irdiſchem Wunſch zu nähern und ſo wartete der König vergebens darauf, ihr das Hochzeitskleid anzuziehen. Endlich ſagte er: „Da keiner kommt, dich zu begehren, ſo geh in die heiligen Wälder, wo die frommen Büßer leben, und ſuch' dir ſelbſt einen Gatten.“ Sawitri ſetzte ſich auf einen goldenen Wagen und fuhr in den Wald hinein. / Schon ging der Sommer zu Ende, da ſaß der König von Madras einmal mit ſeinem Gaſt, dem heiligen Seher Narada, im Geſpräch. Da klangen die Räder eines Wagens und Sawitri kehrte zurück. Sie berührte ehrfürchtig mit der Stirn die Füße des Vaters und die Füße Naradas. „Warum iſt deine Tochter noch ohne Gatten?“ fragte Narada. „Um einen Gatten zu

ſuchen, hatte ich ſie in den Wald geſchickt", ſagte der König und fragte: „Sawitri, erzähle! Haſt du gefunden, was du ſuchteſt?" Sawitri ſenkte den Kopf und ſagte: „Höre, Vater! Fern von hier war ein König Dyumatſena. Der wurde blind. Sein Sohn war noch klein. So haben Feinde ihm ſein Reich genommen. Mit Frau und Kind iſt er in den heiligen Wald geflüchtet. Da fand ich ihn und ſeinen Sohn, Satyawan geheißen. Satyawan habe ich zu meinem Gatten gewählt." / Voller Freude war da der Vater, die Hände zitterten ihm. Aber Narada zeigte ein Geſicht voll tiefer Trauer und ſagte: „O weh, in welch ein Unglück iſt Sawitri unwiſſend geraten!" „Wie?" fragte der König erſchreckt, „hat man ihr nicht die Wahrheit berichtet mit den Umſtänden der Familie?" „Doch, ein jedes Wort iſt wahr. Ein edler Vater, eine edle Mutter." „Und der Sohn? Iſt an dem Sohn etwas auszuſetzen?" „Nichts. Ein edler Sohn, der edelſte aller Söhne. Geſund, ſchön, kühn, ritterlich, fromm, klug." „Gelobt ſei der Himmel!" „Geklagt ſei's dem Himmel! Ein Fehler iſt an dem Sohn. Da kommen alle Vorzüge nicht gegen auf. Ein Fehler, durch nichts gutzumachen. Höre, König, welch ein Geheimnis vom Himmel mir offenbart iſt: Über ein Jahr muß Satyawan ſterben." Der König ſaß lange wortlos. Er war ganz erſchüttert, ſein Stuhl ſchwankte unter ihm. Leiſe ſagte er zu Sawitri: „Tochter, wähle einen anderen." Aber Sawitri hob die Stirn und ſagte: „Nur einmal wähle ich. Ich habe dieſen gewählt. Er lebe lang oder kurz: mein Herz iſt gegeben." „Weh, du Arme!" rief Narada, „aber wie biſt du zu loben, wie biſt du zu lieben!"

„Nimm, den du nehmen mußt, arme, glückliche Tochter," ſagte der König und küßte weinend ihr Haar. / Vater und Sawitri gingen nach Dyumatſenas Waldhütte. „Ich bin arm, vertrieben aus meinem Reich. Wie könnte mein Sohn begehrenswert ſein für deine Tochter?" „Sie hat gewählt," ſagte der Vater und die Hochzeit wurde gerüſtet. / Als der Vater aus dem Walde nach Hauſe zurückgekehrt war, legte Sawitri ihr goldenes Kleid ab und bedeckte ſich mit einem Gewand aus Baumrinde. Friedlich lebte ſie mit den Friedlichen im Walde. Die Schwiegereltern und der Gatte gewannen ſie von Tag zu Tag lieber, keinen weiten Weg durfte ſie tun, jeder Stein wurde ihr vor den Füßen fortgeräumt. Sawitri lächelte wohl und ging ſingend Hand in Hand mit dem Gatten durch den Wald. Aber keine Minute vergaß ſie das Wort Naradas. Nachts, im Mondſchein, wenn Satyawan ſchlief, ſaß ſie neben ihm auf und betrachtete weinend ſein Geſicht. / Wie geſchah es, daß das Jahr ſo ſchnell herumgegangen war? Sie war ja nur einige Male mit dem Gatten durch den Wald gegangen, ſie hatte ja nur wenige Male mit ihm unter einem Baum geſeſſen? In vier Tagen war das Jahr um. In vier Tagen mußte Satyawan, ohne es zu ahnen, ſterben. Da dachte Sawitri den Himmel zu rühren und tat ein Gelübde, vier Tage und vier Nächte auf einem Fleck ſtehen zu bleiben. Sie ſtellte ſich auf, unter einen Baum, ſo nahe, daß ſie im Schatten ſtand, aber ſo weit, daß ſie ſich nie an den Stamm anlehnen konnte. Die Arme am Leib herunterhängend, ſtand ſie da und ſah geradeaus in den Wald. Die Schwiegereltern kamen herbeigelaufen.

„Warum ſtehſt du da?“ „Fragt nicht, ich habe ein Gelübde getan.“ „Wie lange willſt du da ſtehn?“ „Vier Tage und vier Nächte!“ „Nicht möglich! Das kann ein Menſch nicht. Das Gelübde iſt zu ſchwer.“ Sawitri antwortete nicht und ſtand und ſah geradeaus. Sie ſtand unbeweglich, als ſei ſie zu Holz geworden. Nur der Wind ſpielte ein wenig mit ihren Haaren. Die Nacht kam. Sie verſchob ihr Gewicht nicht einmal von einem Fuß auf den andern. Unbeweglich ſtand ſie da. Nicht einmal die Augen ſchloß ſie, obwohl es Nacht war. Am Morgen hatte der Wind ihr Haar gelöſt, es hing zerriſſen und in Strähnen um ſie herunter. Der Wind ſchien ſich zu erzürnen und rüttelte an ihr. Sie ſtand unbeweglich, ohne auch nur einmal die Augen zu ſchließen, ohne auch nur einmal die Augen von dem Punkt wegzulenken, auf den ſie ſie gerichtet hatte. Der Sturm riß ihr das Kleid von den Hüften. Sie bewegte auch nicht um ein geringes die Hand, um das Kleid zu halten, und ſtand vor allen, die vorbeigingen, nackt da. / Die vier Tage und Nächte waren um. Die Schwiegereltern kamen herbei. „Du haſt dein Gelübde gehalten. Nun komm und iß.“ Sawitri ſagte, ganz weiß im Geſicht: „Wenn der Wunſch, um den ich das Gelübde getan, erfüllt iſt, eſſe ich. Sonſt nie wieder.“ Währenddem nahm Satyawan die Axt auf die Schulter und wollte tief in den Wald gehn. „Geh nicht allein,“ ſagte Sawitri, „nimm mich mit dir.“ Er ſagte: „Nie biſt du ſo tief in den Wald mitgegangen wie dahin, wo mein Arbeitsplatz iſt. Mühſam iſt der Weg. Wie willſt du mitgehn können in deiner Schwäche, ohne Schlaf, ohne Nahrung, immer auf den Füßen ſeit vier

Tagen:“ Sawitri ſagte: „Ich bin nicht müde, ich bin nicht hungrig. Es iſt mein Entſchluß, mitzugehn. Alſo hindere mich nicht.“ „Wenn es dein Entſchluß iſt, will ich dich nicht hindern. Aber frage erſt die Eltern, damit die Leute mir keine Schuld geben.“ Sawitri ging zu den Eltern und ſagte: „Mein Mann geht in den Wald, um Früchte zu holen. Ich kann es nicht ertragen, heute ohne ihn zu ſein. Ein Jahr lang bin ich nun immer hier beim Hauſe geblieben. Nun habe ich ſo großes Verlangen, den Wald blühen zu ſehn.“ Dyumatſena ſah in ihr Geſicht und ſah den Schein in ihrem Geſicht. Er ſagte: „Tue, was dein Herz beſchloſſen hat: gehe mit! Aber du, Satyawan, gib recht acht auf die Geliebte.“ Da gingen Sawitri und Satyawan fort. Sawitri ſchien zu lachen. Aber in ihrem Herzen ſtürmte es vor Furcht. / Ganz verzaubert war der Wald. Alles Holz blühte. Die Pfauen ſchienen Blumen, die von ihrem Platz ſich gelöſt hatten. Lange gingen ſie. Weite Bogen zog der Pfad, wenn das Schlinggewächs zu dicht war. Satyawan ſtützte Sawitri. Endlich kamen ſie an einen Platz, wo er begann, Früchte zu ſammeln, während Sawitri im Gras ſaß. Da brach ihm Schweiß aus. In ſeiner Stirn ſtach ein plötzlicher Schmerz. Er ging zu Sawitri und ſagte: „Mein ganzer Leib, Sawitri, ſcheint zu brennen. In meinem Kopf ſticht es mich wie mit Meſſern. Ich habe nicht mehr Kraft zu ſtehn. Ich muß mich legen und ein wenig ſchlafen.“ Sawitri zog ſeinen Kopf in ihren Schoß. Während er die Augen ſchloß, drohte ihr das Herz in Stücke zu ſpringen, denn ſie wußte allein, daß der Tag des Schickſals gekommen war. / Im ſelben

Augenblick ſah ſie eine Geſtalt in rotem Gewand, mit einer Krone auf, mit roten Augen, übermenſchlich groß, blendend wie die Sonne, mit einem Strick in der Hand. Die Erſcheinung ſtellte ſich neben Satyawan und ſah auf ihn nieder. Sawitri legte ſchnell und behutſam das Haupt ihres Gatten an die Erde, ſprang auf, faltete die Hände zuſammen und ſagte: „Du biſt kein Menſch. Du biſt vom Himmel. Sag', wer du biſt, was du willſt.“ Die Geſtalt öffnete den Mund und ſagte: „Sawitri, weil du ſo treu deinem Gatten biſt, antworte ich dir. Yama bin ich, der Fürſt des Todes. Gebunden mitführen muß ich deinen Gatten.“ Sawitri ſagte: „Sonſt ſendeſt du doch deine Boten, erzählt man. Warum kommſt du heute ſelbſt?“ „Dieſer iſt ſo ſchön und adlig, daß ihn kein Diener anrühren darf. Darum bin ich ſelbſt gekommen.“ Darauf zog er mit Gewalt aus Satyawans Körper die Seele, band ſie und nahm ſie mit ſich nach Süden hin. Der Körper blieb liegen, ohne Glanz, häßlich anzuſehn. Sawitri aber, obwohl ihr die Knie faſt brachen, ging hinterher. Yama wandte den Kopf und ſagte: „Bleib zurück, Sawitri. Richte ihm das Begräbnis.“ Sawitri aber ſprach: „Wohin mein Gatte wird geführt, dahin muß auch ich gehn.“ „Es iſt ſchön, deine Treue zu ſehn. Aber bleib zurück.“ Sawitri aber ging immer hinterher. Yama wandte wieder den Kopf: „Sag' einen Wunſch. Alles iſt dir gewährt, nur dieſes Leben nicht.“ Sawitri ging immer nach und ſagte: „Dann wünſche ich, daß Satyawans Vater ſehend wird.“ „Erfüllt!“ rief Yama, „nun geh zurück.“ Sawitri blieb dicht an ſeinen Ferſen. „Sag' einen zweiten Wunſch!“ rief Yama. „Gib Satyawans Vater ſein

Reich zurück.“ „Erfüllt!“ Sawitri immer hinterher. „Einen dritten Wunſch!“ „Gib meinem Vater einen Sohn.“ „Erfüllt!“ Sawitri machte nicht halt. „Einen vierten Wunſch!“ „Gib mir einen Sohn.“ „Erfüllt!“ Sawitris Füße bluteten. Die Zweige trafen ſie, Blut und Schweiß liefen über ihr Geſicht. Sie brach in die Knie. Aber auf den Knien kroch ſie dicht hinterher. Yama blieb ſtehn. „Wünſch' jeden Wunſch!“ Sawitri umſchlang ſeine Füße: „Mach', daß Satyawan wieder lebt!“ „Erfüllt!“ rief Yama, band den Strick los und war im Walde verſchwunden. / Keuchend, hundertmal niederſtürzend, hundertmal ſich aufrichtend, kehrte Sawitri dahin zurück, wo der Leichnam lag. Sie warf ſich an die Erde und bettete ſein Haupt wieder in ihren Schoß. Da kam Atem in ſeine Bruſt zurück, Farbe in ſein Geſicht. Er ſchlug die Augen auf und ſah fremd um ſich. „Wie lange habe ich geſchlafen? Warum haſt du mich nicht geweckt? Wo iſt der rote Mann, der mich fortgeſchleppt hat?“ Sawitri küßte ihn lang und ſagte: „Morgen erzähle ich dir alles. Halte den Kopf in meinem Schoß! Sieh die ſchöne Nacht: die Sterne ſind ſchon am Himmel.“ „Unheimlich iſt die Nacht hier im Wald,“ ſagte Satyawan, „laß uns ſchnell nach Hauſe.“ „Wir werden den Weg nicht finden. Laß uns hier bleiben, Geliebter.“ „Mein Kopf ſchmerzt nicht mehr, ich fühle wieder Kraft in den Gliedern. Laß uns zu den Eltern, ſie fürchten ſich um uns.“ Während er dies ſprach, zeigten ſeine Augen noch den Schrecken vom Traumbild her. Als er an ſeine Eltern dachte, hob er in großem Schmerz die Arme hoch und begann laut zu weinen. Sawitri trocknete ihm die

Tränen aus den Augen, ſtand auf, band ſich das Haar und half auch ihm aufſtehn. Sie hing den Korb mit den geſammelten Früchten an einen Zweig und nahm die Axt auf die Schulter. Auf ihre linke Schulter legte ſie die Hand ihres Gatten und mit dem rechten Arm umfaßte ſie ihn. So taſteten ſie ſich durch die Finſternis nach Hauſe. / Dort hatte, zur ſelben Stunde, Dyumatſena plötzlich wieder Licht in ſeine Augen bekommen. Er ſah Tiſch, ſeine Hände, Haus und Bäume an und ſah alles. Er rief ſeine Frau, die Nachbarn im Wald, zeigte ihnen alles, um ſie zu überzeugen, wie gut er ſah. Aber nun, in ſeinem Glück, konnte er nicht erwarten, daß der Sohn heimkomme. Wo blieb er ſo lange: „O Sohn, o treue Tochter! Wo ſeid ihr hingegangen: Es iſt Nacht, und ihr kommt nicht!“ Alle tröſteten ihn. Da kamen, Hüfte an Hüfte, Satyawan und Sawitri aus den dunklen Bäumen. / Ein Feuer wurde angezündet. Alle ſetzten ſich im Kreis umher, Dyumatſena trank mit ſeinen Augen das Bild des Sohnes und der Tochter. „Erzählt, meine Kinder! Ich ſpüre, wir ſind von Wundern umgeben.“ Da erzählte Sawitri, was zu erzählen war, und ſenkte dabei die Augen. Als der Morgen weiß durch die Äſte ſah, kamen Boten: „König Dyumatſena, dein Feind iſt durch ſeine eigenen Soldaten erſchlagen. Kehre zurück, dein Reich gehört wieder dir!“ Sie brachen an die Erde hin, ſo ſehr waren ſie gelaufen, und man mußte ihnen die Stirn netzen und das Herz reiben. „Alles trifft ein,“ ſagte Sawitri, „was noch nicht erfüllt iſt, wird erfüllt werden.“ Und ſie ging mit ihrem Gatten in die Hütte.

Der Mann, der Frau wurde

Wenn der König Fangaswana mit einer ſeiner Frauen ſich vereinigt hatte und nach dem Genuß müde da lag, wurde er von der Frage gequält: Wer von beiden, Mann oder Frau, hat bei der Vereinigung wohl das ſtärkſte Gefühl? / Einſt hatte er ſich mit ſeinem Roß auf der Jagd verirrt. Müde und durſtig kam er an einen See mitten im Walde. Er trieb ſein Roß hinein und tränkte es. Dann ſtieg er ſelbſt in das Waſſer und erquickte ſich. Aber bald fühlte er ein Ziehen an ſeinem Leibe, unten und oben, ein Zuſammengehn und ein Schwellen, er kam ſich ſchwerer und leichter geworden vor. Er wußte nicht, was das war und ſchwamm ſchnell ans Land. Da erkannte er, daß er in einen Zauberſee geraten und in eine Frau verwandelt worden war. / Er erſchrak ungeheuer. Seine Brüſte, auf die er hinunterſah, wogten mächtig. Wie kann ich nun auf mein Pferd ſteigen? dachte er. Wie kann ich mich in die Stadt wagen? Wie ſoll ich vor meinen Frauen daſtehen? Was ſoll ich zu meinen zehn ſtarken Söhnen ſagen? Werden ſie nicht wider Willen mich verſpotten? Zartheit, anmutige Fülle, Scheu ſind Zierden des Weibes. Die Zierden des Mannes ſind Härte, Geradheit, Mut. Wer hat mich zum Weibe gemacht? / Es gelang ihm trotzdem,

auf dem Pferd zu ſitzen und in ſeine Stadt zu kommen. Die Menſchen dort, ſeine Beamten, ſeine Diener fanden vor Verwunderung keine Worte. Zu ſeinen Frauen getraute er ſich nicht einmal hin. Seine Söhne aber ließ er kommen und ſagte: „So und ſo iſt es mir ergangen. Natürlich erhebe ich nicht länger Anſpruch darauf, Herrſcher zu ſein. Denn auch meine Seele iſt weiblich geworden und verlangt nach keiner Macht mehr. Regiert in Eintracht zuſammen das Land. Ich aber verſtecke mich tief im Walde.“ / Nach dieſen Worten ritt er, nach Frauenart zu Roß ſitzend, in den Wald und ward von einem jungen, ſchönen Einſiedler aufgenommen, blieb bei ihm und gebar ihm zehn ſtarke Söhne. Mit allen dieſen ging er zu ſeinen erſten Söhnen in die Hauptſtadt und ſagte: „Euch habe ich gezeugt, als ich noch Mann war. Dieſe habe ich als Frau zur Welt gebracht. Ihr ſeid alſo Brüder. Teilt euch brüderlich in das Reich.“ / Ein Jahr lang lebten die zwanzig Brüder friedlich. Dann aber ſagten die erſten: „Wir ſind doch Söhne eines Königs, ihr aber nur Söhne eines Mönchs“. Der Streit nahm kein Ende, und ſie erſchlugen ſich gegenſeitig. Auch der Letzte trug ſolche Wunden davon, daß er ſtarb. Der König in Frauengeſtalt weinte im Walde Tag und Nacht, als er das erfuhr. Er lag auf den Knien und ſein langes Haar war ſo naß von Tränen, daß ein ganzer Bach davon auslief. Da kam ein geheimnisvoller Prieſter und fragte: „Was weinſt du ſo ſehr, Frau?“ Er erzählte ſein ganzes Schickſal. „Ich kann dir einen Wunſch gewähren,“ ſagte der Prieſter, „welche von deinen Söhnen willſt du wieder lebendig ſehen?

Die erſten, die du als Mann gezeugt, oder die zweiten, die du als Frau empfangen haſt?“ Lange überlegte der König. Endlich aber ſagte er: „Wenn du dieſe göttliche Macht haſt, unbekannter Prieſter, dann bitte ich dich um das Leben derjenigen Söhne, die ich als Frau gebar.“ Der Prieſter war verwundert. „Wäre es nicht natürlicher geweſen,“ ſagte er, „du hätteſt diejenigen Söhne gewählt, die du als Mann in deiner Kraft erzeugt haſt? Warum ziehſt du die anderen vor? Erkläre es mir offen.“ Da antwortete der König: „Größer als des Mannes Liebe iſt die Liebe des Weibes. Darum, mein Prieſter, mache mir die Söhne lebendig, die ich als Weib empfing.“ / „Zum Dank für deine Offenheit,“ ſagte der Prieſter, „ſollen alle deine zwanzig Söhne wieder leben. Und du ſelbſt, wünſche: willſt du in Zukunft Mann oder Frau ſein?“ Der König wendete nach Frauenart ſein Geſicht zur Erde und ſagte: „Laß mich bleiben, was ich bin.“ Der Prieſter verwunderte ſich aufs neue. „Kläre mich auf,“ ſagte er, „warum du eine ſo ſonderbare Wahl triffſt?“ Der König ſagte: „Warum hältſt du es für weniger gut, eine Frau zu ſein? Laß mich Frau bleiben. Denn der Genuß der Frau iſt größer als der des Mannes.“ / Der Prieſter verſchwand, und ſchon kamen die zwanzig Söhne auf weißen Roſſen, brüderlich vereint, durch den Wald herangeſprengt.

Der Menſch, der Gott wurde

Zwei Jünglinge, ein Weber und ein Stellmacher, waren ſo gute Freunde, daß ſie in derſelben Werkſtatt arbeiteten, im ſelben Zimmer ſchliefen und keine Stunde am Tag voneinander getrennt leben konnten./ Einſt wurde in der Stadt, in der ſie wohnten, ein großes Feſt gefeiert. Die beiden Freunde ſchoben ſich Arm in Arm durch das Gewühl der hunderttauſend Menſchen, die zu dem Feſt herbeigeeilt waren. Ein Umzug fand ſtatt, und alles ſtand auf den Zehen, kletterte auf Dächer und Bäume, um nichts von all dem Sehenswerten zu verſäumen. Da ritt im Zug auf einem Elefanten auch eine Prinzeſſin. Ihr Kleid war nichts als ein goldener Schleier, ſo daß man das anmutige Ebenmaß ihres Leibes ungehindert erkennen konnte. Man ſah die ſchmale Rundung der Hüften, die feſte Schlankheit der Schenkel, die ſanften Kugeln der Knie, die ein wenig ſchaukelnde Fülle der Brüſte. Aber man hätte nur das Geſicht zu ſehen brauchen, um zu erkennen, daß dies das ſchönſte Mädchen im Lande war. Zart und ſchwellend wie eine Lotosblume war dieſes Geſicht. Man hätte es nicht mit dem Finger anzurühren gewagt, aus Furcht, es zu zerſtören. Rot waren die Lippen, lieblich groß das Kinn, länglich die Augen, wie zwei Ranken die Brauen, wie der Halbmond die Stirn

und das ſchwarze Haar darüber lockig wie ein Garten. / Kaum war die Prinzeſſin vorbei und ihr Anblick im Staub und in der Fülle der Baldachine, Schirme und Federbüſche verſchwunden, da ſtürzte der Weber zu Boden, wie von einem plötzlichen Gift gefällt. Der Stellmacher trug ihn in die Kühle eines Hauſes. Ärzte erſchienen, vermochten aber nichts auszurichten: bleich, mit geſchloſſenen Augen, ohne Bewegung lag der Jüngling da. Erſt als die Ärzte fort waren und der Stellmacher, beſtürzt weinend, leiſe auf den Freund einredete und ihn wachrief, ſchlug er die Augen auf. „Was iſt dir zugeſtoßen? Was fehlt dir?“ fragte der Stellmacher. „Wenn du mein Freund biſt,“ antwortete der Weber, „ſo erweiſe mir den höchſten Freundſchaftsdienſt und errichte mir den Scheiterhaufen. Denn ich will dieſes Leben verlaſſen. Habe ich dich je gekränkt, verzeihe mir. Es geſchah nur aus Übermaß der Liebe.“ Der Stellmacher legte ſeine Wange an die Wange des Freundes, weinte mit ihm und ſagte: „Erkläre mir doch, was dein Leid iſt. Vielleicht kann ich dir helfen.“ Der Weber ſchüttelte den Kopf. „Nein,“ ſagte er, „wie wäre mir zu helfen? Mein Leid könnte nur vermehrt und die Befreiung durch den Tod höchſtens verzögert werden.“ „Stirbſt du, ſo ſterbe ich mit dir, das iſt mein Entſchluß,“ ſagte der Stellmacher, „aber ſage mir vorher wenigſtens den Grund deines Schmerzes.“ Da ſchloß der Weber die Augen und ſagte leiſe: „So höre, mein Freund! Haſt du im Zug die Prinzeſſin auf dem Elefanten geſehn? Beim erſten Blick auf ſie ſchoß dieſes Fieber in mich. Fühle, wie heiß meine Haut iſt,

und dennoch klappern mir die Zähne vor Frost. Dieſe Qual zu ertragen, vermag ich nicht.“ Der Stellmacher zog ſein Geſicht zu einem beglückten Lachen breit: „Wenn es das iſt, Freund, da iſt vielleicht zu helfen.“ „Wie ſoll da zu helfen ſein? Ihr Palaſt iſt von Wächtern umſtellt. Sie hat tauſend Diener. Niemand hat Zutritt zu ihr als der Wind.“ Der Stellmacher ſchwieg einen Augenblick. Dann ſagte er aufſtehend: „Dein Wunſch iſt ſchon erfüllt. Noch heute Nacht wirſt du mit ihr vereinigt werden.“ / Er führte den Freund am Arm durch Nebengaſſen nach Haus. Hier machte er ſich gleich an die Arbeit. Kaum verſehn, hatte er aus Holz einen großen Adler verfertigt. Außerdem zwei Arme, eine Keule, eine Lotosblume und eine Krone. Der Vogel war durch die Ellenbogen zu bewegen. Als er fertig war, ſetzte er den Weber hinauf, gab ihm die Abzeichen mit, die die Abzeichen des Gottes Wiſchnu waren, und ſagte: „So, mein geliebter Freund! Um Mitternacht iſt die Prinzeſſin in ihrem Schlafzimmer, auf der höchſten Terraſſe ihres Palaſtes. Bewege dieſen Vogel mit den Ellenbogen, ſchwinge dich hoch und fliege an ihr Gemach. Wenn ſie dich durch die Luft kommen hört und wenn ſie die Abzeichen Wiſchnus an dir ſieht, wird ſie dich leicht für Wiſchnu ſelbſt halten. Und einem Gott wird ſie ſich nicht verweigern.“ / Der Weber konnte es nicht erwarten, bis Mitternacht war. Kaum daß er auf dem Vogel ſaß, war er ſchon geſund. Er blieb auch gleich ſitzen, verſuchte, ob der Vogel im Zimmer ſich hob. Um Mitternacht flog er durch das Fenſter davon. Über alle Häuſer und Paläſte der Stadt flog er und hatte eine ſolche Freude am

fliegen, daß er gleich zweimal flog. Dann aber ließ er ſich vor dem Gemach der Prinzeſſin nieder. / Die Prinzeſſin hatte das Rauſchen in der Luft gehört, ſprang aus dem Bett und erſchrak nicht wenig, als der große Vogel ſich da niederſetzte und ein Mann abſtieg, mit einem Diadem auf der Stirn. Der Weber ließ ihr aber nicht lange Zeit, ſondern trat gleich zu ihr und ſagte, obwohl ihm die Knie vor Schwäche zitterten: „Da biſt Du, Schöne! Um dich zu beſuchen, habe ich den Himmel verlaſſen.“ Das Mädchen war ganz geblendet, ſah das Diadem und die vier Arme, faltete fromm und ehrfürchtig die Hände und ſagte: „Großer Gott! Wodurch bin ich wert, daß Du unter allen Sterblichen mich aufſuchſt?“ „Durch deine Schönheit,“ ſagte der Weber, „deine Schönheit macht dich heilig und gottgleich. Schenke mir deine Liebe!“ Das Mädchen antwortete: „Wirb bei meinem Vater um mich. Er wird keinen Augenblick zögern, Ja zu ſagen. Wie ſtolz wird er ſein!“ Der Weber ſagte: „Nein, meine Geliebte! Kein Menſch außer dir iſt wert, mich zu ſehen. Noch viel weniger, mit mir zu ſprechen. Ich bin ein Gott. Gehöre mir an, ohne die Vorſchriften der Menſchen. Sonſt verfluche ich dich, und du und die Deinen und der ganze Palaſt wird zu Aſche.“ Damit ſtieg er von ſeinem Vogel herunter, führte das Mädchen, die vor Glück und Scham am ganzen Leib zitterte, zu ihrem Lager und genoß ihrer Liebe die ganze Nacht. Ehe es Tag wurde, flog er, von niemandem ſonſt geſehen, in die Luft und davon. Jede Nacht kam er ſo und ging er. Am Tag ſchlief er und ſprach im Traum weiter mit der Geliebten. Der Stellmacher aber ſah

ihm manchmal ins Geſicht und wunderte ſich, wie er ſchöner wurde mit jedem Tag und aufblühte einer Blume gleich. / Nach einiger Zeit aber fiel den Dienern der Prinzeſſin auf, daß ihre roten Lippen bluteten. Auch am Halſe ſah man die Spuren leidenſchaftlicher Küſſe. Und als die Diener das den Dienerinnen ſagten und die Dienerinnen die Prinzeſſin badeten, ſah man auch an ihren Brüſten, Hüften und Schenkeln die Zeichen verliebter Zähne. „Was iſt das?“ ſprachen alle untereinander, „zweifellos ſind das Spuren eines Mannes. Man ſieht es ihr auch an den Augen an. Sie fällt ja auch um am Tage vor Schwäche. Wie? Trotzdem wir ſie ſo gut bewachen? Das müſſen wir dem König anzeigen.“ / Der König wurde ganz weiß im Geſicht, als er das hörte. Er eilte zu ſeiner Gemahlin und ſagte: „Sieh gleich zur Tochter und unterſuche, was an dieſer Sache iſt.“ Die Königin rannte hin, ſah die Tochter am ganzen Leibe an und rief: „Verworfene! Was treibſt du in den Nächten? Wer iſt der Mann, der zu dir kommt?“ Da kniete die Prinzeſſin, verbarg den Kopf im Schoß der Mutter und geſtand alles. Die Königin ſtrahlte auf. Sie jauchzte vor Glück und lief gleich zum König. „Wiſchnu iſt's, der jede Mitternacht zu unſerer Tochter kommt! Wir Beglückten! Wir ſind auserwählt unter allen Menſchen!“ Auch der König erglänzte über das ganze Geſicht. Aber er hielt noch zurück mit den Äußerungen ſeines Glücks. „Wir wollen,“ ſagte er, „beide heute nachts am Fenſter ſtehn, damit wir ihn ſchauen. / Um Mitternacht, als der König und die Königin verſteckt hinter dem Fenſter ſtanden und mit klopfenden Herzen warteten, ſchwirrte der

Vogel mit dem Weber heran. Sie ſahen das Diadem, die vier Arme, die Keule und zweifelten nicht länger. Faſt hätte der König zu tanzen begonnen. „Niemand auf Erden kommt uns mehr gleich,“ ſagte er, „ſeit der heilige Gott ſelber unſer Kind beſucht. Jetzt muß ich mit ſeiner Hilfe der erſte aller Könige werden. Die ganze Erde muß mir untertan ſein. Schon morgen früh rüſte ich meine Heere und in drei Tagen ziehe ich nach allen Seiten in den Krieg.“ So tat er auch. Aber die vielen Feinde trieben ihn überall zurück und ſchloſſen ihn in einem Kreiſe von Waffen und Kriegselefanten ein. In ſeiner Not bat der König die Tochter: „Wenn heute Nacht der Gott zu dir kommt, rede mit ihm und frage, wie lange er das noch anſehn will, daß Feinde ſeinen Schwiegervater ſo bedrängen?“ Die Tochter ſagte das dem Gott. Der Weber lachte: „Wenn das alles iſt! Mit den paar Feinden werde ich ſchnell fertig ſein. Wozu habe ich meine göttliche Keule?“ Aber die Feinde kreiſten den König immer enger ein. Sie zerſtörten die Städte und Felder des Landes, ſchließlich blieb dem König nichts als eine letzte Feſtung, wohin er ſich mit ſeinen kranken und halbverhungerten Soldaten zurückzog. Zum letztenmal befahl er der Tochter, den Gott um Hilfe anzuflehen, und gab ihr als Geſchenk für ihn Gewänder, Speiſen, Getränke, Blumen, Wohlgerüche mit. Der Weber dachte: „Nun iſt es Zeit. Fällt die Feſtung, ſo iſt auch mein Tod ſicher. Alſo ſetzte er ſich in der erſten Morgenfrühe auf ſeinen Adler und kreiſte hoch in der Luft, wartend, bis ſich die feindlichen Heere aufgeſtellt hatten. „Dann“, dachte er, „werde ich mich hinunterſtürzen und gewiß werden ſie aus

lauter Furcht davonlaufen.“ / Während er kreiſte, ſah der wirkliche Gott Wiſchnu vom Himmel auf ihn herab. Er rief ſeinen Adler und ſagte: „Schon ſeit Wochen ſehe ich dieſen Menſchen da in meiner Geſtalt und auf einem Vogel in deiner Geſtalt. Bisher habe ich Geduld gehabt. Aber nun maßt er ſich zu viel an. Was wollen wir tun?“ „Großer Gott,“ ſagte der Vogel, „es iſt kein Zweifel, daß dieſer Menſch bald von einem Pfeilſchuß getroffen zur Erde fallen muß. Was iſt es dann mit deinem Ruhm? Die Menſchen werden ſagen: Wir haben Wiſchnu und ſeinen Adler erlegt.“ „Wahr, ſehr wahr,“ ſagte der Gott, „dahin darf es nicht kommen. Was alſo tun?“ „Da iſt nichts anderes zu tun,“ antwortete der Adler, „als dieſem ſchlauen Jüngling beizuſtehn. Fahre du in ſeinen Leib, ich fahre in den hölzernen Vogel, damit er die Feinde zu vernichten vermag. Gelingt ihm das, wächſt ja nur unſer eigener Ruhm.“ / Der Gott folgte dem Rat. Er fuhr in den Leib des Webers, der Adler in das Holz des Vogels, und als die Sonne aufging, waren alle feindlichen Krieger von einer Glut, die vom Himmel kam, verſengt. / Der König beſaß nun ein unermeßliches Reich. Ungeſtört konnte ſich nun der Weber an ſeiner ſchönen Geliebten erfreuen, und allnächtlich nahm er dazu die herrlichſten Geſchenke in Empfang.

Der Menſch in der Ziſterne

Ein Brahmane war ſo arm, daß er Frau und Kinder nicht mehr ſatt machen konnte. Um eine Abhilfe zu finden, machte er ſich endlich auf einen weiten Weg. Als er hungrig und durſtig durch einen Wald ſich ſchleppte, kam er an eine Ziſterne. Er bückte ſich, um zu ſehen, ob Waſſer darin ſei. Da erblickte er in ihrer Tiefe einen Tiger, einen Affen, eine Schlange und einen Menſchen. Die vier ſahen nach oben und bemerkten ihn gleichfalls. / Der Tiger rief: „Edler Menſch, zieh mich heraus!“ Der Brahmane erwiderte: „Wie werde ich ein Tier befreien, das ſich ſicher ſofort auf mich ſtürzen wird?“ „Ich ſchwöre dir: nein!“ rief der Tiger, „du wirſt im Gegenteil mich dankbar finden.“ Da hatte der Brahmane Mitleid, ließ einen langen Aſt hinab und befreite den Tiger. Sofort aber rief der Affe: „Guter Menſch, zieh auch mich heraus!“ Der Brahmane tat es. Da rief ſchon die Schlange: „Kluger Brahmane, auch mich befreie!“ Der Brahmane entſetzte ſich und ſagte: „Du biſt das Sinnbild der Heimtücke, vor dir fürchte ich mich am meiſten.“ „Es geſchieht dir nichts“, ſagte die Schlange. Da zog er ſie herauf. / Als die drei Tiere oben beiſammen waren, ſagten ſie: „Es iſt noch ein Menſch unten. Aber höre auf nichts, was er ſagt. Traue

ihm nicht und laß ihn unten.“ Dann ſagte der Tiger: „Sieh dieſen Berg! An ſeinem Abhang iſt meine Höhle. Beſuche mich doch einmal. Vielleicht kann ich dir meine Dankbarkeit zeigen.“ Er ging und der Affe ſagte: „Nicht weit von der Höhle des Tigers iſt ein Waſſerfall. Dort beſuche auch mich einmal. Auch ich würde mich freuen, dir einen Gegendienſt leiſten zu können.“ Er ſprang in das Gezweig und war fort. Die Schlange blieb als letzte und ſagte: „Wenn du einmal in Not biſt, ſo denk einfach an mich!“ Damit war ſie im Geſtrüpp verſchwunden. / Der Brahmane dachte: „Schlimmer als jetzt kann es mir nicht gehn, hungriger und durſtiger kann ich kaum werden und ihr helft mir doch nicht.“ Aber er dachte doch an das, was die Tiere ihm geſagt hatten und wollte ſeinen Weg weiter ſchreiten, ohne ſich um den Menſchen zu kümmern, der noch in der Grube war. Aber der Menſch unten ſchrie ohne Aufhören: „Heiligſter Brahmane, zieh auch mich heraus! Ich habe Frau und Kinder daheim. Den Tieren haſt du geholfen. Ich bin ein Menſch wie du. Du wirſt mich doch nicht hier verlaſſen wollen!“ Da ſchämte ſich der Brahmane ſeiner früheren Gedanken und zog ihn heraus. Der Mann, am Brunnenrand angekommen, umarmte und küßte ihn unter Freudentränen und ſagte: „Ich bin ein Goldſchmied in der Stadt, die vor dieſem Walde liegt. Wenn du einmal irgend etwas aus Gold zu bearbeiten haſt, komm nur. Ich arbeite es dir umſonſt.“ Damit ging jeder von ihnen ſeinen Weg. / Lange, lange irrte der Brahmane durch die Städte des Landes. Nirgendwo fand er Hilfe. So arm als er ausge-

gangen war, nur um vieles ſchwächer und mutloſer, machte er ſich wieder auf den Rückweg. Als er in denſelben Wald kam, fiel ihm zuerſt ein, was der Affe geſagt hatte. Er ging zu dem Waſſerfall und rief. Da kam auch ſchon der Affe, freute ſich ſehr, ihn zu ſehen, und ſetzte ihm ſüßes Obſt vor, ſo viel der Brahmane nur eſſen konnte. „Wenn du Verlangen nach Speiſe haſt, komm nur immer zu mir," ſagte er. „Vielen Dank," ſagte der Brahmane, „für heute bin ich vollkommen erquickt. Zeige mir jetzt nur noch den Weg zum Tiger." Der Affe wies ihn zurecht, und ſchon kam der Tiger daher, wedelte vor Freude mit dem Schweif, als er den Brahmanen ſah, führte ihn in ſeine Höhle und ſagte: „Zu eſſen kann ich dir nichts geben. Denn blutiges Fleiſch wie ich vermagſt du nicht zu dir zu nehmen. Aber ſieh hier dieſe goldene Halskette! Die nahm ich einem Königsſohn ab, den ich einmal von ſeinem Roß herunterriß und tötete. Nimm ſie als Geſchenk." / Der Brahmane nahm die Kette, dankte und dachte: „Das trifft ſich gut. Die bringe ich zu dem Goldſchmied. Der kann ſie mir abkaufen." Er kam in die Stadt, wo der Goldſchmied wohnte, und ging gleich in ſein Haus. Mit großer Freundlichkeit wurde er aufgenommen, die Füße wurden ihm gewaſchen und Speiſe und Trank reichlich vorgeſetzt. Er brachte die Kette vor und ſagte: „Sieh hier, kannſt du mir das abkaufen? Setze den Betrag nur ſelbſt feſt." Der Goldſchmied nahm die Kette und ging in die Werkſtatt, um ſie zu prüfen. Als er ſie bei Licht beſah, ſagte er zu ſich ſelbſt: „Was? Dieſe Kette habe ich ja ſelber angefertigt und noch dazu für den Sohn des Königs, der im Walde verſchwunden

iſt!“ Er ging zum Brahmanen ins Zimmer zurück, ließ ſich nichts anmerken und ſagte: „Warte hier auf mich. Ich weiß einen Käufer für die Kette. Dem will ich ſie zeigen gehn.“ Er ging ſofort ins Schloß und zeigte die Kette dem König. „Wie kommſt du dazu?“ fragte der König und ſprang erregt von ſeinem Sitz auf. Der Goldſchmied ſagte: „Da iſt ein Brahmane in meinem Laden, der brachte ſie mir zum Verkauf.“ Der König rief: „Was? Das muß der Mörder meines Sohnes ſein!“ Er rief ſeine Beamten und befahl ihnen, den Brahmanen ſogleich zu verhaften und zu feſſeln. / Als der Brahmane im Kerker lag, angekettet und von Ratten gequält, dachte er plötzlich an die Schlange. Und kaum hatte er an ſie gedacht, da wand ſie ſich zwiſchen ſeinen Ketten durch und richtete ſich vor ihm auf. „Womit kann ich dir helfen?“ fragte ſie. Der Brahmane ſagte: „Befreie mich aus meinem Kerker!“ Die Schlange ſagte: „Ich werde die Lieblingsgattin des Königs in den Finger beißen. Kein Arzt und kein Beſchwörer wird ſie retten können. Sobald aber du nur den Finger mit deinem Finger berührſt, wird das Gift daraus verſchwunden ſein. Dafür wird dir der König die Freiheit geben.“ Die Schlange ging und kaum war ſie fort, da hörte der Brahmane ſchon das Wehgeſchrei um die ſchöne Königin bis in ſeinen Kerker hinunter. Und bald wurde die Trommel in den Straßen geſchlagen und ausgerufen, daß jeder kommen ſolle, der glaube, die Königin retten zu können. Der Brahmane klopfte an die Tür ſeines Kerkers und forderte nach ſeinem Wärter. Der Wärter kam. Der Brahmane ſagte: „Nimm mir meine Ketten ab und führe mich vor

die Königin. Ich kann ſie heilen.“ / Sofort wurden ihm die Ketten abgenommen und er wurde vor das Bett der Königin geführt. Der Brahmane ſtreckte ſeinen Finger aus und berührte nur den Finger der Königin: da ſchlug ſie die Augen auf und war geſund und friſch, als wäre nichts geweſen. Als das der König ſah, kannte ſeine glückliche Erregung keine Grenzen. Er ehrte den Brahmanen auf jede Weiſe, kleidete ihn feſtlich und fragte: „Sage mir nun ganz offen, wie du zu der goldenen Kette meines Sohnes kommſt. Was auch vorgekommen ſei, es wird dir nichts geſchehen.“ Der Brahmane erzählte alles, von ſeiner Not, wie er in den Wald ging, was ſich da ereignete. Der König erteilte dem Goldſchmied eine harte Strafe, den Brahmanen aber machte er zu ſeinem Ratgeber, wies ihm ein großes Haus an und viele Diener, ließ ſeine Frau und Kinder kommen und ehrte ihn, ſolange er lebte.

Die Frau mit den drei Männern

Eine Frau in einer Stadt hatte außer ihrem Manne noch den Polizeimeiſter und den Sohn des Polizeimeiſters zu Liebhabern. Eines Vormittags lag ſie gerade mit dem Sohne auf dem Lager, da kam auch der Polizeimeiſter ſelber daher. Sie ſah ihn rechtzeitig durch das Fenſter und verſteckte ſchnell den Sohn in die Vorratskammer. Dann legte ſie ſich mit dem Vater auf dasſelbe Lager, das noch vom Sohne her in Unordnung war. / Aber jetzt wollte es das Unglück, daß unerwartet ihr Mann in den Hausflur trat. Als ſie ſeinen Schritt hörte, ſagte ſie raſch gefaßt zum Polizeimeiſter: „Schnell, mach' ein wütendes Geſicht und geh raſch aus dem Haus hinaus!“ Der Polizeimeiſter tat ſo und drängte den verwunderten Gatten ganz an die Wand beim Hinausgehn. Der Mann trat ins Zimmer, ſah die Frau an und fragte: „Was iſt das? Was hatte denn der Polizeimeiſter hier?“ „Ach,“ ſagte die Frau, „er hatte einen Streit mit ſeinem Sohn, ich weiß nicht, warum. Er prügelte ihn und der Sohn flüchtete ſich in unſer Haus. Ich weiß, wie mutig und ſtolz du jeden Gaſt unter deinen Schutz ſtellſt. Deshalb habe ich ihn in der Vorratskammer verſteckt. Der Polizeimeiſter hatte ihn ins Haus laufen ſehn, ich

ließ ihn aber nicht herumgehn und ſuchen. Na, er hatte wohl auch Angſt vor dir und ging mit Geſchimpfe. Sogar beim König anzeigen will er uns.“ Dabei öffnete die Frau die Tür der Vorratskammer und ließ den Sohn hinten am Hof hinaus. / Der Mann lobte ſeine Frau ſehr, und weil ſie ſo hübſch ausſah in ihrem Zorn und Spott auf den Polizeimeiſter, zog er ſie gleich auf das Lager nieder und legte ſich zu ihr.

Digitized by Google

Der Leichnam als Schiff

In der Stadt Madanpur lebte ein Soldat mit einer ſelten anmutigen, aber ebenſo mannstollen Frau, die Sjammawati hieß. Immer, wenn der Soldat fort war, lief ſie zu andern Männern ins Haus, ſang, tanzte und liebte. Wenn der Mann nach Hauſe kam, war ſie nicht müde von dem vorigen Liebhaber, ſondern ſang und tanzte noch mit ihm. So ahnte er lange Zeit nichts von ihrer Untreue, und er wäre wohl nie dahinter gekommen, wenn nicht boshafte Menſchen ihm alles verraten hätten. / Um zu ſehen, was die Wahrheit ſei, gab er eines Tages vor, er müſſe auf eine weite Reiſe. Kaum war er zu Roß aus der Gaſſe hinaus, da ſagte die Frau zu ihrer Magd: „Wie langweile ich mich! Soll ich den ganzen Tag hier allein herumſitzen? Geh doch auf die Straße und ſuch' mir einen Mann. Aber einen hübſchen und ſtarken.“ Die Magd ging und ſuchte eine Stunde lang, konnte aber keinen finden, der ihr hübſch und ſtark genug ausſah. Darum kehrte ſie unverrichteter Dinge zurück. / Die Frau aber verbrannte vor Liebe und ſagte: „Bleib zu Hauſe. Ich habe einen Gang und komme gleich wieder.“ Damit ging ſie nun ſelbſt durch die Straßen, aber auch ſie vermochte keinen Mann zu entdecken, der ihr ganz gefallen hätte. So kam ſie bis vor die Stadt und

ging das Ufer des Fluſſes entlang, ſchon ganz verzweifelt. Da ſah ſie am jenſeitigen Ufer einen jungen Wandermönch. Er hatte ſich ein kleines Feuer gemacht, ſaß davor und wärmte ſich. Wie ſehnig glänzte ſein brauner Rücken, wie ſchwarz flirrte im Wind ſein Haar! Und als er ſich nun gar nach ihr umdrehte, erkannte ſie ein hübſches, kühnes Geſicht. Das war ihr nun gerade recht. Aber was nützte es ihr? Zwiſchen ihm und ihr war der Fluß. Kein Kahn war zu ſehn. Schwimmen konnte ſie nicht. Wie ſollte ſie hinüber? / Da trieb ein Leichnam heran. Sie zog ihn mit dem Fuße heran, band ſich ihr Kleid um den Kopf, ſetzte ſich auf den Leichnam und ruderte ſich mit den Händen ans andere Ufer. Sie band die Leiche an die Wurzel eines Baumes und ging, ein wenig zaghaft, aber doch verwegen genug, zu dem Mönch hin, der immer noch daſaß, ſich wärmte und ſeinen unirdiſchen Gedanken nachhing. Sie bat, ſich neben ihn ſetzen zu dürfen, und der Mönch machte ihr verwundert Platz. Aber als ſie ſein ſchönes Geſicht nun ganz von nahem ſah, warf ſie ſich vor ihm auf die Knie, legte ihren Kopf auf ſeinen Schoß und ſagte: „Ich liebe dich. Liebe mich!“ / Der Mönch wußte vor Staunen noch nichts zu ſagen. Aber da ſprach ſie ſchon weiter: „Glaube nicht, Sünde zu tun! Die größte Sünde begingeſt du, wenn du mich traurig und ungetröſtet ließeſt. Ja, ich würde mich töten, und du hätteſt einen Mord auf dem Gewiſſen!“ Da ſtreichelte der Mönch ihr Haar, und bald war er ebenſo heiß wie ſie, ſo daß er das Feuer zum Erwärmen nicht mehr brauchte. Über Mittag lagen ſie zuſammen im Gras, erzählten ſich, ſangen, ſahen ſich an und liebten

ſich. Erſt gegen Abend kehrte die Frau befriedigt nach der Stadt zurück, wieder auf dem Leichnam ſitzend. Sie ſetzte ſich aufs Bett, hing ihre naſſen Kleider zum Trocknen auf, trank Tee und erzählte der Magd mit großen Augen alles, was ſie erlebt hatte. / Gleich nach der Frau war aber auch der Mann heimlich nach Hauſe zurückgekommen. Die Frau ſah, als ein Windzug den Vorhang hob, plötzlich ſeinen Unterarm und ſeine Hand mit den Ringen. Sie ließ ſich aber nichts merken und erzählte ruhig weiter: „Dann ſetzte ich mich wieder auf den Leichnam und ſchwamm über den Fluß zurück.“ „Und was tateſt du dann, als du wieder am Ufer warſt?“ fragte die Magd. „Da erwachte ich,“ ſagte die Frau, „und war voll Furcht, daß dieſer Traum von böſer Vorbedeutung ſei. Um meinen Gatten auf der Reiſe vor Unglück zu bewahren, wuſch ich darum ſofort meine Kleider.“ / Da trat der Mann hinter dem Vorhang hervor, lobte die Frau, daß ſie, um Unglück für ihn abzuwehren, ſofort die Kleider gewaſchen habe, und legte ſich in doppelter Liebe gleich zu ihr.

Das Opfermädchen

In einer Stadt am gelben Fluß war es Sitte, jedes Jahr dem Flußgott ein junges Mädchen zu opfern. Dadurch blieb, ſagten die Prieſter, die Stadt für dieſes Jahr vor Überſchwemmungen geſichert. War nun in einem reichen Hauſe eine Tochter herangewachſen, ſo kamen die Prieſter und ſagten: „Dieſes Mädchen muß dieſes Jahr geopfert werden.“ Aber die Eltern gaben heimlich den Prieſtern Geld, dann gingen die Prieſter aus dieſem Haus heraus und in ein armes Haus hinein und ſagten: „Nein, wir ſehen an dem Zeichen, daß des Gottes Wunſch nach dieſem Mädchen ſteht.“ Am nächſten Tage wurde dann dieſes Mädchen in Brautgewänder gekleidet, in einem Boot zur Mitte des Stromes gerudert und da in das Waſſer geworfen. Schwer litt das arme Volk in der Stadt unter dieſem alten Brauch. / Nun war einſt ein neuer Statthalter für die Provinz ernannt worden. Als der Opfertag da war, erſchien er in Feſtkleidern mit vielem Gefolge auf goldenem Wagen, um an der Handlung teilzunehmen. Das Ufer war weithin beſetzt mit Schauluſtigen. Dicht am Waſſer ſtanden in einem Kreis die Prieſter mit den Älteſten der Stadt, in ihrer Mitte das junge Mädchen im Brautkleid. Muſik erſcholl mit Pauken und Trommeln wie bei einem

wirklichen Hochzeitsfeste. / Eben nahmen die Eltern weinend von ihrer Tochter Abschied, die Mutter konnte sich gar nicht trennen. Das Boot fuhr an und man führte das Mädchen im Zuge hin. Da erhob sich plötzlich der Statthalter in seinem Wagen und rief: „Halt! Nicht so schnell! Das muß doch alles mit der nötigen Feierlichkeit geschehen. Erst muß doch einer ins Schloß des Flußgottes hinuntersteigen und ihm melden, daß die Braut unterwegs ist. Damit er dann selber kommen und sie holen kann.“ Die Priester standen erschreckt. „Herr, das ist nie so gewesen“, sagte endlich einer. „Dann wird es von heute an so sein“, sagte der Statthalter und hieß seine Diener, diesen Priester zu nehmen und in der Mitte des Stromes ins Wasser zu werfen. / Eine Stunde lang wartete man. Dann sagte der Statthalter: „Dieser Bote scheint die Sache nicht richtig gemacht zu haben, der Gott kommt ja nicht.“ Er winkte seinen Dienern und sie ergriffen einen zweiten Priester, trotz seines Aufschreis, und warfen ihn in den Fluß. Wieder wartete man eine halbe Stunde. Da wurde der Statthalter erregt und unwirsch und sagte: „Was ist das? Auch der zweite Bote stellt sich ungeschickt an.“ Dabei sah er nach einem dritten Priester hin und seine Diener hoben schon die Arme. Aber der Priester und alle Priester mit ihm warfen sich auf die Erde und flehten um Gnade. „Nie mehr werden wir dem Gott eine Braut suchen, da wir es nicht verstehn“, schrien sie. / Da gab der Statthalter das Mädchen seinen Eltern zurück, ließ ihm das Brautkleid zum Geschenk, und von diesem Tag an war es mit der alten Sitte vorbei.

Die Zauberſchule

Der Ruhm eines Zauberers war ſo groß geworden, daß viele junge Leute zu ihm kamen, um ſeine Schüler zu werden. Natürlich lehrte er ſie das eine oder das andere, aber hinter ſeine wirklichen Geheimniſſe kamen ſie nicht. / Eines Tages ſtellte er eine Schüſſel hin, deckte ſie zu und hieß die Lehrlinge gut darauf achtgeben, vor allem aber, ſie nicht aufzudecken und nachzuſehn, was darin ſei. Kaum hatte er das Haus verlaſſen, da gingen die Lehrlinge an den Tiſch und deckten die Schüſſel auf. Sie fanden Waſſer darin und auf dem Waſſer ein handlanges Schiffchen mit richtigen Maſten und Segeln. Sie bliesen es mit dem Mund ein wenig an. Einer ſtieß es mit dem Finger vor. Da fiel es um. Erſchreckt ſtellten ſie es wieder auf, deckten ſchnell die Schüſſel zu und gingen, als ob nichts geweſen wäre, an ihre Arbeit zurück. Aber da kam ſchon der Zaubermeiſter zur Tür herein, mit einem Geſicht voll Zorn, und fragte, warum ſie an der Schüſſel geweſen ſeien. Sie leugneten. Aber er ſchrie: „Warum iſt dann mein Schiff mitten auf dem Meere gekentert?“ / Eines Abends ging er wieder aus. Vorher zündete er eine große Kerze an, ſtellte ſie ſorgfältig zwiſchen zwei Fenſtern an die Wand, rief die Lehrlinge herbei und befahl ihnen

gut aufzupaſſen, daß die Kerze nicht auslöſche. Er blieb lange fort, und die Lehrlinge ſchliefen einer nach dem andern ein. Als einer aufwachte, ſah er, daß die Kerze erloſchen war. Schnell weckte er die Kameraden und ſie zündeten die Kerze wieder an. Aber da ſtand auch der Zauberer ſchon im Zimmer, noch zorniger als damals, und ſchrie: „Wieder habt ihr meinem Befehl nicht gehorcht und geſchlafen und die Kerze ausgehn laſſen!“ Sie leugneten wieder. „Was:“ ſchrie er, „euretwegen habe ich fünfzig Meilen im Finſtern gehn müſſen!“ Da bekamen die Lehrlinge große Furcht vor ihm. / Aber die Polizei wurde aufmerkſam auf ihn. Einer ſeiner Schüler verſchwand und es hieß, er habe ihn, weil er ihn mit ſeiner, des Zauberers, Lieblingsgattin im Bett fand, in einen Eſel verwandelt und weit ins Land verkauft. Obwohl man Furcht hatte vor ſeinen Künſten, umſtellte man mit vielen Soldaten ſein Haus. Er dachte aber gar nicht daran, zu fliehen, ſondern ließ ſich, ſeine Frau und ſeinen Sohn, ruhig in hölzerne Käfige ſperren. / Man brachte die drei mitten durch das Gebirge zum Statthalter. Unterwegs, zwiſchen lauter Fels, kam ein Rieſe daher, ſo plötzlich, als ob er aus dem Fels ſich herausgelöſt hätte. Er war höher als ein Haus, ſeine Augen waren ſo groß wie Teller, ſein Mund wie ein Brunnen. Obwohl die Soldaten zu hundert waren, begannen ſie vor Entſetzen zu ſchwanken, einige fielen an die Erde hin, die andern ſtanden und wagten keine Bewegung. Nur der Offizier rief den Zauberer an und fragte: „Kannſt du nicht helfen:“ „Das iſt nur ein Bergweſen,“ ſagte der Zauberer, „da genügt mein Sohn. Laßt ihn heraus und gebt

ihm einen Speer.“ Sie ließen den Sohn aus dem Käfig, und der Sohn ging mit einem Speer auf den Rieſen zu. Aber der Rieſe öffnete nur den Mund und verſchlang Sohn und Speer mit einem Biß. / Da fingen die Soldaten laut zu ſchreien an vor Furcht. Der Zauberer aber ſagte: „Nun muß meine Frau heran.“ Sie ließen die Frau aus dem Käfig und gaben ihr ein kurzes Schwert. Wieder öffnete der Rieſe den Mund und Frau und Sohn waren verſchluckt. Der Zauberer ſchäumte vor Wut. „Frau und Sohn hat er mir umgebracht! Könnte ich nur an ihn, ich wollte es ihm heimzahlen!“ Ohne ſich zu bedenken, ließen ſie auch ihn zum Käfig heraus. Er ging mit der bloßen Fauſt gegen den Rieſen vor. Aber er war ſo ſchnell verſchluckt, als wenn er in den Mund hineinſpaziert wäre. / Der Rieſe drückte ſich auf den Bauch wie nach einem guten Eſſen, wandte ſich und ging zufrieden ſeines Wegs. Aus ſeinem Bauch aber hörte man noch das Lachen des Zauberers, und zu ſpät erkannten die Soldaten, daß ſie überliſtet waren.

Der Zauberer und der König

Zum König Mu kam einſt aus dem Weſten ein Zauberer, dem es gleich war, ob er über Erde oder Waſſer, durch Luft oder Feuer ging, der durch Mauern hindurchſchritt, als ob ſie nicht da wären, der ſich hoch über die Dächer erheben konnte, ohne zu fallen, auf deſſen Wink ein Fluß ſich umkehrte und zur Quelle floß und Berge ihren Platz wechſelten. / Der König ehrte dieſen Menſchen wie einen Gott. Er gab ihm ſeinen ſchönſten Palaſt zur Wohnung, er wählte die ſchönſten Mädchen aus und gab ſie ihm zu Sklavinnen. Aber dem Zauberer war der Palaſt zu ärmlich, die Mädchen nicht ſchön genug, als daß er ſie nur anrührte. Als ſie tanzen wollten, ſchickte er ſie fort, und von den duftigſten Speiſen aus des Königs Küche erbrach er ſich. / Darum ließ ihm der König ein neues Schloß bauen, höher als die Berge vor der Stadt. Als es fertig ſtand, war die Schatzkammer des Königs leer. Was an ſchönſten Mädchen in den entfernteſten Städten zu finden war, bis zu den halben Kindern, ließ er herbeiholen. Sie mußten ſich Augenbrauen und Lippen färben, mußten den ganzen Körper mit Kreide einreiben, ſich ſalben und mit Wohlgerüchen beſprengen, er behängte ſie mit Gold und Edelſteinen, ſie wurden unterwieſen

in Tanz und Geſang. Die Vögel des ganzen Landes kamen zuſammen und ſangen über dem Garten, in dem die fünfhundert Mädchen tanzten und muſizierten. Wenn die Sonne hinter Wolken ging, ſo blieb es doch gleich hell in der Luft: ſo ſehr leuchtete die Schönheit all der Glieder und Geſichter. / Der Zauberer ſah zu, dem König zuliebe, aber manchmal konnte er ein Gähnen kaum unterdrücken. Am dritten Tag hielt er es nicht mehr aus und bat den König, nun einmal mit ihm zu reiſen, um zu ſehen, wie es bei ihm zu Hauſe wäre. Der König hielt ſich am Rockſaum des Zauberers. So ſtiegen ſie über die Menſchen, über die Dächer, über die Berge bis hoch in den Himmel. Da ſtand ja das Schloß des Zauberers, ganz aus Gold und ſo blendend, daß der König kaum die Augen offen halten konnte. Es ſtand hoch über Wolken und Regen, der König konnte nicht erkennen, auf welchem Fundament es ruhte. Wie eine ſtrahlend aufgetürmte Wolke ſtand es da. Muſik erſcholl, daß der König taumelte vor unirdiſchem Entzücken, aber es war nicht zu ſehen, woher ſie kam. Eine Tänzerin erſchien unter unzähligen. Sie ſah den König an und entſchleierte ſich, da hob ſich ſein Herz ſo, daß er kaum mehr Atem fand. Er begriff nicht, wie er ein Leben lang da unten in ſeiner Heimat die Häßlichkeit ſeines Daſeins hatte ertragen können. Er ſah hinunter: da lagen ſeine Schlöſſer und Gärten und Tempel wie Schmutzhaufen da. / Lange Jahre, Jahrzehnte blieb der König hier. Bis ihn der Zauberer einlud, nun in ſein zweites Schloß mit ihm zu reiſen. Da waren oben nicht mehr Sonne und Mond zu ſehn, unten nicht mehr Flüſſe und Städte. Nur Licht war

alles. Geſtalten kamen daher: der König konnte nicht erkennen, was für Geſtalten das waren, ſo ſehr war alles Licht. Und woher kam dieſer Schall? So ſüß und ſo machtvoll, daß er einem das Herz aus der Bruſt riß. Ging der König noch auf Füßen? Fühlte er noch ſeinen Körper? War er noch wach? War er noch er? Seligkeit ſtürzte über ihn, er bekam keine Luft mehr, jetzt wird er ſich auflöſen in Licht und Schall. Mit letzter Kraft bat er den Zauberer, zurückzukehren. / Er hatte das Gefühl, daß er ins Leere fiel, lange, es wollte gar kein Ende nehmen. Als er zu ſich kam, ſaß er am Tiſch wie damals, als er mit dem Zauberer fortgereiſt war. Ihm gegenüber ſaß der Zauberer. Die Diener, die die Schüſſeln abtrugen, waren dieſelben wie damals. Es waren die Reſte derſelben Speiſen wie damals auf den Schüſſeln. Und ſiehe, ſie dampften noch und ſein Becher war noch gefüllt. / Er fragte den älteſten Diener, was ſich ereignet habe. „Der König ſaß eine Weile ſtumm da“, ſagte der Diener. Der König vermochte nichts zu ſagen, nichts zu fragen. Er ging umher wie ein Trunkener an dieſem Tage, am nächſten Tage. Nach einem Vierteljahr erſt fand er die Kraft, den Zauberer zu fragen. Der Zauberer ſah ihn lächelnd an und ſagte: „Wir wanderten im Geiſt miteinander — wozu hätten wir da unſerer Körper bedurft? Was du geſehen haſt, war ebenſo wirklich wie dein Schloß hier. Und dein Schloß hier iſt ebenſo unwirklich wie das, was du geſehn haſt. Alles ballt ſich, alles löſt ſich auf. Und was dir Jahre ſcheinen, ſind nur Sekunden.“

Der Kaiſer und die Tänzerin

Die Schönheit einer Tänzerin war ſo groß, daß die Lieder, die die Männer auf ſie ſangen, das ganze Land durchtönten und den Vogelgeſang zum Stillſchweigen brachten. Der Kaiſer Ming Huang ging verkleidet in das Teehaus, wo Yang Lui Fe tanzte. Aber ſie brauchte nicht einmal den Fuß zu heben zum Tanz: beim erſten Blick auf ihr Geſicht und ihre Geſtalt wurde der Kaiſer ſo von Liebe erfaßt, daß er in Ohnmacht fiel. / Er ließ Yang Lui Fe in ſeinen Palaſt kommen, wies alle ſeine Frauen hinaus, konnte keine Stunde bei Tag und Nacht mehr ohne Yang Lui Fe ſein. Er wurde nicht müde, die bemalten Bogen ihrer Augenbrauen mit dem Finger nachzufühlen. Er ſteckte das Geſicht in ihr ſchwarzes Haar und ſaß lange Stunden, von dem Geruch dieſes Haares betäubt und wie aufgelöſt. Nach den Nächten aber lag er wie ein Toter im Schlaf, ganz ausgeſchöpft, das Geſicht entrückt, und obwohl er zu ſchwach war, auch nur noch eine Hand aufzuheben, ließ er ſeine Hände nicht von ihrem Leib los, um auch im Schlaf nicht aus Verbindung mit ihr zu kommen, oder als habe er Furcht, daß ſie, während er ſchlief, von ihm genommen würde. / Kein Urteil wurde mehr unterſchrieben, kein Befehl abgeſchickt, kein

Geſetz erlaſſen, keine erledigte Stelle neu beſetzt. Das ganze Land kam in Unordnung. Endlich machten ſich das die feindlichen Nachbarn des Reiches zunutze und begannen Krieg, in dem ſie leicht Sieg auf Sieg gewannen, da ihnen kein Führer gegenüberſtand. Da empörte ſich das Volk in den Städten und das Volk auf dem Lande, und der König mußte mit Yang Lui Fe und tauſend Soldaten fliehen. Er floh in die Unwegſamkeit des Gebirges. Aber auf einer Paßhöhe, als die Nahrung zu Ende ging, als neue Berge ſich erhoben und ein eiſiger Wind alle erſchauern machte, lehnten ſich auch die Soldaten gegen den Kaiſer auf. Sie ſchrien, daß Yang Lui Fe, die in einer geſchloſſenen Sänfte mitgetragen wurde, getötet werden müſſe. / Der Kaiſer ſtürzte zur Sänfte, um die Geliebte mit ſeinem Leib zu ſchützen. Aber er hatte die Tür erſt halb geöffnet, da traf über ſeinen Kopf weg ein Pfeilſchuß die Tänzerin. Sie ſtarb im Arm des Kaiſers, und der Kaiſer fand kein Ende mit Wehklagen. Ein ganzer Strom von Tränen floß aus ſeinen Augen über die Erde hin. / Zwar ermannte ſich nun, da Yang Lui Fe tot war, das Volk und das Heer, ein Feldherr fand ſich, und die Feinde wurden geſchlagen und mußten Frieden machen. Aber der Kaiſer lag zu Hauſe auf ſeinem Ruhebett ſo untätig wie vorher. Sein Leib zehrte ſich auf. Er aß und trank nicht mehr. Nur die Sehnſucht nach dem anmutigen Schoß Yang Lui Fes lebte in ihm. / Da erzählte ihm ein treuer Diener von einem Zauberer, der die Macht habe, Tote herbeizurufen. Der Kaiſer ließ ihn kommen. Gleich am Abend begann der Zauberer ſich hinzuknien, die Augen zu ſchließen und geheime

Sprüche zu ſagen. Aber ohne Erfolg. „Es gelingt mir nicht,“ ſagte er, „meine Worte dringen nicht zu ihr, ſie muß weit fort ſein. Es bleibt nichts übrig, als daß ich ſelber mich aufmache und ſie ſuche.“ Er kauerte ſich aufs neue hin, ſeine Seele verließ den Leib und der Leib lag ſtarr da. / Zuerſt flog er in die Unterwelt. Aber umſonſt ſuchte und fragte er. Er hob ſich auf in den höchſten Himmelsraum und kam bis in die Nähe der Sonne und der Sterne. Aber auch hier fand er Rang Lui Fe nicht. Beſchämt und traurig kam er zum Kaiſer zurück. „Wie iſt es möglich,“ rief der Kaiſer, „daß Rang Lui Fe keine Seele gehabt hätte, ſie, die von überirdiſcher Schönheit war?“ „Vielleicht iſt ſie bei den Auserwählten, den Seligen,“ ſagte der Zauberer, „ich will verſuchen, zu den Seligen zu gelangen.“ / Sein Leib lag fünf Tage ſtarr da und begann ſchon ſich zu verfärben. Er nahm die äußerſte Kraft zuſammen und flog über Mond und Sterne hinaus in die letzten Höhen, wo die Seligen wohnen. Er fragte und fragte, endlich erhielt er eine gute Auskunft. Er gelangte in unendliche Gärten, wo die Bäume blau waren und die Blumen ſangen. Er kam in einen Turm, deſſen Wände durchſichtig waren wie Glas. Da ſaß Rang Lui Fe auf einem goldenen Stuhl in einem hochzeitlichen Kleid. Ein Strahlen ging von ihr aus, daß ſie kaum anzuſehen war. Dennoch hatte ihr Geſicht einen traurigen Ausdruck. / Der Zauberer ſprach mit ihr. „Ja,“ ſagte ſie, „ich ſpüre wohl, wie große Sehnſucht der Kaiſer nach mir hat. Aber ich kann nicht in eure Welt zurück. Schon vor meiner Geburt war ich eine Selige im Himmel. Nur einmal konnte ich

hinunter, nun nie wieder. Aber an einem Abend ſaß ich mit dem Kaiſer und wir ſahen zu den Sternen auf. Da ſchwur er mir ewige Liebe und zerbrach ſeinen Ring. Die eine Hälfte behielt er, die andere gab er mir. Nimm hier dieſe Hälfte des Rings, bring ſie dem Kaiſer und ſage, er ſolle immer ſeines Schwurs gedenken.“ Dabei ſchluchzte ſie tief auf. / Der Zauberer brachte die Hälfte des Rings dem Kaiſer und wiederholte die Worte Yang Lui Fes. „Was an jenem Abend geſprochen wurde,“ ſagte der Kaiſer, „hat niemand gehört als ſie und ich. Auch die Hälfte des Rings iſt die richtige. Ich muß dir alſo glauben.“ Er beſchenkte den Zauberer über alles Maß und begann von neuem zu weinen.

Der Bauer und der Bettelmönch

Ein Bauer ſtand einmal mit Birnen auf dem Markt. Weil die Birnen groß und goldig waren, ſtand er ſehr hochmütig da und forderte einen ſo hohen Preis, daß alle, die kaufen wollten, vorübergingen. Da trat ein Bettelmönch in ganz zerriſſenen Kleidern demütig heran, betrachtete die Birnen und ſagte: „Gib mir doch eine.“ „Für Geld, ja,“ ſagte der Bauer, „ohne Geld, nein.“ „Wie?“ ſagte der Bettelmönch, „du haſt ja an tauſend Birnen und ich bitte nur um eine.“ Da ſchrie der Bauer: „Du Dreckmönch, mach, daß du hier fortkommſt!“ / Leute traten hinzu und ſagten: „Gib dem Mönch doch eine kleine oder eine, die ein wenig angefault iſt.“ „Hier ſind keine kleinen und hier ſind auch keine angefaulten. Ich ſtehe hier zum Verkaufen und nicht zum Verſchenken. Ich habe Haus, Frau und einen Haufen Kinder, die alle leben wollen. Verſchenken? Wie? Da könnte ja jeder daherkommen. Schließlich kann ich noch Bettelmönch werden.“ Kein Ende fand der Bauer mit Schimpfen. Bis es endlich einem Schuhmacher, der ſeine Werkſtatt da hatte, zu viel wurde. Er gab dem Bauer Geld, kaufte eine Birne und gab ſie dem Mönch. / Der Mönch nahm ſie, bedankte ſich beſcheiden und fing gleich zu eſſen an. Während er aß und mit ſpitzem Mund laut den Saft einſchlürfte,

ſagte er: „Ich habe die Welt verlaſſen. Mir liegt nichts an ihren Schätzen. Ich teile gern mit jedem. Ich habe Birnen, ebenſo ſchön wie dieſe. Ihr ſeid alle eingeladen, mitzueſſen.“ „Wie?“ ſagten die Leute, „du haſt ſelbſt Birnen? Dann könnteſt du doch deine eigenen eſſen!“ „Da hat man's!“ rief der Bauer, „ſo ſind dieſe Kerle!“ Der Mönch aber ſagte: „Ich brauche erſt einen Kern zum ſtecken!“ / Als er mit Schmatzen fertig war, ſpuckte er ſich einen Kern in die Hand, lieh ſich von einem Arbeiter, der mit dabei ſtand, eine Hacke und grub ein kleines Loch in die Erde. Da hinein legte er den Kern und deckte ihn mit Erde zu. „Nun gebe mir,“ ſagte er, „einer von den Landleuten, die da bei ihrem Mittagmahl ſitzen, ein paar Löffel Suppe, damit ich den Kern begießen kann.“ Alle lachten und waren verwundert. Einer aber holte von einem Bauern ein wenig Suppe, um den Spaß voll zu machen, und der Mönch begoß den Kern damit. Alles ſah auf die Stelle hin, keiner bewegte ſich, jeder hielt den Atem an. / Da kam auch ſchon der Keim aus der Erde. Der Mönch ſchob die Nächſtſtehenden zurück, und ſchon wuchs der Keim zu einem Baum heran. Schnell mußten alle Platz machen, um nicht von den austreibenden Zweigen getroffen zu werden. Ein Baum ſtand da, ſo hoch wie ein Haus. Als ob Schnee gefallen wäre, bedeckte er ſich mit weißen Blüten. Blätter kamen und rauſchten. Und ſchon hingen überall große, rötliche, herrlich riechende Birnen, ſo viel, daß die Äſte ſich zur Erde bogen. / Der Mönch kletterte auf den Baum, warf hinunter, was er erreichen konnte. Die tief hängenden durfte jeder ſich ſelber abpflücken. So ſchnell wie der Baum gewachſen war, war er

leer gegeſſen. Der Mönch kam herab, nahm die Hacke und hieb den Baum um. Er nahm ihn auf die Schulter, als wenn das nichts wäre, und ging ſo demütig, wie er gekommen war, davon. / Auf den Zehen und mit langem Hals hatte auch der Bauer mitten unter den Leuten geſtanden und dem Zauberwerk des Mönches zugeſehen. Die Augen fielen ihm faſt aus dem Kopf vor Staunen. Als die Leute ſich verliefen und der Bauer zu ſeinem Wagen zurückkehrte, ſah er, daß alle Birnen fort waren. / Da ward ihm klar, daß es ſeine eigenen Birnen geweſen waren, die der Mönch verteilt hatte. Und da ſah er auch ſchon, daß ebenſo die Deichſel an ſeinem Wagen fehlte. Deutlich war zu ſehen, daß ſie friſch abgehackt war. Schnell und wütend lief er dem Mönch nach. Als er vor das Stadttor kam, lag die Deichſel im Gras. Es waren noch knorrige Stellen von Äſten und noch einige Blätter dran. Da erkannte er, daß der Birnbaum ſeine Deichſel geweſen war. Die Leute, die mit ihm gelaufen waren, begannen ſo laut zu lachen, daß der Bauer es vorzog, ſtatt den Mönch weiter zu verfolgen, ſtill mit der Deichſel zu ſeinem Wagen zurückzukehren.

Das Mädchen mit dem Aussatz

Auf einem Dorf ruhte der Fluch, daß alle jungen Mädchen einen tödlichen Aussatz bekamen. Nun war es aber so, daß, wenn sie heirateten, ehe der Ausschlag gekommen war, die Krankheit gleich nach der Hochzeitsnacht an dem jungen Ehemann sich zeigte, während das Mädchen dann verschont blieb. Aus dieser Erkenntnis hatte sich die Sitte gebildet, daß jedes wohlhabende Mädchen erst nur zum Schein heiratete und erst, nachdem sie die drohende Krankheit auf den, der mit ihr im Bette schlief, übertragen hatte, den richtigen Mann für immer nahm. / Einst geriet ein reicher junger Mann, der fremd war und sich verirrt hatte, in dieses Dorf. Er war hungrig und wußte kein Nachtlager, darum wandte er sich bittend an einen Mann, der eben vom Feld kam und in sein Haus ging. Der Mann blieb stehn, betrachtete den jungen Menschen und, weniger aus Mitleid, als weil er dachte, das wäre ein Mensch, auf den seine Tochter ihre Krankheit übertragen könnte, ließ er ihn ein in sein Haus. / Noch vor dem Abendessen sagte er: „Nach deinen Kleidern und deinem Benehmen zu urteilen, bist du ein wohlhabender und gebildeter Jüngling. Ich habe eine Tochter, ein wenig jünger als du. Hier im Dorfe ist keine Auswahl an Männern. Ihr zwei würdet gut zusammenpassen. Es wäre mir

lieb, wenn du ſie heiraten würdeſt.“ Der junge Mann war müde, hungrig und fror, alles hier in der Fremde ſchien ihm wie ein Traum. Ohne ſo recht zu wiſſen, was er tat, ſtimmte er zu und ſchon wurde er vor dem ganzen Haus als Bräutigam ausgerufen. Nach dem Abendeſſen ward er in die Brautkammer hinaufgeführt. Seine Braut, in Gold und Seide, ſaß darin und wartete auf ihn. / Nun ſah er ſie zum erſten Male und war ganz betroffen von ihrer Lieblichkeit. Aber ſchwer kam das erſte Geſpräch zwiſchen den beiden Neuvermählten zuſtande. Das Mädchen ſeufzte, ſah den Jüngling nicht an, kam nicht ans Bett heran und blieb abſeits ſitzen. Der Jüngling in ſeiner Müdigkeit gab es auf, ſie zu bitten, zu ihm zu kommen, und ſchlief ein. Vom erſten Lichtſtrahl war er wach: da ſaß das Mädchen immer noch auf ihrem Stuhl und weinte. Er ging zu ihr, nahm ſie bei der Hand und ſagte: „Es iſt kalt. Willſt du nicht doch endlich zu mir kommen?“ Das Mädchen aber machte ihre Hand los und ſagte: „Du darfſt nur kein Mitleid mit mir haben. Ich aber habe ſo großes Mitleid mit dir, daß ich meine Tränen nicht zurückhalten kann.“ Nun erzählte ſie ihm, warum der Vater ſie ihm zur Gattin gegeben habe. „Aber du biſt ſo ſchön zu ſehen und ſcheinſt ſo rein, daß ich lieber ſelber ſterben will, als dir den Tod bringen. Hier, nimm, was ich an Geld bei mir habe, und eile fort, ehe die Leute im Haus auf ſind.“ / Der Jüngling war ſehr erſchrocken, als er die Gefahr ſah, in die er faſt gefallen war. Aber ſein Dank und ſein Mitleid mit dem Mädchen, auch ſeine Liebe, als er ſie ſo nahe und ſo geputzt vor ſich ſah, waren ſo groß, daß er zögerte zu gehen und daran war,

der Gefahr nicht zu achten. Doch das Mädchen ſchob ihn zur Tür hinaus, und unter dem Krähen der Hähne und dem Bellen der Hunde verließ er das Dorf. / Der Vater des Mädchens dachte, als er ihn ſchon gegangen fand: „Das hat die Tochter gut gemacht, ſie hat am Morgen einen Streit verurſacht: ſo ſind wir ihn ſchnell losgeworden.“ Darum eilte er ſich nun auch nicht mehr, für die Tochter den wirklichen Gatten zu wählen. Aber ſiehe, nach einem Jahr wurde das Mädchen krank. Ihre Haut verfärbte ſich, dann erſchienen die Geſchwüre, erſt an der Bruſt, ſo daß das Mädchen ſie noch verheimlichen konnte, dann aber unter den Kopfhaaren und endlich im ganzen Geſicht. Die Eltern gerieten in Zorn und jagten ſie mit Steinen vors Dorf hinaus. „Wir haben alles getan, wir haben rechtzeitig für einen geſorgt, bei dem du ſchlafen und auf den du deine Krankheit übertragen konnteſt. Aber wenn du mit ihm mehr Rückſicht hatteſt als mit uns, dann geh nur auch zu ihm.“ / Das Mädchen wußte nicht wohin. Sie bettelte ſich von Tür zu Tür. Aber ſie konnte ſich kaum noch ſchleppen, ſo ſchwach wurde ſie durch ihre Krankheit. Da ſie auch ſehr litt unter den Schimpfworten, die ſie mit ihrem entſtellten Geſicht vor jeder Tür hören mußte, wünſchte ſie ſich den Tod. Da kam ſie unvermutet in die Stadt, aus der der Jüngling ſtammte. Er hatte ihr auch den Namen ſeines Vaters genannt. Nun dachte ſie: „Wenn ich mich unweit aufſtelle, kann ich ihn vielleicht noch einmal ſehen.“ Sie ſtand da von Mittag bis Abend und ſah zu dem Hauſe hin. Viele Gäſte in Feſtkleidern gingen hinein, aber niemand kam heraus. Da ging ſie zum

Türwächter und fragte nach dem Jüngling. Aber der Wächter ſchlug mit einem Stock auf ſie ein und ſie mußte laut aufſchreien. / Drinnen im Saal, der erleuchtet und mit Gäſten gefüllt war, hörte man das Schimpfen und Schreien. Der Jüngling ging vor die Tür, um nachzuſehn. Da fand er auf die Straße hingebrochen das Mädchen, die ein Geſicht zu ihm aufhob, das von Geſchwüren ganz zerfreſſen war. Sie nannte ſeinen Namen, er ſah ſie erſchrocken an und erkannte ſie nicht. „Ich bin deine Frau,“ ſagte ſie und lächelte im Schmerz ſogar ein wenig, „haſt du jenes Dorf und jene Nacht ſo ganz vergeſſen?“ Da wurde er beſtürzt und ſagte: „O, du warſt viel zu ſchön, als daß ich dich hätte vergeſſen können. Aber wie ſiehſt du nun aus, du Arme! Und wie unverdient glücklich bin ich dagegen: denn ſiehe, morgen halte ich Hochzeit.“ Das Mädchen lächelte wieder und ſagte: „Ich wünſche dir von Herzen Glück dazu. Jetzt habe ich noch einmal dein Geſicht geſehn, nun gehe ich gern, um irgendwo zu ſterben.“ / Der Jüngling ſah auf einmal unter dem zerſtörten Geſicht, dem die Augenbrauen fehlten und deſſen Wangen nur noch Löcher waren, das liebliche Geſicht jener Nacht. Die Tränen ſtürzten aus ſeinen Augen, das Herz hob ſich ihm vor Mitleid bis an den Hals. „Du biſt verloren“, ſagte er, „dafür, daß du mich gerettet haſt. Ich kann dich nicht hier allein auf der Straße laſſen. Komm in mein Haus.“ Er nahm ſie ohne Ekel bei der Hand und führte ſie die Treppe hinauf in den erleuchteten Saal, vor die Gäſte, vor ſeine Eltern. Er kniete vor den Eltern nieder, die mit den Gäſten unwillkürlich einen Schritt zurückgewichen waren, erzählte ihnen alles und

ſagte: „So wäre ich ohne das Erbarmen und ohne den Opfermut dieſes Mädchens heute längſt im Grabe. Mein und euer Glück iſt uns von ihr geſchenkt.“ / Der Vater zwang ſich, das Mädchen ohne Abſcheu anzuſehn und ſagte: „Dank iſt die oberſte Schuld des Menſchen. Auch du ſollſt meines Sohnes Frau ſein, wie er dir gelobt hat. Morgen ſoll eine zweifache Hochzeit ſein. Ihr beiden Frauen ſollt Schweſtern ſein, keine die Hauptfrau, keine die Nebenfrau.“ Die Verwandten und Freunde billigten alle dieſe Worte. Man ſchenkte Wein ein und trank auf das Mädchen. Aber das Mädchen neigte ſich tief vor allen und ſagte: „Mein Geſicht iſt mit Eiter bedeckt. In wenigen Tagen muß ich ſterben. Welch ein Unrecht wäre es, hier Hochzeit zu feiern! Nur um eine abgelegene Kammer bitte ich, wo ich ungetreten von böſen Menſchen den Tod finden kann.“ Der Vater ſah ſie immer an. Der Ekel ſtieg ihm wider Willen in die Kehle, er dachte, daß dieſe Kranke wirklich nicht in eine Hochzeitsgeſellſchaft paſſe. Er gab alſo Auftrag, ihr ein Zimmer nach dem Hofe herzurichten. / Eine Magd führte das Mädchen hin, reinigte den Boden, breitete Decken und Tücher zum Lager aus. „Hier iſt Wein,“ ſagte die Magd, „wenn Ihr dürſtet, trinkt davon. Außerdem wird er Euch kräftigen.“ / Während das Mädchen ſchlaflos lag, ſcholl über den Flur der Lärm des Feſtes. Trompeten, Pauken, Gelächter. Das Mädchen fühlte ſich ſchwach werden. Sie nahm den Krug, um zu trinken. Da rollte mit dem Wein eine Schlange aus dem Krug, die hineingekrochen ſein mochte und ertrunken war. Das Mädchen erſchrak, weil ſie da beinahe Gift getrunken hätte.

Aber dann lächelte ſie wieder traurig und dachte: „Wie? Furcht vor dem Tode, da ich ohnehin morgen oder übermorgen ſterben muß? Vielmehr, ſtatt hier auf den Tod zu warten, will ich ihn beſchleunigen.“ Und ohne Beſinnen trank ſie das Gift. Sie trank noch einen Becher und noch einen. Dann fiel ſie taumelnd auf ihr Bett zurück, wickelte ſich in ihre Tücher und ſchlief ein. / Nach wenigen Stunden fühlte ſie ein Feuer über ihre Haut kriechen. Der Schweiß brach ihr am ganzen Leibe aus. Sie machte Licht, ſie ſah in den Spiegel, weil ſie im Geſicht ein ſo merkwürdiges Ziehen verſpürte. Da ſah ſie, wie die Geſchwüre verſchwunden waren, wie neue Haut ſich bildete, erſt weiß, dann braun ſich färbend. Die Augenbrauen wuchſen, die Wangen füllten ſich mit Fleiſch, und ehe der Morgen da war, ſtand vor dem Spiegel wieder das anmutige Mädchen von früher, noch ein wenig bleich, aber das erhöhte eher ihren Reiz. / Die Magd kam mit dem erſten Sonnenſtrahl nachſehn. Als ſie das junge ſchöne Mädchen ſah, wußte ſie nicht, was vor Staunen ſagen. Sie rief den Vater, die Mutter, den Sohn, die ganze Hochzeitsgeſellſchaft, die immer noch beiſammen ſaß und feierte. Das Staunen aller war groß. Der Sohn war außer ſich vor Glück, ſchloß die Neugewonnene in ſeine Arme und küßte ſie. Auch ſeine Braut kam hinzu. Als ſie den Sohn das Mädchen umarmen ſah, bedachte ſie ſich keinen Augenblick, ging hinzu und umarmte ſie auch. / Nun wurde die Doppelhochzeit gefeiert. Wie zwei Schweſtern lebten die Frauen zuſammen. Es gab nicht Neid und Zank. Sie liebten beide den Mann gleich ſtark, und gleich ſtark liebte der Mann beide Frauen, beneidet von der ganzen Stadt.

Die Ertrunkenen leben

Ma, der Sohn einer Witwe, war beim Drachenbootfeſt, als er mit anderen Knaben auf dem Jangtſekiang gegen Geld und zum Vergnügen der Zuſchauer Rad ſchlug und auf den Händen ging, ins Waſſer gefallen und ertrunken. Unten im Waſſer ſah er um ſich, da ſah er eine unbekannte Welt. Ringsumher ſtand das Waſſer des Stroms wie ſteile Wände da. In der Ferne ſchimmerte etwas wie ein Schloß. Schon kam ein Mann auf ihn zu, begrüßte ihn und führte ihn vor das Schloß hin. „Knie nieder,“ ſagte der Mann, „hier wohnt der König des Drachenſchloſſes.“ Der König ſelbſt trat auf eine Terraſſe heraus, ſah freundlich auf den Knaben herab und ſagte: „Dieſer Knabe iſt voll Anmut. Teil ihn der Gruppe der Weidenzweige zu.“ / Nun führte der Mann den Knaben durch viele Gänge und Höfe. Endlich trat er mit ihm in ein Gebäude, da waren viele Knaben beieinander. Eine alte Frau war unter ihnen, die hieß Mutter Hiä und war ihre Lehrerin. Sie hieß die Knaben ruhig ſein, ſetzte ſich nieder und nun mußte Ma zeigen, was er alles konnte. „Du kannſt viel,“ ſagte Mutter Hiä, „aber noch lange nicht genug.“ Und nun lehrte ſie ihn zu tanzen. Pauken und Becken erſchollen, und aus allen Höfen kam der Widerhall.

Wenn die Muſik ſchwieg, war es unheimlich ſtill, kein Schritt der Knabenfüße war zu hören, nur das ſtrömende Waſſer rauſchte ein wenig, und es ſchien, daß alle Wände des Schloſſes mit dem Waſſer ſich weiter bewegten. Ma lernte ſchnell und die Mutter Hiä ſagte: „Du biſt ſo geſchickt wie unſere Tſchang O.“ / Bald war ein Feſt. Alle Gruppen mußten vor dem Drachenkönig tanzen. Erſt kam der Ogertanz. Das waren alles Knaben in Teufelmasken. Der Schall der Pauken und Becken ſchwoll ſo an, daß gewaltige Wellen hinaufſpritzten. Wenn die Wellen zurückfielen und ſich zerteilten, leuchtete es wie Millionen Sterne. Dann kam der Nachtigallentanz. Das waren alles Mädchen, eine lieblicher als die andere. Muſik von Flöten begann. Das Waſſer wurde ruhig, ſanft tönte es mit. Die Wände des Schloſſes nahmen eine Durchſichtigkeit und einen Glanz wie Kriſtall an. Unter den Mädchen war eine, die ſich manchmal aus den übrigen Mädchen löſte und vor allen anderen hertanzte mit fliegendem Haar und wirbelndem Kleid. Ma ſah immer dieſe eine an, und als der Tanz beendet war und die Mädchen den Hof verließen, ſah er ihr nach. Er fragte ſeine Kameraden. Da ſagten ſie: „Das iſt doch Tſchang O.“ Aber nun kam ſchon der Weidenzweigtanz an die Reihe. Die Knaben hatten grünſchillernde Gewänder aus Moosfäden. Sie bogen und ſtreckten ſich wie Weidenzweige im Wind. Jedesmal, wenn ſie ſich nach oben ſtreckten, verwandelte ſich das Grün der Kleider in Silber. Der König folgte mit den Augen jeder Bewegung Mas. Er war beglückt von der nie geſehenen Geſchmeidigkeit des Knaben, der ſchon die beginnende Männ-

lichkeit des Sechzehnjährigen zeigte, und beſchenkte ihn als einzigen von allen mit goldenem Schmuck. Ma neigte ſich zum Dank dreimal tief und eilte dann, um Tſchang O zu ſehen. / In einem Seitenhof ſtanden alle wartend aufgeſtellt, die Mädchen hier, die Knaben dort. Nur mit den Augen konnte Ma ſeine Bewunderung Tſchang O ſagen. Auch Tſchang O ſah immer nach ihm hin, der durch den Glanz ſeines Schmucks aus allen ſich heraushob. Unmerkbar ſchlich ſich Ma an das Ende der Knabenreihe und ebenſo unmerkbar Tſchang O an das Ende der Mädchenreihe. Jezt ſtanden ſie nur noch ein paar Schritte auseinander und Strahl des Auges vereinte ſich mit Strahl des Auges. Aber näher zuſammen durften ſie nicht. / Zum Schluß des Feſtes kam der Schmetterlingstanz, gemeinſam ausgeführt von den Knaben und den Mädchen. Es gelang Ma und Tſchang O einmal, ſich mit den Händen zu berühren. Als die Gruppen nach Beendigung des Tanzes den Plaz verließen, ging Tſchang O als lezтes der Mädchen, Ma als erſter der Knaben. Einen Atemzug lang blieb Tſchang O ſtehen, wandte das Geſicht und ſah Ma an. Sie ließ ihren Haarpfeil fallen, und ſchnell hob Ma ihn auf und verſteckte ihn im Ärmel ſeines Kleides. / Von dieſem Tage an war Ma krank. Er aß nicht, er ſchlief nicht. Voll Sorge ſaß die Mutter Hiä an ſeinem Bett und ſtreichelte ihn. Einmal, in der Abenddämmerung, kam ein fremder Knabe, ſah Ma lange an und fragte ihn plözlich: „Biſt du krank um Tſchang O?“ Ma erſchrak. Aber der Knabe lächelte und ſagte: „Ich weiß es, ohne daß du es ſagſt. Denn Tſchang O geht es ebenſo.“ Nun

war Ma ganz beſtürzt. Aber der Knabe ſagte: „Wenn du nicht zu ſchwach biſt zum Gehen, ſo komm mit mir.“ Ma erhob ſich leiſe, und heimlich gingen ſie aus ihrem Bau durch mehrere Höfe, bis ſie an eine Wieſe mit Lotosblumen kamen. Die Blumen waren ſo groß wie Schirme. „Warte hier“, ſagte der Knabe und ging fort. / Es dauerte nicht allzulange, da bog ein Mädchen die Lotosblumen auseinander, kam näher, und plötzlich ſtanden Ma und Tſchang O dicht vor einander und erkannten ſich, ihre Geſichter färbten ſich glühend, ihre Augen weiteten ſich zu doppelter Größe und ſtrahlten durch die Dunkelheit. Sie ſetzten ſich an die Erde, die weich wie ein Teppich war, da ſie dick mit abgefallenen Lotosblättern bedeckt war. Sie bogen rings um ſich die Blütenſchirme hinunter und legten Steine darauf, ſo daß ſie nach allen Seiten geſchützt waren. Sie erzählten ſich von ihrem früheren Leben und begannen ſich zu befühlen und zu küſſen. Und war es noch Abend, war es ſchon Morgen: Sie umſchlangen und liebten ſich und konnten nicht aufhören, ſich immer von neuem zu lieben. Sie machten aus, daß ſie ſich von nun an jeden Abend hier treffen wollten, nahmen die Steine von den Blättern, glätteten ihr Lager, damit niemand ihren Platz errate, und ſchieden. / Am nächſten Abend war Ma zuerſt da. Er wartete und wartete. Längſt ſah er von oben die Sterne durch das Waſſer ſchimmern. Er wartete die ganze Nacht, und Tſchang O kam nicht. Er ging am nächſten Abend wieder hin, wartete wieder, und Tſchang O kam wieder nicht. Eine ganze Woche ging das ſo. Da wurde Ma kränker als vorher, nachdem er nach

der erſten Nacht ganz geſund geweſen war. Mutter Hiä ſaß wieder an ſeinem Bett und ſtreichelte ihn. Einmal, mitten in der Nacht, ſtand plötzlich wieder der Knabe da. „Armer Ma," ſagte er, „Tſchang O iſt einem fremden König zum Geſchenk gemacht worden." Ma ſprang auf. „Führ mich hin", ſagte er. „Es iſt weit", ſagte der Knabe. „Und wenn ich bis an mein Lebensende gehen müßte," ſagte Ma, „führ mich hin." Sie gingen die halbe Nacht durch, gegen den Strom an. Endlich ſtanden ſie vor dem Schloß des Nachbarkönigs. Aber da waren nichts als hohe, dunkelgrüne Wände. Die einzige Tür war bewacht von vielen Männern. Ma und der Knabe mußten wieder zurück. / Nun wurde Ma ganz krank und man rechnete damit, daß er ſterben würde. Mutter Hiä ſaß auf dem Rand ſeines Bettes und weinte. „Weine nicht, Mütterchen," ſagte Ma, „vielleicht iſt für mich Sterben beſſer als Leben." „Ich weine nicht um dich," ſagte die Mutter, „ich weine um die arme Tſchang O. Sie iſt aus dem Fluß geſprungen." Da begann Ma ſo laut zu ſchreien und ſein ſeidenes Hemd zu zerreißen, daß die Mutter ganz verwundert war. Aber er gab auf keine Frage Antwort. / In der Nacht ſtand er heimlich aus ſeinem Bett auf und ging aus dem Haus, entſchloſſen, der Geliebten in den Tod nachzufolgen. Er ſprang ſo hoch er konnte. Aber er rannte überall mit dem Kopf gegen die grüne Decke des Fluſſes an. Er verſuchte die Wände des Schloſſes hinaufzuklettern, aber er fand keinen Halt und immer wieder trieben ihn die Wellen ab, die an den Wänden heftiger als anderswo vorbeiſtrömten. Endlich aber ſah er einen Baum, der höher als

das Schloß wuchs. Obwohl in dem Geäst ſich Wirbel bildeten, gelang es Ma, die Spitze des Baumes zu erreichen. Ganz hell war es da und die Oberfläche des Waſſers konnte nicht mehr weit ſein. Ma bog den äußerſten Aſt ſo tief er konnte und ſchnellte ſich mit ihm in die Höhe. Und ſiehe da! Es glückte ihm, er gelangte über das Waſſer hinaus und ſchwamm obendrauf. / Aber ſtatt den Tod zu finden, wie er dachte, ſah er geblendet wieder in die Menſchenwelt um ſich. Es gelang ihm, ſich unbemerkt an ein Boot zu hängen, und ſo kam er ans Ufer. Er ſah die Häuſer an und befühlte das Gras, und eine ferne Erinnerung kam ihm an die frühere Zeit. Er fand einen Weg und erkannte, daß es der Weg zum Häuschen ſeiner Mutter war. Und nun wußte er, daß er in die frühere Welt zurückgekommen war, ſein Herz ſchlug ſchnell und gleich machte er ſich auf den Weg zur Mutter. Er huſtete draußen und ſcharrte mit den Füßen: wie erſchrak die Mutter, als ſie ihn ſah, und fiel ihm um den Hals und küßte ſein ganzes Geſicht ab, ſeine Kleider, ſelbſt ſeine Schuhe. / Aber da trat aus dem Haus ein Mädchen hinzu. Ma ſah auf und erkannte Tſchang O. Zugleich erkannte Tſchang O Ma. Beide waren ſo erſchreckt, daß ſie keinen Laut über die Lippen brachten. Stumm ſtanden ſie da, bewegten ſich nicht aufeinander zu und färbten ſich ſo blaß, als ob ſie wieder zu den Toten zurückgekehrt ſeien. Aber endlich kam wieder Leben und Glanz in ſie, ſie umarmten und küßten ſich ſo, daß die Mutter ganz vergeſſen ſtand, und die Ausrufe ihrer Verzücktheit drangen durch das ganze Dorf. / Es war aber ſo, daß Tſchang O ſich aus dem

Fluß gestürzt hatte, weil sie sich Mutter fühlte und die Schande und Strafe fürchtete. Sie kam in die Menschenwelt zurück wie Ma. Sie erinnerte sich des Namens von Mas Mutter, den Ma ihr genannt hatte. Sie ging hin und fragte um Dienst. Da sie in Not war und bescheiden, nahm die Mutter sie auf. / Während die beiden Liebenden im Zimmer saßen und sich noch nicht satt aneinander sehen konnten, ging die Mutter heimlich zu dem Grabe Mas hin, in das sie ihn damals, als die Leute seinen Leichnam gebracht hatten, gelegt hatte. Da lagen die Knochen noch. Was war das? Sie fürchtete sich fast in das Haus zurückzugehn. Als sie aber das glückliche Gespräch der beiden von außen hörte, gewann sie Mut. Sie trat ein und fragte, ob Ma ein Geist sei. Da erzählten Ma und Tschang O alles. Die Mutter zündete ein Licht an und siehe da, es zeigte sich, daß die beiden wirklich keinen Schatten warfen. / Die Mutter fühlte sich dennoch ganz behaglich, als sie die blühenden Gesichter der beiden Geister sah. „Nur", sagte sie traurig, „werdet ihr nie ein Kind haben können." Aber auch darin täuschte sie sich. Tschang O gebar zur rechten Zeit einen Knaben, der vollkommen wie andere Knaben war und sogar Schatten warf. / Da lebten sie alle in vollem Glück, und nur die Nachbarn ahnten nicht, daß zwei Geister in der Hütte wohnten.

Der Jüngling und die vier Mädchen

Da waren einmal zwei junge Freunde, ſchwarz wie Ebenholz. Die ſaßen jeden Abend unter den Palmen mit den jungen Mädchen und trieben Scherz. / An einem Abend aber waren alle ernſt und ſtill. Denn es war durch Kundſchafter Nachricht gekommen, daß am nächſten Tag der Feind das Dorf angreifen werde. / „Ich werde den Häuptling töten“, ſagte der erſte Jüngling. Der zweite ſagte: „Leider muß ich zu Hauſe bleiben, meines kranken Fußes wegen.“ Der erſte: „Dann leih mir deine Lanze.“ Der zweite: „Gut, ich leihe ſie dir.“ / Noch in der Nacht kamen die Feinde. Der erſte Jüngling nahm die Lanze des Freundes, ſchlug mehrere nieder und bohrte endlich die Lanze in die Bruſt des Häuptlings. Der Häuptling entfloh mit der Lanze im Körper. / Die Krieger brachten den ſiegreichen Jüngling feſtlich auf ihren Schultern ins Dorf zurück. Die Trommeln wurden geſchlagen, die Trompeten geblaſen. Sein Heimatdorf überhäufte ihn mit Prunkkleidern, ſchenkte ihm viele Kaurimuſcheln und viele Ochſen. / Der Jüngling war müde und wollte ſich in ſeiner Hütte ſchlafen legen. „Wo iſt meine Lanze?“ fragte der Freund. Sein Geſicht war von Neid ganz entſtellt. „Deine Lanze iſt im Körper des Häuptlings ſtecken geblieben“, antwortete der

erſte. „Ich will meine Lanze wieder haben“, der zweite. „Ich gebe dir die Hälfte meiner Muſcheln und Ochſen dafür“, der erſte. „Ich will keine Muſcheln und keine Ochſen, ich will meine Lanze“, der zweite. Der erſte überlegte und ſagte dann: „Morgen will ich dir deine Lanze zurückbringen.“ / Als er ausgeſchlafen hatte, band er ein Pferd los und ritt davon. Vor dem Dorf wartete eines der jungen Mädchen und ſagte: „Warte, ich reite mit dir. Wenn du ſterben mußt, will ich mit dir ſterben.“ Er redete ihr vergeblich ab und ließ ſie endlich aufſitzen. / So kamen ſie zum Dorf der Feinde. In einem Teich badeten da mehrere junge Mädchen. Eine fragte: „Junger Menſch, wer biſt du? Was willſt du hier?“ Er antwortete: „Wer biſt du?“ „Ich bin die Tochter des Häuptlings.“ „Nun gut. Ich bin der, der deinen Vater mit der Lanze durchbohrt hat. Jetzt bin ich da, um meine Lanze wiederzuholen.“ Das junge Mädchen ſah ihn lange an und ſeine Begleiterin. „Komm mit,“ ſagte ſie dann, „ich will dir deine Lanze geben.“ Der Jüngling ſtieg ab, ließ Freundin und Pferd vor dem Dorf und ging ohne Furcht mit dem fremden Mädchen. / Die Leute im Dorf fragten: „Was iſt das für ein Fremder?“ Sie gaben aber beide keine Antwort und traten in das Haus des Häuptlings. Sie nahm mehrere Lanzen und fragte: „Iſt deine darunter?“ Er ſah alle genau an und ſagte: „Nein, ſie iſt nicht darunter.“ Sie brachte andere und zum dritten Male andere. Endlich ſagte er: „Hier iſt meine.“ Sie ſagte: „Warte hier, bis ich die anderen Lanzen zurückgeſtellt habe. Ich komme wieder.“ / Er wartete. Sie kam wieder und ſagte: „Jüngling,

ich liebe dich. Nimm mich mit dir. Aber ſowie ich auf deinem Pferd ſitze, werde ich des Scheins wegen anfangen zu ſchreien. Dann treibe dein Pferd, was du kannſt.“ / Sie gingen vors Dorf. Da ließ er beide Mädchen vor ſich aufſitzen und ſchlug das Pferd an. Sofort ſchrie die Tochter des Häuptlings: „Hilfe! Er entführt mich! Das iſt der, der meinen Vater durchbohrt hat.“ / Viele Reiter jagten hinter ihnen her und immer mehr. Sie kamen an einen Fluß. „Schnell, ſchnell,“ ſagte der Jüngling zum Fährmann, „ſetz uns über.“ „Nur, wenn du mir eins der beiden Mädchen ſchenkſt.“ Da nahm die Tochter des Fährmanns ein Ruder, ſchlug ihren Vater tot und ſetzte die beiden mitſamt dem Pferd über. Am andern Ufer aber ſagte ſie zu dem Jüngling: „Ich liebe dich, nimm mich mit.“ Er ließ ſie aufſitzen, ſo daß alle drei Mädchen vor ihm ſaßen, und ſie ritten davon. / Aber bald überkam ihn wieder eine ſo große Müdigkeit. Er legte ſich unter einen Baum und ſchlief. Die drei Mädchen ſaßen neben ihm, ſahen in ſein Geſicht und warteten. / Er wurde nicht mehr wach. Die Mädchen ſahen, daß er geſtorben war. Sie weinten, ſie rüttelten ihn — umſonſt. Sie ſchrien und riſſen in der Verzweiflung an dem Baum, als ob der helfen könne. Da trat eine Fee aus dem Baum und fragte: „Was gibt es denn? Was weint ihr ſo?“ Sie riefen: „Sieh, unſer Freund iſt tot. Der ſchönſte und mutigſte von allen.“ / Die Fee ſah den Geſtorbenen an. „Wenn ich ihn lebendig mache, kann er dann uns allen vieren gehören?“ „Ja, ja,“ riefen ſie, „wir ſind einverſtanden.“ / Die Fee benetzte ihren Finger mit dem Naß von ihren Lippen und beſtrich ihm die Augen

damit. Bald ſchlug der Jüngling die Augen auf, erhob ſich und ging im Gras. / Er nahm alle vier Frauen vor ſich auf das Pferd, ſaß ganz hinten, hielt die Lanze vor ſich auf dem Schoß. So ritten ſie in ſein Dorf hinein und das erſte, was er tat, war, daß er dem andern die Lanze zurückgab.

Die verlorene Schweſter

Es ſtarb einmal ein Elternpaar und hinterließ einen Sohn und eine Tochter, die noch ſehr jung waren. Sie blieben zuſammen in einer Hütte, fern von Nachbarn, und bekamen ſich jeden Tag lieber. / Wagatſcharaibu, der Bruder, hatte lange Haare und die Mädchen ſahen ihn gerne. Uweru, die Schweſter, aber fürchtete ſich ſehr, als er anfing, abends zu ſeinen Freunden zu gehn. „Immer ſchleichen Männer um die Hütte, wenn du fort biſt“, ſagte ſie. Aber er lachte ſie aus. / Da, in einer Nacht, kamen wirklich Männer, ergriffen Uweru und ſchleppten ſie fort. Als der Bruder heimkam, hörte er nur noch in der Ferne ihren Hilferuf. / Er klagte: „Wer wird mir nun meine Haare vorne ſcheren?“ und warf ſich ſofort in den Buſch, um ſie zu retten. Ab und zu noch hörte er ihre Stimme, aber er bekam ſie nicht zu ſehen. / Er ging und ging. Einen Monat lang. Immer noch ſah er ihre Spur. Aber es waren keine Menſchen mehr da, die ihm zu eſſen geben konnten. Die letzten hatten ihm geſagt: „Kehr um, wo willſt du denn da noch hin?“ Aber er trug einen Hut aus Leder und fing an, den Hut zu eſſen. / Einen Monat ging er und wieder einen Monat. Er ſah an ſeinem Schatten, wie dünn er geworden war.

Als der Hut aufgegeſſen war, fing er an, ſich von ſeinen Kleidern zu nähren, die auch aus Leder waren. / Längſt hatte er jede Spur der Schweſter verloren. Er ging nur immer in der Richtung weiter. Sein Haar wuchs zu einem dichten Wald zuſammen. Wenn er mit der Hand zufällig an ſeine Bruſt traf, tat er ſich weh, ſo ſcharf waren ſeine Rippen geworden. Von ſeinen Füßen blieb eine blutige Spur zurück. Und von Sonne und Ausſchaun fingen ſeine Augen an, blind zu werden. So war er drei Jahre unterwegs und die Leute dachten, daß er irrſinnig geworden wäre. / Eines Abends kam er an eine große Hütte, ſah eine Frau darin kochen und ging hinein und bat um etwas zu eſſen. Die Frau gab ihm etwas. Er ſaß im Schatten und ſah die Frau aus ſeinen entzündeten Augen an und ſagte: „So ſchön und voll wäre jetzt meine Schweſter, und ebenſo ſingend ginge ſie jetzt in der Hütte umher.“ Er legte ſich wie ein Hund vor die Tür und ſchlief die Nacht da. / Am nächſten Morgen ging er mit dem kleinen Sohn der Frau ins Kornfeld, um die Vögel zu vertreiben. Er warf mit Steinen nach den Vögeln und bei jedem Stein ſagte er: „Fliege fort, kleiner Vogel, wie Uweru fortgeflogen iſt und kam nicht wieder.“ / Am Abend ſagte der Junge heimlich ſeiner Mutter, was der Fremde immer für einen Spruch rufe. Aber die Mutter kümmerte ſich nicht darum. Ebenſo am zweiten und dritten Tage. Am vierten Tage aber ging ſie ungeſehn mit auf das Feld und hörte nun ſelber den Spruch. / Sie fragte den Mann, warum er dieſe Worte rufe. Er antwortete: „Ich hatte eine Schweſter, die hieß Uweru. Man hat

ſie mir nachts aus dem Hauſe getragen. Sie rief, aber ich konnte ſie nicht einholen. Jetzt bin ich drei Jahre auf dem Weg nach ihr, aber ich habe ſie nicht wiedergeſehn." / Da ſah die Frau ihn an, nahm ihn bei der Hand, drehte ihn zur Sonne, ſah ihn wieder an und begann plötzlich, laut aufzuweinen. „Ich bin Uweru," ſagte ſie, „biſt du wirklich mein Bruder? Ich habe dich nicht erkannt. Du warſt ſchön und voll. Du hatteſt gepflegtes Haar. Du hatteſt Kleider aus Leder und warſt jung. Aber nun dachte ich, du ſeieſt ein alter Mann. Komm ſchnell ins Haus. Ich will dich baden und kämmen und kleiden und ſehn, ob du mein Bruder Wagatſcharaibu biſt." / Sie ging zu ihrem Mann, ſagte ihm alles und erhielt zwei Schafe und zwei Ziegen, ſchlachtete ſie, gab dem Fremden das Fleiſch zu eſſen, ſchnitt und fettete ihm das Haar, nähte ihm aus den ſchwarzen und weißen Fellen ein ſchönes Kleid. Sie ſchenkte ihm Armbänder von Meſſing und Halsringe von Eiſen und ſagte: „Jetzt ſehe ich's. Ja, du biſt mein Bruder Wagatſcharaibu." Darauf gab ſie ihm einen Speer. Das war derſelbe, den ihr Mann getragen hatte, damals, als er ſie raubte. / Nun war die Stunde der Rache gekommen. Nun konnte er ins Haus gehn, nun konnte er kämpfen und töten. „Faſt noch ſehnlicher, als ich dich geſucht habe", ſagte er zu Uweru, „habe ich darauf gewartet, den Räuber zu finden und zu ſtrafen." / Er ging ins Haus. Da ſtand der Mann ohne Waffe und rührte ſich nicht und ſah ihn an. Da ließ Wagatſcharaibu die Hand ſinken, warf den Speer an die Erde und umarmte den Mann. /

Der Mann gab ihm Schafe, Ziegen und Ochſen. Wagatſcharaibu kaufte ſich ein Mädchen und ſie bauten ſich eine Hütte neben der Hütte der Schweſter.

Das ſchöne Kind

Eine Frau hatte eine überaus ſchöne Tochter. Obwohl das Dorf groß war und viele ſchöne Mädchen darin, kam keines dieſer einen gleich. Die Menſchen konnten nicht ſatt werden, ſie anzuſehn. Und Tjara jauchzte ſehr. / Wenn morgens die Mädchen alle zuſammen in die Wieſen gingen, die Schafe zu weiden, da ſtanden die fremden Leute und fragten: „Wem gehört das ſchöne Kind?“ Die Knaben brachten ihr Eiſenkugeln zum Geſchenk, die ſie ihren Schweſtern und Müttern wegnahmen. / Eines Tages trieben wieder alle Mädchen ihre Schafe zuſammen, um zum Fluß zu gehn. Sie kamen an den Kuhhirten vorbei. Die Mädchen fragten: „Na, wir ſind natürlich alle ſchön, aber welche iſt die ſchönſte?“ Die Hirten ſagten: „Natürlich, ihr ſeid alle ſehr ſchön. Aber ſoviel länger dieſer Mittelfinger iſt als die anderen, ſoviel ſchöner iſt dieſe eine da als ihr alle miteinander.“ / Dann kamen die Mädchen an den Holzfällern vorbei. Sie fragten auch die. Die Holzfäller ſagten: „So viel höher ſich dieſer eine Baum erhebt als alle andern, ſo vielmal ſchöner iſt dieſe eine unter euch als ihr alle zuſammen.“ Und Tjara jauchzte ſehr. / Die Mädchen fragten die Männer, die beim Beerenpflücken waren. „Alle ſeid ihr

ſchön," ſagten die Männer, „aber wenn man euch alle im Korbe hätte, dann würfe man euch doch weg für dieſe eine da." Und Tjara jauchzte ſehr. / Da wurden die Mädchen ſtumm und bekamen böſe Geſichter. Sie winkten einander zu, und die größte von ihnen flüſterte: „Geduld, es iſt noch nicht aller Tage Abend." Tjara aber ſpürte Unheil und vermochte nicht mehr zu ſingen. / Am nächſten Morgen ſtellte ſich Tjara mit ihren Schafen auf dem Sammelplatz nicht ein. Da gingen die Mädchen vor ihre Hütte und riefen: „Wo bleibſt du heute? Komm doch ſchnell." Tjara rief aus der Hütte: „Nein, ich kann heute nicht mitgehn, ich habe ſo arge Kopfſchmerzen." „Wir ſpielen", riefen die Mädchen. „Nein," rief Tjara, „meine Kopfſchmerzen ſind zu groß." Die Mutter hörte das und ſagte: „Ach was, geh doch mit deinen Freundinnen." / Da ſtand Tjara auf, holte die Schafe aus dem Stall und ging mit. / Alle jauchzten, nur Tjara war ſtill. Am Fluß ſetzten ſie ſich alle hin. Die größte rief: „Jetzt ſitzt einmal alle ruhig! Keine darf ſich umdrehn. Jetzt wollen wir etwas verſtecken." Da ſetzte ſich ein Kind Tjara auf die Herzgrube. „Aber was machſt du? Geh doch von mir hinunter", ſagte Tjara. Aber die andere hörte nicht darauf und machte ſich immer ſchwerer. „Du erdrückſt mich, ich ſterbe", keuchte Tjara. Aber die anderen Mädchen kamen und hielten die, die auf Tjaras Herzen ſaß, feſt. / Eine Freundin Tjaras war unter den Mädchen. Die rief: „Was tut ihr? Ihr tut das abſichtlich. Geh doch hinunter!" Aber ſie hielten das Mädchen auf Tjaras Herzgrube feſt, bis Tjara tot war. / Die Freundin weinte und ſagte: „Was ſollen wir nun zu Hauſe ſagen?" Als

ſie abends ins Dorf kamen, fragten die Beerenſucher, die Holzfäller und die Kuhhirten: „Wo iſt denn das Mädchen, das ſo ſchön iſt?“ Die Mädchen antworteten: „Sie hatte Kopfſchmerzen und iſt ſchon vor uns nach Haus gegangen.“ Die Männer ſagten alle: „Hier vorbei iſt ſie nicht gekommen.“ / Die Mutter des Mädchens ging noch in der Nacht an den Fluß und ſuchte. Aber ſie fand nichts. Sie ſuchte auch am nächſten Tag und fragte Reiſende, die daherkamen. „Ja,“ ſagte einer von dieſen, „da hinten liegt ein totes ſchönes Kind.“ / Die Mutter ging hin und weinte. „Was geſchieht doch alles an den Flüſſen!“ ſagte ſie, „jetzt müſſen die Frauen zur Trauer ihren Lederſchmuck ablegen.“ / Sie trug den Leichnam auf dem Rücken heim, und die Leute des Dorfs begruben ihn unter lauten Klagen.

Der Erretter der Welt

In Urzeit erſchien auf Erden ein Ungeheuer. Es hatte nur ein einziges Auge, das war ſo groß und gewölbt wie ein Hügel. Seine Zunge hatte eine Länge von einer Meile und ſein Schwanz hing über das Ende der Erde hinaus. Mit ſeinem Rachen konnte es einen Wagen mit zwei Ochſen auf einen Biß verſchlingen. Es kroch über Täler und Berge und leckte mit ſeiner Zunge Menſchen und Tiere in ſeinen Rachen. Schließlich gab es nicht Menſchen und nicht Tiere mehr auf Erden. Die Städte und Dörfer zerfielen. Schakale und Schlangen hauſten in den Trümmern. / Nur eine ſchwangere Frau hatte ſich, mehr um der Frucht ihres Leibes willen, in das tiefſte Dickicht des Waldes gerettet, wohin ihr das Untier nicht nachkommen konnte, weil es allzu dick vom Fraß geworden war. / Hier lebte nun die Frau und gebar bald einen Knaben. Als ſie ihn anſah, erſtaunte ſie ſehr, denn er hatte ſchon Zähne im Mund und konnte von der erſten Stunde an ſprechen. Da ahnte ſie, daß er von Gott geſandt war. / Der Knabe wuchs in einem Monat ſo groß heran wie andere in zehn Jahren. Sein Verſtand, ſeine Kraft, ſein Mut aber wuchſen ſo, daß er einem Manne von zwanzig gleichkam. / Er ſchmiedete ſich aus Eiſen einen mächtigen

Speer. Jeden Morgen zog er gegen wilde Tiere aus, die ſeine Mutter bedrohten, und tötete ſie. Selbſt gegen Löwen kam er auf, und kein Tier wagte ſich mehr in ſeine Nähe. Aber er kämpfte weiter, nur aus Freude am Kampf. Er ſuchte die Gefahr auf und hatte immer Verlangen, einen noch gefährlicheren Gegner anzutreffen, als es ſelbſt die Löwen waren. Die Mutter hörte den freudigen Aufſchrei ſeiner Stimme von überall her, wenn er im Ringen war, und ſie zitterte. / Eines Tages nun kam der Knabe unvermutet zu den Trümmern der Menſchenhäuſer. Heimgekehrt, fragte er ſeine Mutter, was für Leute da gewohnt hätten. Da erzählte ihm die Mutter von dem Ungeheuer, das dieſes Unglück über die Menſchheit gebracht hatte, und ſie warnte und flehte ihn an, nur ja nicht dem Tier zu nahe zu kommen. / Aber ſchon in der Frühe des nächſten Morgens machte ſich der Knabe auf den Weg. Die Mutter konnte ihn nicht halten trotz tauſend Tränen und Bitten. Er trug als Waffe nur ſeinen Speer. / Er ging Tag und Nacht. Seine Füße bluteten. Seine Augen ſchmerzten und entzündeten ſich vor lauter Ausſchauen. / Am dritten Tag endlich fand er etwas Dickes, Schwarzes durch den Wald liegen, eine Meile lang. Das war die Zunge des Tiers, das da lag und verdaute. / Blitzſchnell ſchlug der Knabe mit ſeinem Speer die Zunge in der Mitte entzwei. Er ging weiter. Da lag das Tier als ein ungeheurer langer Berg, der ſich vor Schmerzen wand und unter ſeinen Windungen tauſend Bäume zerbrach. / Plötzlich ſchnappte der aufgeſperrte Rachen nach dem Knaben. Noch ſchneller ſprang der Knabe zur Seite und

warf ſeinen Speer in das Auge. / Jezt war das Tier blind und der Knabe konnte nun drauf los ſtechen, bis das Tier tot war. / Beim lezten Stich hörte der Knabe drinnen im Bauch des Tiers ein Rind vor Schmerz brüllen. Nun taſtete er den Bauch ab und verſuchte, wo er ihn aufſchneiden könnte. An einer zweiten Stelle heulte ein Hund, an einer dritten Stelle endlich ſchrie ein Menſch: „Vorſicht! Du verwundeſt mich.“ / Da wollte er erſt ablaſſen. Aber dann dachte er: „Wenn ich euch auch ein wenig Schmerz zufüge, das iſt doch immer noch beſſer, als ihr es ſonſt gehabt hättet.“ Damit ſchnitt er den ganzen Bauch der Länge nach auf. / Da kamen ſie alle heraus, Menſchen und Tiere, blinzelten ins Licht und machten ſich gleich in langen Zügen auf den Weg nach ihren Dörfern. / Unterwegs fingen ſie an zu ſtreiten, als ſie die Tiere verteilen wollten, und konnten nicht zur Einigung kommen. Da wies der Knabe jedem das Seinige zu. Sie bauten ihre Häuſer wieder auf, und der Knabe zog mit ſeiner Mutter zu ihnen. / Eines Tages kamen die Älteſten der Leute zuſammen zu einem großen Rat. Der älteſte von allen ſagte: „Wir müſſen einen König haben. Nicht ich, nicht einer von euch, der Knabe ſoll es ſein.“ / Andere aber ſagten: „Er hat uns mit ſeinem ſcharfen Speer verwundet, das müſſen wir ihm noch heimzahlen.“ Die dritten ſagten: „Das geht doch nicht mit natürlichen Dingen zu. Das iſt doch kein Menſch. Das iſt ein Zauberer. Wozu brauchen wir ihn noch: Man muß ihn totſchlagen.“ / Gegen alles Zureden der Vernünftigen fielen die Böſen, die in der Überzahl waren, über den Knaben her,

alle auf einmal, und ſchlugen ihn mit Holzkeulen tot. / Aber einige Menſchen, darunter ſeine Mutter, ſahen ihn noch am gleichen Abend zum Himmel aufſteigen über eine ſilberne Treppe. Er hatte einen Schein um ſich wie ein Gott.

Der Knabe auf dem Stuhl

Mrile war ein Knabe, der immer ſtill an der Erde ſaß und die Palmen anſah, wenn ſeine beiden kleineren Brüder lärmten. / Eines Morgens ging er mit ſeiner Mutter ins Feld, um eßbare Wurzeln auszugraben. Da nahm er mit einem Male eine Wurzel in die Hand, wie etwas ganz beſonderes, das man nur leiſe anfaſſen durfte, und ſagte: „Sieh mal her, Mutter, hier iſt eine Wurzel, die iſt ſo ſchön wie mein kleinſter Bruder.“ Die Mutter aber ſagte: „Wie kann eine Wurzel ſo ſchön ſein wie ein Menſchenkind?“ Da verſteckte Mrile die Wurzel in ſein Hüfttuch, während die Mutter alles, was ſie geſammelt hatte, zuſammenband und heimtrug. / Als die Mutter in der Hütte war, legte Mrile ſeine Wurzel heimlich in die Höhlung eines alten Baumes. Den ganzen Abend ſaß er davor und hauchte ſie immer an. / Und ſogleich am andern Morgen ging er wieder hin. Da war die Wurzel über Nacht zu einem Menſchenkind geworden, nur ſehr klein, aber dabei ſchon ausgewachſen, mit lockigen Haaren, Zähnen und fertigen Fingerchen. / Mrile ſagte, er habe auf dem Felde zu tun, und ſeine Mutter gab ihm immer Eſſen mit. Das trug er alle Tage zu dem Kind in die Baumhöhle. Er ſelbſt aber kam immer magerer

zurück. / Da ſagte der Vater zur Mutter: „Was iſt das mit Mrile? Er wird ja immer magerer. Er geht ja ſchon ganz ſchwankend. Wo kommt das Eſſen hin, das er immer fortträgt?“ / Am nächſten Tag gingen ſeine Brüder ihm von fern nach. Da ſahen ſie, wie er das Eſſen in die Baumhöhle ſchob. Abends, als Mrile nach Hauſe ging, ſchlichen ſie hinzu und fanden das Kind unter einer Decke aus Grashalmen liegen. / Schnell kehrten ſie zurück und ſagten das der Mutter. Sie aber ſagte: „Was ſoll das für ein Kind ſein, das in einer Baumhöhle wohnt?“ Sie antworteten: „Komm doch mit, dann wirſt du es ſehen.“ / Sie führten die Mutter vor den Baum, und ſiehe: in der Höhle lag wirklich ein Kind, nicht ſchwarz, ſondern gelb von Haut wie Honig. Da nahm die Mutter einen Stein und tötete das Kind. / Als Mrile am nächſten Morgen mit dem Eſſen kam, fand er das Kind getötet. Er kehrte nach Hauſe zurück, ſetzte ſich in die dunkelſte Ecke und weinte. Die Mutter fragte ihn: „Warum weinſt du, Mrile?“ Er antwortete: „Es iſt der Rauch.“ Da ſagte der Vater: „Setz dich hierher auf die andere Seite.“ / Er aber weinte weiter. Sie fragten: „Warum weinſt du denn immer noch?“ Er antwortete: „Der Rauch, der Rauch.“ Da ſagte die Mutter: „Nimm dir Vaters Stuhl und ſetz dich vor die Hütte ins Freie.“ Er nahm den Stuhl, ſetzte ſich unter einen Baum, weinte aber immer weiter. / Als es Abend wurde, ſagte Mrile: „Stuhl, ſteig in die Höhe.“ Da ſtieg der Stuhl in die Höhe und blieb an dem Baum hängen. Nach einer Weile ſagte Mrile wieder: „Stuhl, ſteig in die Höhe.“ Der

Stuhl ſtieg über den Baum hinaus. / Gerade traten die zwei kleinen Brüder in den Hof und ſahen, wie Mrile zum Himmel auffuhr. Schnell riefen ſie die Mutter: „Mrile fährt in den Himmel hinauf!“ / Die Mutter ſagte: „Was ſchwätzt ihr da? Wie ſoll denn ein Menſch in den Himmel hinauf fahren?“ Die Kinder ſagten: „Komm doch ſchnell und ſieh!“ Die Mutter lief auf den Hof, um nachzuſehen, und da ſah ſie Mrile ſchon hoch oben und klein. Sie rief: „Mrile, kehr zurück! Kehr zurück, mein Kind! Kehr zurück!“ / Mrile aber antwortete und ſeine Stimme klang ganz dünn: „Ich kehre nie mehr zurück! Ich kehre nie mehr zurück! Mutter, ich kehre nie mehr zurück!“

Die Mondtochter

Kimanaueze hatte einen Sohn. Der wuchs heran und nahm ſeinem Vater den Platz in der Hütte weg. Zudem ſaß er immer mit einem unerklärlich traurigen Geſicht da. / „Warum heirateſt du nicht endlich?“ fragte der Vater. „Ich will kein Mädchen aus unſerem Dorf.“ „Dann nimm dir eine aus dem nächſten Dorf.“ „Ich will auch keine aus dem nächſten Dorf.“ „Dann lauf bis ans Meer und ſuch dir eine.“ „Ich will überhaupt kein Mädchen von dieſer Erde.“ „Was? Woher denn ſonſt willſt du eine nehmen?“ „Es müßte ſchon die Tochter von Sonne und Mond ſein.“ Die Verwandten und Nachbarn ſagten: „Wer kann da hinauf?“ / Der Sohn ging zum erſten beſten Vogel an der Straße. „Ich traue mich kaum über die Bäume, da fangen ja ſchon die Stürme an“, ſagte der Vogel. / Der Sohn ging zum Habicht. Der Habicht ſagte: „Ich kann nicht höher als die Berge, da fangen die Wolken an.“ / Der Sohn ging zum Adler. Der Adler ſagte: „Ich kann bis an die Wolken, aber da wird es ſo kalt, daß mir die Flügel frieren.“ / Da kam der Froſch und ſagte: „Schreibe getroſt einen Brief, ich befördere ihn hinauf.“ „Mach, daß du fort kommſt! Wenn die beſten Vögel ſich nicht

trauen, dann kommſt du daher:“ „Gib den Brief. Ich beſorge ihn.“ Da ſetzte ſich der Sohn an einen Tiſch und ſchrieb einen Werbebrief an die Mondkönigin. „Ich, der Sohn des Kimanaueze, bitte dich um Erlaubnis, deine Tochter heiraten zu dürfen.“ Dieſen Brief gab er dem Froſch. / Der Froſch ging zum Brunnen. Hierhin kamen auf dünnen Strahlen immer die Mägde der Mondkönigin, um Waſſer zu holen. Als ſie den Krug in den Brunnen hinabließen, ſchlüpfte ſchnell der Froſch in den Krug hinein. Die Mägde merkten nichts und trugen den Krug wieder hinauf. Als ſie oben den Krug im Vorraum abgeſetzt hatten, kletterte der Froſch hinaus, ſpuckte den Brief aus ſeinem Maul und legte ihn auf eine Ecke des Tiſches. Dann verſteckte er ſich. / Die Mondkönigin fand den Brief. Sie las ihn und fragte: „Der den Brief geſchrieben hat, wohnt auf der Erde. Ich aber wohne im Himmel. Wer hat den Brief heraufgebracht:“ Sie nahm den Brief und legte ihn gut fort. Abends ſchlüpfte der Froſch wieder in den leeren Krug und ließ ſich wieder mit hinunter tragen. Unten ſtieg er hinaus und ging ſogleich zum Sohne hin. „Dein Brief iſt abgegeben“, ſagte er. „Wo haſt du denn die Antwort:“ fragte der Sohn. „Warte nur ab,“ ſagte der Froſch, „es wird dir ſchon eine Antwort gebracht werden.“ / Aber ſechs Tage vergingen und es wurde keine Antwort gebracht. Da ſchrieb der Sohn einen zweiten Brief. Er ſchrieb ſo: „Ich habe noch keine Antwort erhalten. Sage entweder ja oder nein. Aber es iſt nicht höflich, überhaupt keine Antwort zu ſchicken.“ Der Froſch ließ ſich mit dem Brief

wieder hinauftragen und legte ihn heimlich wieder an dieſelbe Stelle. Als die Königin den neuen Brief fand, ſagte ſie zu den Mägden: „Bringt ihr immer die Briefe mit?“ Die Mägde ſagten: „Wir? Nein.“ / Nun ſchrieb die Königin eine Antwort. „Sohn des Kimanaueze, der du mir immer dieſe Briefe ſchreibſt, komm doch erſt einmal herauf und zeige dich. Auch bringe ein Brautgeſchenk mit, wie es Sitte iſt.“ Sie legte den Brief auf dieſelbe Tiſchecke, wohin der Froſch immer ſeine Briefe legte, und ging aus dem Vorraum hinaus. Der Froſch nahm den Brief, ließ ſich wieder heimlich im Krug hinuntertragen und brachte den Brief ſofort dem Sohn hin. / Der Sohn ſprang vom Bett auf, öffnete den Brief und las. „Alſo biſt du doch oben geweſen“, ſagte er zum Froſch. Noch in der Nacht ſchrieb er einen dritten Brief. So ſchrieb er: „Hier iſt mein Verlobungsgeſchenk. Teile mir nun weiter mit, wie hoch du das Hochzeitsgeſchenk ſelbſt wünſchſt.“ Dann nahm er acht Goldſtücke aus ſeines Vaters Schublade und gab ſie mit dem Brief dem Froſch. / Der Froſch ſagte: „Ich will alles beſorgen. Aber hinauf kann ich erſt am nächſten Abend, denn der Weg iſt für zweimal am Tag zu weit.“ Die Königin fand den Brief und die acht Goldſtücke richtig auf der Tiſchdecke. Sie las den Brief, und dann erzählte ſie alles ihrem Mann, dem Sonnenkönig. / Der Sonnenkönig war keineswegs erzürnt und ſagte: „Richte ein Eſſen her für den, der den Brief gebracht hat.“ Die Königin ſagte: „Ich kenne ihn ja nicht.“ Der König ſagte: „Richte es nur her und ſtelle es auf den Tiſch.“ Nun wurde

ein großes Huhn getötet und mit Mais zusammen gekocht. Alles wurde mit Tellern, Gabel und Messer auf den Tisch gestellt. Dann machten sie die Tür zu. / Der Frosch kam aus seinem Versteck, stieg auf den Tisch und ließ es sich schmecken wie noch nie. Er wischte sich sogar den Mund am Tuch ab. Dann versteckte er sich wieder. Inzwischen hatte die Königin ihre Antwort geschrieben. So schrieb sie: „Lieber Sohn des Kimanaueze, deinen Brief und das Verlobungsgeschenk habe ich richtig erhalten. Die Höhe des Hochzeitsgeschenkes aber beträgt sechsmal so viel.“ Diesen Brief nahm der Frosch wieder mit hinunter. / Sechs Tage brauchte der Sohn, um soviel Geld zusammenzubringen. Aber die Sorge war auch noch, ob der Frosch auch alles in seinem Maul hinauftragen könne. / Es ging trotzdem, wenn auch dem Frosch die Kiefer schmerzten. Dazu schrieb der Sohn so: „Hier ist das Hochzeitsgeschenk. Bald werde ich selbst kommen, um meine Braut zu holen!“ / Die Mondmägde wunderten sich doch, warum heute der Krug so schwer wäre. Aber sie hatten die letzte Nacht getanzt, zur Verlobungsfeier, und dachten, daß sie nur so sehr müde wären und ihnen deshalb der Krug so schwer vorkomme. / Diesmal ward für den Frosch ein ganzes Schwein gebraten. Er brauchte lange, um es hinunter zu bekommen. Aber er wurde doch damit fertig. Als er wieder auf der Erde war, fühlte er sich zu schwer, um noch in der Nacht zum Sohne hinzugehn. Deshalb verkroch er sich zwischen dicke Blätter und schlief erst einmal tüchtig. / Als er am nächsten Morgen, fast war es schon Mittag, zum Sohn hinkam, wartete

der ſchon ungeduldig mitten am Wege. „Das Hochzeitsgeſchenk iſt richtig abgegeben denen, bei denen ich war,“ ſagte der Froſch, „aber jetzt mußt du ſelbſt den Tag beſtimmen, an dem du deine Frau holen willſt.“ „Es iſt gut“, ſagte der Sohn. So vergingen zehn Tage. / Endlich kam der Sohn an den Brunnen und ſagte: „Froſch, ich brauche jemanden, der mir die Braut holt. Aber ich finde keinen. Jeder ſagt: Ich kann nicht an den Himmel. Was ſoll ich nun machen?“ „Unbeſorgt,“ ſagte der Froſch, „das iſt meine Sache.“ / Der Sohn aber ſagte bekümmert: „Die Briefe, ja, haſt du beſorgen können. Aber wie willſt du mir die Braut zuführen? Das kannſt du nicht.“ „Quäl dich nicht unnütz“, erwiderte der Froſch. „Und denk nicht ſo geringſchätzig von mir. Ich werde es ſchon machen.“ „Gut,“ ſagte der Sohn, „ich will es verſuchen mit dir!“ / Der Froſch ließ ſich noch am ſelben Abend hinauftragen und ging ſofort in das Zimmer, wo die Tochter der Mondkönigin ſchlief. Jetzt ſah er erſt, was das für ein ſchönes Mädchen war, wie er auf der Erde nie eins geſehn. Er nahm ihr ein Auge heraus, dann nahm er auch das andere heraus und band die Augen in ein Tuch. / Am andern Tag waren auf dem Mond längſt alle auf und bei der Arbeit. Nur die Tochter fehlte. „Wo iſt die Tochter?“ ſagten alle. Die Mutter ging zu ihr und fragte: „Warum ſtehſt du nicht auf? Gerade heute iſt ſo viel zu tun im Haus.“ Die Tochter ſagte: „Meine Augen ſind geſchloſſen; ich kann nicht ſehn.“ / Da ſchickte der Vater zwei Männer zum Wahrſager, damit ſie Rat holten. Die Männer ſagten nichts davon, warum ſie kämen

und was geſchehen ſei. Aber der Wahrſager warf mit den Zauberwürfeln und ſagte: „Jemand iſt krank. Und es iſt eine Frau, die krank iſt. Und es ſind ihre Augen, die krank ſind.“ Die Männer ſagten: „Es iſt ſo.“ Der Wahrſager würfelte wieder und ſagte: „Die kranke Frau iſt noch nicht verheiratet. Der Bräutigam hat ſie verzaubert. Das bedeutet: Schickt meine Braut zu mir. Sonſt muß ſie ſterben.“ / Die Männer gingen zum König und brachten ihm Beſcheid. Der König ſagte: „Alſo wollen wir noch eine Nacht ſchlafen. Dann, morgen, ſoll ſie zur Erde hinunter.“ / Schnell ſchlüpfte der Froſch in den Krug, ließ ſich zur Erde bringen, eilte, ſo ſchnell er konnte mit ſeinen kurzen Beinen, zu dem Sohn des Kimanaueze und ſagte: „Hallo! Morgen kommt deine Braut! Richte alles her.“ Da ſchlug ihn der Sohn und ſchrie: „Mach, daß du fortkommſt! Nie will ich dich wieder ſehn, du Lügner!“ Der Froſch ſagte nichts und ging zum Brunnen. Da verſteckte er ſich. / Am nächſten Abend kam auf den Strahlen des Mondes die Tochter der Mondkönigin zur Erde, zwiſchen vielen Mägden, die Kleider und Goldſchmuck für ſie trugen. Die Mägde weinten und konnten ſich noch gar nicht entſchließen, von der Tochter fortzugehn. / Aber die Tochter war ſehr freudig und winkte ihnen noch lange hinauf. Erſt als ſie ganz allein da ſtand neben dem Brunnen und die Mägde ſo fern geſtiegen waren, daß ſie ſie nicht mehr hörte, ward ſie voll Furcht. Das Rauſchen der Bäume, das ſie vom Mond her nicht kannte, machte ſie noch furchtſamer. Auch hörte ſie keinen Schritt von jemand, der kam, um ſie zu holen. Keine Stimme

rief ihr zur Begrüßung zu. Schon öffnete ſie den Mund, um wie ein Kind nach ihrer Mutter zu rufen, da ſpürte ſie etwas auf ihrem Fuß und dann hörte ſie eine Stimme: „Ich bin es, ich, der Froſch. Ich bringe dich zu deinem Manne.“ Zugleich band er die Augen aus dem Tuch und gab ſie ihr zurück. Da ſah ſie ihn und ſah die Bäume und den Glanz des Mondes und ging mit dem Froſch. / Die Hütte des Sohnes war ſchon verſchloſſen. Alles ſchlief ſchon. „Klopfe an!“ ſagte der Froſch. Da klopfte die Mondtochter an. „Wer iſt da?“ rief der Sohn. „Deine Frau ſteht hier“, rief der Froſch. Da kam der Sohn ſchnell vor die Tür. Er ſah die Braut an, und ſie ihn. Sie ſahen nur noch beide ſich an. „Komm morgen an den Brunnen und hole alle Kleider und Goldſachen, die da ſind“, ſagte der Froſch und ging davon. / Aber die beiden ſahen ſich nur an und gingen Hand in Hand ins Haus. Der Sohn war über und über beglänzt von dem Schein, den ſeine Frau um ſich hatte. Er brauchte nicht einmal Licht zu machen. / Aber am nächſten Morgen, da ſtanden alle Leute des Dorfes auf den Zehen und ſahen durch das Fenſter nach der Tochter der Mondkönigin. Da lachte ſie allen zu, rief ein paar Worte in fremder Sprache und verſteckte ihre Hände unter dem Kleid, weil ſie ſo leuchteten.

Die Mutter, die ins Waſſer ſprang

Ein wilder Mann war der König von Tonga. Immer war er auf Seefahrten, um zu rauben, am liebſten Frauen. Mit ihm fuhr alles, was an grauſamen und verdorbenen Männern auf Tonga war. / Eines Tages, als der König mit ſeinen Geſellen mitten auf dem Meer trieb, ſtieg eine ſchwarze Wolke am Himmel auf. Ein ungeheurer Wind ſchlug aus dem Waſſer haushohe Wellen hoch. Das Segel zerriß, der Maſt zerſplitterte. Das Boot jagte mit den Wellen die ganze Nacht dahin — wohin, wußte niemand. Die Ruder waren nicht zu gebrauchen. / Am nächſten Morgen war das Meer wieder ruhig und die Sonne ſtrahlte. „Welch ein Glück, daß wir wenigſtens das Leben gerettet haben," ſagte der König, „aber nun zu den Rudern, daß wir nach Haus kommen." / Alle griffen zu. Am Mittag mußten ſie abwechſeln. Eine Stunde mußte die eine Hälfte rudern, eine Stunde die andere Hälfte. Aber immer noch nicht zeigte ſich über den Waſſern irgendwo eine Bergſpitze. Die ganze Nacht durch ruderten ſie. Als auch am zweiten Morgen nichts als das Waſſer zu ſehen war, legten die Männer die Ruder weg und ſagten: „Wir können nicht mehr. Wir ſind zu ſchwach. Wir haben Hunger." / „Iſt denn nichts mehr zu eſſen da, gar

nichts mehr:“ fragte der König. „Gar nichts mehr“, ſagten alle. „Seht einmal im hintern Ende des Bootes nach, da gibt es noch was“, ſagte der König und winkte heimlich mit den Augen einem jungen Mann zu. / Im hintern Ende aber ſaßen die Frauen. / Der junge Mann ſtand auf und ging hin und war ſo ſchwach, daß er ſeine große Holzkeule kaum tragen konnte. Die Frauen richteten ſich mit Entſetzen ein wenig auf, denn ſie ahnten, was ſich ereignen ſollte. Der junge Mann ſuchte ſich die hübſche, gut genährte Talingo aus und ſagte: „Steh auf, Talingo, du ſollſt einmal zum König kommen.“ / Talingo ſtand auf, ihr Kind an der Bruſt, und ging ſchwankend und gelähmt dorthin, wo der König ſaß. Plötzlich hob der junge Mann die Holzkeule über ihrem Kopf hoch. / Talingo aber ſchrie auf und ſprang ſchnell ins Waſſer mit ihrem Kind. / „Schnell meinen Speer“, rief der König gierig lachend, ſetzte den linken Fuß auf den Bootsrand und ſchaute voll Spannung auf das Waſſer, um das Mädchen, ſowie es auftauchte, zu treffen. / Aber Talingo tauchte unter dem Boot her und kam auf der andern Seite wieder in die Höhe. Hier hielt ſie ſich feſt. Nach einiger Zeit ſagten alle: „Die Haifiſche haben ſie mit dem Kind gefreſſen.“ / Talingo, immer unter dem Holz verborgen, hörte, wie der junge Mann den König fragte: „Die erſte iſt mir entwiſcht, wen ſoll ich jetzt nehmen:“ Sie hörte den König ſchreien: „Jawohl, entwiſcht! Und jetzt wollen wir dich nehmen.“ Sie hörte, wie die Holzkeule den Jüngling traf, ſie hörte ſeinen Todesſchrei, ſie hörte das Geſchwätz der übrigen, die das Opfer zubereiteten und nun wieder heiter waren,

da es zu eſſen gab. Sowie es Nacht war, ließ Talingo das Boot los. Sie nahm ein Ruder, das unbeachtet da lag, während alle ſchmauſten, und ſchwamm leiſe fort, nachdem ſie das Kind auf die breite Schaufel des Ruders gelegt hatte. Sie ſchwamm und ſchwamm, ohne zu wiſſen, wohin. / Mehrere Tage mußte ſie auf dem Waſſer treiben. Sie ſäugte ihr Kind. Mit der freien Hand ſchlug ſie nach den großen Vögeln, die immer herankamen. Einmal, da ſie zu erſchöpft geworden war, erreichte einer dennoch das Kind und hackte ihm ein Auge aus. / Endlich aber ward Talingo von den Wellen an einen fremden Strand geworfen. Mit ihren letzten Kräften kroch ſie an den Fuß einer Palme und ſchlief da mit ihrem Kind ein. / Am nächſten Morgen kam ein altes Ehepaar an den Strand, das das Boot ins Waſſer ſchieben wollte, um zu fiſchen. Der Mann ſah zuerſt die Schlafende. Er ging hin, um ſie näher anzuſehen. Da erkannte er, daß die Frau tot war. „O Frau, komm einmal her,“ rief er, „ſieh doch, was es hier Trauriges gibt.“ Die Frau kam und weinte. Auch der Mann ſchluchzte auf. „Es ſind Fremde,“ ſagte die Frau, „ſie haben Schiffbruch gelitten. O, wie ſie noch jung iſt und hübſch. Welch ein Glück, daß wenigſtens das Kind noch lebt!“ / Sie löſten das Kind von der toten Frau, begannen gleich ein Grab zu graben und legten die Tote hinein. Da öffnete das Kind, das allein im Sand lag, ſein Auge und lächelte die alte Frau, die gleich herbeikam, an. Die alte Frau, die nie ein Kind gehabt hatte, wurde wieder ganz jung, färbte ſich über das ganze Geſicht und drückte das Kind an ihre Bruſt. Sie weinte, lachte und rief durch-

einander: „O, du ſollſt jetzt mein Sohn ſein. Mann, das iſt jetzt dein Sohn. Nun iſt unſere Hütte nicht mehr leer. Die Götter haben uns ein Geſchenk geſchickt.“ / Sie gingen ins Haus. Die Nachbarn liefen herbei und fragten, was das für ein Kind wäre. „Das iſt unſer Sohn“, ſagte die Frau und der Mann ſagte es ihr nach, „das iſt unſer rechter Sohn. Die Götter haben ihn uns über das Meer geſchickt.“ / In Freude und Arbeit wurde das Kind groß, ein ſchlanker, kühner Burſch, den die Eltern Matandua, Einaug, nannten. / Manchmal aber, wenn er nachts ſchlief, kam mit dem Wind eine klagende Stimme vom Strand, wo Talingo begraben war. Dann warf ſich der Knabe im Schlaf herum und begann zu weinen. / Einmal faßte ihn die alte Frau bei der Hand und weckte ihn. Da ſchreckte er in die Höhe und fragte ganz beſtürzt: „Wo iſt denn die Frau?“ „Welche Frau, mein Sohn?“ „O Mutter, ich habe eine Frau geſehn. Sie weinte. Ihre Tränen fielen wie Regen auf mein Geſicht. O fühl her, Mutter, ganz naß iſt ja mein Geſicht. Was iſt das für eine Frau? Das war kein Traum.“ „Deine eigenen Tränen haben dein Geſicht naß gemacht. Du weinteſt im Traum. Darum kam ich ja und nahm dich bei der Hand und weckte dich.“ Der Knabe ſagte: „Aber ich habe ſie geſehn. Sie war ſo ſchön, ihr Haar viel ſchwärzer als deins. Und wie hat ſie geweint! Wie ſchmerzt es mich, wenn ich an ihr trauriges Geſicht denke.“ Die alte Frau ſtreichelte ihn und ſagte: „Es war ein Traum. Leg dich wieder und ſchlaf.“ / Der Knabe ſchlief ein. „Es war ſeine Mutter,“ ſagte der alte Mann leiſe, „ſein Herz hat ſie er-

kannt. Was meinſt du? Wollen wir ihm nicht lieber alles erzählen?“ Die alte Frau flüſterte dagegen: „Still! Wer hat ihn groß gezogen? Jene, die tot iſt, oder ich? Wer iſt ſeine Mutter? Ich allein bin ſeine Mutter.“ / Der Knabe wuchs zum Jüngling heran. Ohne ihn wären die alten Leute ganz einſam geweſen und ohne Unterſtützung, nun, da ſie anfingen, hinfällig zu werden. Und er liebte ſie ſehr. / Aber die jungen Männer im Dorf waren ihm nicht gut geſinnt. Er hatte eine fremde Art, hielt ſich allein und ſchien ihnen ſtolz. Da er aber ſtark und behende war, hüteten ſie ſich vor ihm und ſpotteten nur hinter ſeinem Rücken. / Einmal kamen ſie alle berauſcht und der Sohn des Königs wollte Matanduas Vater mit einer Keule auf den Kopf ſchlagen. Da ſprang der Jüngling hinzu, ſchlug den Trunkenen nieder, riß die Keule an ſich, ſchwang ſie um den Kopf und rief: „Wer kommt nun dran?“ Auf das allgemeine Geſchrei kam der König ſelbſt herbei. Er ſah ſeinen Sohn mit Staub bedeckt, hörte alle an und ſagte: „Matandua hat recht.“ / Bei der Feldarbeit war Matandua immer der erſte, der mit ſeinem Stück Land fertig war. Beim Fiſchen war ſein Netz voll, wenn alle übrigen leer waren. Es war offenbar, daß irgend ein geheimnisvoller Geiſt ihm half. Einmal ſahen die Leute des Dorfs auch einen Schein über dem Waſſer. / Einſt ſollte ein neuer Tempel gebaut werden. Jede Familie erhielt ihren Anteil an der gemeinſamen Arbeit. Matanduas Familie ſo viel, als ob ſie aus zehn arbeitskräftigen Männern beſtanden hätte ſtatt aus einem Jüngling und zwei Greiſen. Das war des Königsſohnes, Kangolewus,

des „Dickſacks“, Rache. / Der Greis kam weinend nach Hauſe. Auch die Alte begann zu weinen: „Wie ſollen wir das leiſten? Wie ſollen wir ſo viel Seile herſtellen? Wie ſollen wir Bretter und Balken ſchneiden und tragen? Wir drei allein?“ Der Greis weinte noch lauter: „Nimm einen Strick und ziehe uns die Hälſe zu, Matandua, wir wollen nicht mehr leben.“ / „Ach was,“ rief Matandua, „zum Sterben iſt immer noch Zeit. Erſt wollen wir einmal einen Verſuch machen. Hier ſind Kokosfaſern. Jetzt werden Seile gedreht.“ Sie ſetzten ſich in die Hütte, alle drei, und begannen. Und ſiehe da: unter ihren Händen wuchſen die Taue wie von ſelbſt, ſo ſchnell, daß ſie kaum mit den Augen folgen konnten. Da arbeiteten ſie voll Staunen und ſchweigſam vor Ehrfurcht, denn ſie erkannten, daß ein überirdiſcher Geiſt ihnen half. / Ebenſo war es mit den Bäumen. Kaum hatten ſie im Walde die ausgeſucht, die ſie fällen wollten, und machten ſich unter Seufzen und Sorgen bereit, ans Werk zu gehen, da kam ein merkwürdiger Wind und warf die Bäume um. Zugleich riß er alle Zweige und Blätter ab, ſo daß ſie die Stämme nur noch fortzutragen brauchten. Als ſie ſie aufhoben, waren ſie ſo leicht wie dünne Stängelchen. Sie trugen ſie in einer Stunde zum Platz, wo der Tempel gebaut werden ſollte, und warfen ſie da ab. / Alle Menſchen, die herumſtanden und es ſahen, waren außer ſich vor Staunen. „Was iſt das für ein Holz?“ ſagten ſie. Als ſie aber ſelbſt verſuchten, die Stämme aufzuheben, waren ſie ſo ſchwer, daß ſie ſie nicht einmal rühren konnten. / Da kamen die jungen Männer zuſammen und ſagten: „So geht

es nicht. Er hat Hilfe von einem Geiſt. Wir müſſen ihn töten.“ Sie machten eine Grube und deckten ſie mit Zweigen und Gras zu. Dahinein ſollte Matandua fallen. / Als ſie nach getaner Arbeit unter übermütigem Sang nach Hauſe zogen, erblickten ſie im Mondſchein eine unbekannte, überaus ſchöne Frau. Sie war naß, als ob ſie eben aus dem Waſſer geſtiegen ſei, und ſtand mitten im Wege. / „Wer biſt du?“ fragte der Dickſack. Aber die Frau antwortete nicht und lief zurück. „Los, packt ſie!“ rief der Dickſack. Die Frau lief durch den Wald, ſo ſchnell, als ob ſie ſchwebe. Alle hinterher. Die Frau lief über die Grube weg, als ob da feſter Boden ſei. Alle hinterher, vergaßen die Grube, und plötzlich ein entſetzliches Schreien: der Dickſack war mit den zehn erſten in die Tiefe geſtürzt. Mit Mühe konnten die andern noch haltmachen. Sie flohen entſetzt ins Dorf und ſchrien. / Da klagten der König und alle ſehr. Als man hineilte, fand man drei junge Männer tot, die andern zerfetzt und blutig neben den ſpitzen Pfählen liegen, die ſie unten in den Grund der Grube eingepflanzt hatten. Der Dickſack war an der Hüfte gelähmt für immer. Vom Strande aber hörte man ein fremdes wildes Lied hertönen — das Siegeslied von Tonga. Und Matandua zu Haus lächelte im Schlaf. / Nur einer im Dorf kannte das Lied: ein blinder Greis, der es zu ſeinem Entſetzen in früheren Kämpfen allzu gut gehört hatte. Er ſchrie auf, zitterte am ganzen Leib, trat vor ſeine Hütte, ſah mit ſeinen leeren Augenhöhlen in die Luft und rief: „Wehe! Der Tod iſt im Dorfe! Ich kenne das furchtbare Lied!“ Blut brach ihm aus dem Mund

und er ſtürzte tot hin. / Schrecken fiel über das ganze Dorf. Niemand wagte mehr, Matandua ein Leid anzutun. / Und doch kam wieder ein Tag des Unheils. Matandua ſchlief mit ſeinen Eltern im Boot, ermüdet vom Heraufholen der Fiſchnetze und um gleich in der Frühe des nächſten Tages wieder damit zu beginnen. Da kam der Dickſack vorbei und als er die Drei ſchlafen ſah, kam die ungeſättigte Rachgier und Mut zugleich über ihn. Auf den Zehen ſchlich er über die Steine des Strandes, löſte leiſe das Seil vom Pflock, nahm die Ruder fort und ſchob das Boot ins Waſſer. Er horchte noch in die Nacht und ſah, wie das Boot von der Ebbe mit hinausgenommen wurde, bis es im Dunkel verſchwand. „Glückliche Reiſe, du einäugiger Hund!“ rief er noch mit heimtückiſchem Gelächter und ging nach Hauſe. / Matandua warf ſich im Traum von einer Seite auf die andere. Er ſah ſich im Traum mitten auf dem Meer treiben, nirgendwo war Land, ſeine Ruder waren fort. Er ſtürzte ſich auf die Knie und ſchrie zu den Göttern. Da ſah er etwas Schwarzes im Waſſer ſchwimmen und ſich nähern. Endlich erkannte er im Traum eine unſagbar ſchöne Frau, die ein Ruder vor ſich hertrieb. Auf dem Ruder ſaß ein Kind, das aus einem Auge blutete. Das war ja dieſelbe Frau, die er ſchon einmal im Traum geſehn hatte, damals, als ſein Geſicht ſo naß von Tränen geweſen war. Und wieder hörte er dasſelbe Weinen. Dann rief eine traurige, o ſo traurige Stimme ganz klar: „Matandua! Mein Sohn, o mein Sohn!“ Er wollte aufſtehn, aber ſeine Glieder waren im Traum wie gelähmt. Er fragte nur voll Ver-

wunderung: „Biſt du es, Mutter? Dein Haar iſt ja nicht mehr weiß?“ „Nein,“ ſagte die Stimme, „ich bin Talingo, deine rechte Mutter. Behalte ſie lieb, die beiden Alten, aber ich, Talingo, bin in Wahrheit deine Mutter. O mein Sohn, mein lieber Sohn.“ Dann erzählte ſie ihm alles. „Jetzt aber, mein Sohn, kehre zur Heimat zurück. Nach Oſten. Ohne Furcht. Ich werde dich leiten. Matandua, o mein Sohn, o Matandua!“ / Der Jüngling ſchreckte aus dem Schlaf auf, ſah auf das Waſſer hinaus und rief: „O Mutter, o meine Mutter, biſt du fort? Laß mich dich doch einmal im Wachen ſehn!“ / Aber nichts war zu hören. Zugleich erkannte er, daß er in Wahrheit mit den beiden Alten auf dem Meere trieb, und ſah ein Ruder neben dem Boot ſchwimmen. Sogleich ergriff er es und begann friſch, es einzutauchen. Als die beiden Alten erwachten, ſahen ſie das Boot mit den weißen Wellen dahineilen. Unbegreiflich ſchnell flog es vor dem Wind dahin, als ob es Segel hätte. Schon ſtiegen die Palmen einer neuen Küſte auf. „Wohin, wohin?“ riefen die beiden Alten erſchreckt. „Nach Hauſe!“ ſagte Matandua und ſang ein jauchzendes Lied. „Das iſt doch nicht unſer Haus? Das iſt doch nicht unſer Strand? Das iſt nicht unſre Inſel!“ / Da erzählte ihnen Matandua alles. Der Mann warf ſich ihm zu Füßen: „Verzeihe!“ Die Frau weinte und ſchrie: „Habe ich dich nicht behütet? Habe ich dich nicht gepflegt?“ Matandua lächelte ihnen zu und ſtreichelte ſie beide: „Ich behalte euch lieb. Seid unbeſorgt, ich bleibe euer Sohn immer und ewig. Darum ſollt ihr nun mit mir in meine Heimat. O, jetzt weiß ich, warum ich oft ſo traurig

war, und ihr konntet mir's nicht erklären. Seht die Palmen und die Hügel! Nie war ich hier und doch ist es mir, als ob ich alles so gut kennte. Hier wollen wir glücklich leben." / Sehr schwer war es, in der weißen Brandung die Einfahrt zu finden. Immer wurde das Boot zurückgeschlagen. Mehrmals kam es in Gefahr, zerschmettert zu werden. / Aber da kam ein kleiner grüner Vogel vom Land geflogen, setzte sich dem Jüngling auf den Kopf, flog wieder auf und immer kurz vor dem Boot her. „Wir wollen dem Vogel nachrudern", rief Matandua. Und bald waren sie durch die Brandung an dem ruhigen Strand. / Leute kamen. Friedliche Männer. Mädchen mit Blumen in den Haaren. / „Was ist hier für eine Insel?" fragte Matandua und alle Gesichter der Männer kamen ihm wie Gesichter der Brüder vor. „Tonga", antworteten alle. / „Wer ist König auf Tonga?" „Der, der König war, ist letzte Woche erschlagen. Ein guter Mann ist jetzt König. Komm zu ihm, Fremdling." / „Nicht Fremdling, nicht Fremdling," rief Matandua unter lautem Weinen und Lachen, „ich bin Talingos Sohn, das ist meine Heimat so gut wie die eure!" Und er umarmte alles, was ihm zunächst stand, immer zwei und drei zugleich.

Der Mann, der vor der Frau flieht

Longa-Poa war der ſtärkſte und mutigſte Häuptling in Tonga, auf ſeiner Inſel verehrt, auf den Nachbarinſeln gefürchtet. / Trotzdem war da jemand, vor dem er zitterte. Das war Fekai, ſeine Frau, die Tochter eines Königs, von mächtiger Geſtalt und mit einer lauten Stimme. Sie war herrſchſüchtig und erfüllte das ganze Haus vom Morgen bis zum Abend mit Schrecken. Aber Longa-Poa durfte ſie nicht ſchlagen wie andere Männer ihre Frauen, denn als die Tochter eines Königs war ſie geheiligt. / Einmal kam Longa-Poa von einer Kriegsfahrt zurück und brachte große Reichtümer mit, denn die Feinde hatten aus Furcht vor ihm auf jeden Kampf verzichtet und Tribut gezahlt. Ein Schwein wurde geſchlachtet und Longa-Poa und ſeine Gefährten vom König und den andern Männern ſehr gefeiert. / Aber dann mußte er nach Hauſe, langſam ging er. Er kam gerade hinzu, wie ſeine Frau ein Mädchen bei den Haaren hielt und ſchlug. „Na, da biſt du ja wieder, du großer Held“, ſagte ſie ſpöttiſch und ſchlug dabei das Mädchen weiter. „Ja, da bin ich wieder,“ ſagte Longa-Poa ruhig. „Na, wo haſt du die toten Feinde? Daß wir ſie gleich zum Mittagmahl aufs Feuer ſetzen.“ „Diesmal gibt es keine toten

Feinde. Es iſt gar nicht zu einem Kampf gekommen. Aber dafür bringe ich große Beute mit.“ / Da riß Fekai dem Mädchen einen Haarbüſchel aus und warf ihn ihrem Mann ins Geſicht. „Dann friß das zum Mittageſſen,“ ſchrie ſie und hatte weißen Schaum vor dem Mund, „du feiger Hund!“ Sie ſchlug mit einem Knüppel auf ihn los. Er lief aus dem Hauſe, ſie immer hinter ihm her, immer ſchlagend, bis ihr der Atem ausging und ſie zurückbleiben mußte. / Longa-Poa ſetzte ſich an den Strand, deckte die Hände über das Geſicht und weinte laut. Da kamen alle ſeine jungen Gefährten, ſetzten ſich um ihn und ſchwiegen voll Trauer. / „Seid ihr alle hier?“ fragte Longa-Poa endlich. Alle waren da. „Schnell, Jungens, das Boot ins Waſſer!“ Unter frohem Geſang geſchah das. Dann ſtand Longa-Poa auf, trat groß und gerade unter die Jünglinge und ſagte: „Ich ziehe fort, meine Freunde. Ganz fort von Tonga. Ich will nicht mehr mit dieſer Frau zuſammen auf einer Inſel wohnen. Wer Furcht hat, bleibe hier, bei den Weibern. Wer mich aber lieb hat und Mut hat, der komme mit mir, eine neue Heimat zu ſuchen. Groß iſt die Erde.“ / Erſt waren die Jünglinge ſtumm. Heimlich ſahen ſie einander an. Aber dann ſagte Pulu: „Ich gehe mit.“ Dabei liefen ihm die Tränen aus den Augen, denn er dachte an die ſchöne Fonua, die er morgen unter großen Feſtlichkeiten hätte heiraten ſollen. / „Wir gehen alle mit,“ ſagten da die andern, „möge es zu einem neuen Leben ſein, möge es zum Tod ſein im Kampf oder auf der großen Waſſerwüſte.“ / Sie luden ſchnell Nahrung aller Art und Waſſer ins

Boot, und als der Abend den Himmel färbte, ſahen ſie ſchon kein Land mehr um ſich. Moala, der Spielmann, begann ein Lied, und alle ſtimmten mit ein, im Takt rudernd. Als aber die Worte kamen: „Hinunter iſt die Sonne, fort das Land“, da fing Moalas Stimme zu zittern an wie die Stimme eines Knaben, der weinen will. Alle ſenkten den Kopf und alle weinten laut auf, als ſie an die Heimat zurückdachten, an ihre Häuſer, Felder, Verwandten, Freunde, was alles da im fernen Dunkel lag und was alles ſie nun nie mehr ſehen würden. / Aber da ſtimmte Longa-Poa ein Kampflied an. Das erzählte von Mut und Sieg und Beute. Und bald hoben alle die Köpfe und ſtimmten mit ein, daß es über das Waſſer dröhnte, und ihre Herzen ſchwollen an vor Luſt und Hoffnung und Wagemut. / Viele Tage ſegelten und ruderten ſie. Immer war nur Waſſer um ſie her. „Wir ſind über die Grenze der Erde hinausgefahren“, ſagten ſie, „hier kommt nur noch Waſſer.“ / Aber da kamen doch noch viele Länder. Sie legten an und ſtießen wieder ab. Nirgends mochten ſie bleiben. Das Schiff war ihr Haus und die See ihre Heimat. / Was erlebten ſie alles an Abenteuern, an Schickſalen! Moala, der Spielmann, wurde auf einer Inſel erſchlagen, als er Brennholz auflas. Darauf erſchlug Longa-Poa alles, was an Menſchen auf der Inſel wohnte, und ſie iſt heute noch unbewohnt von allem Lebendigen. / Dann war es Pulu, der ſeine Verlobte vergaß und heimlich bei einem Mädchen im Walde blieb und die Gefährten allein davonfahren laſſen wollte. Aber das Mädchen verriet ihn und er wurde er-

ſchlagen. Als Longa-Poa ihn ſuchte am nächſten Tage, kam er gerade hinzu, als ſie alle dabei waren, den Leichnam zu verſpeiſen. Da wurde auch auf dieſer Inſel nichts Menſchliches am Leben gelaſſen. Bis in die Berge verfolgte Longa-Poa die letzten, um den gemordeten Freund zu rächen. / Wie oft waren ſie auf der Waſſerwüſte verloren, krank vor Hunger und dem Sterben nahe vor Durſt! Einmal aber ſtrandeten ſie mit dem Boot auf einem ungeheuren Wal. Sie kletterten auf den Fiſch hinauf, ſtießen ihre Speere in ihn hinein, kämpften mit ihm, bis ſie ihn töteten. Da kannte ihr Jubel kein Ende. „Wir ſind groß wie die Götter!“ riefen ſie in ihrem Übermut. / Da begann ihr Unglück. Denn die Götter hörten ihre Rufe und wurden zornig. Sie berieten, wie man dieſe Menſchen ſtrafen könnte, die allzu verwegen auf ihrem kleinen Schiff geworden waren. / Zuerſt kam ein Sturm. Der zerriß das Segel und zerſplitterte den Maſt. Wehrlos trieben ſie auf den Wellen. Tag und Nacht und viele Tage und Nächte, vor Hunger bald zu ſchwach, das viele Waſſer aus dem Boot zu ſchöpfen. / Da ſchien Rettung zu kommen. Sie trieben an eine Inſel und kletterten ans Land. Hier wollten ſie ſchlafen und neue Kräfte ſammeln und Nahrung ſuchen. Aber in der Nacht, als ſie erſchöpft im Schlaf lagen, wurden ſie überfallen. Drei wurden erſchlagen, ohne daß ſie erſt die Augen aufgemacht hatten. Zwei ſtürzten im Kampf. Longa-Poa erhielt einen Pfeil mitten in den Arm. Dennoch gelang es ihnen, die Feinde zurückzutreiben. Sie brannten das Dorf nieder, trugen reiche Schätze in das Boot, machten einen neuen Maſt und ein

neues Segel und fuhren wieder auf das Meer hinaus. / Wären ſie am Land geblieben, die Unraſtigen! Auf dem Waſſer gehörten ſie wieder dem Zorn der Götter. Denn nun kam das letzte Unglück und das Ende. / Wie ſo oft ſchon, befahl Longa-Poa wieder einmal einem der jungen Männer, auf den Maſt zu klettern und nach Land auszuſehen. „Nichts, gar nichts," rief der Jüngling von oben. Aber im ſelben Augenblick rief er auch ſchon: „Doch! Ein Segel! Ein Segel!" / Alle ſprangen auf, alle griffen nach ihren Waffen, mit einem jauchzenden Geſchrei. Das Steuer wurde gedreht, ſcharf ging es auf das fremde Schiff zu. Als auch das fremde Schiff mit vollem Segel und weißem Schaum vorne herankam, ſtimmten alle das Kriegslied an. / Schon ſetzten ſie den Fuß bereit, um beim erſten Zuſammenſtoß auf das feindliche Boot zu ſpringen und alles mit den Holzkeulen zu erſchlagen, da ſtieß plötzlich Longa-Poa den Steuermann beiſeite und drehte ſcharf das Ruder. Die Seinen ſtanden bewegungslos vor Schreck. Von dem fremden Boot aber kam ein teufliſches Gelächter. Alle zitterten, als ſie dieſe Stimme hörten und erkannten — das war Fekais Stimme! / „Da ſeid ihr endlich, ihr Schufte!" ſchrie das Weib hoch aufgerichtet herüber, „ihr kühnen Seefahrer, ihr Helden göttergleich! Endlich haben wir euch erreicht, ihr feigen Verräter! Warum macht ihr euch denn davon? Seht doch einmal her, was für Geſchenke ich euch, meinen Lieblingen, mitgebracht habe!" / Aus dem Boot tauchten wilde Geſichter auf. Longa-Poa und die Jünglinge erkannten, daß alles da verſammelt war, was ſie an Todfeinden,

an heimtückiſchen und gemeinen Kerlen auf Tonga zurückgelaſſen hatten. Jeder, den ſie einmal im Kampf beſiegt, alle, denen ſie einmal ein Unrecht zugefügt hatten, waren da, gierig nach Rache, in dreifacher Überzahl, mit blutunterlaufenen Augen, mit ſchreiendem Mund und den fürchterlichſten Waffen. / Schon ſchwang Fekai, in der Spitze des Bootes ſtehend, den Speer in ihrem ſtarken Arm. Da floh Longa-Poa vor ſeinem Weibe. Alle Ruder ſetzten ſie ein und flohen vor den Feinden dahin. / Aber dicht hinter ihnen blieb das Boot. Kein Boot war ſchneller, keins langſamer. Bis zum Abend durchſchnitten ſie ſo das Waſſer. In der Nacht noch — wenn ſie gedacht hatten, zu entkommen, welche Täuſchung! — hörten ſie Fekais Stimme immer dicht hinter ſich, voll Hohn, daß ihnen vor Scham das Herz ſtill ſtand und die Hände lahm wurden. / Vier Tage und vier Nächte dauerte dieſe ſchreckliche Jagd. Endlich ſah Longa-Poa eine Inſel. „Ans Land!“ rief er, „wir kommen zuerſt hin. Wir ſtellen uns auf und empfangen ſie ſo, wenn ſie aus dem Boot wollen. Dann ſind wir im Vorteil.“ / Fekai ſchrie und frohlockte: „Jetzt gehn ſie ans Land! Jetzt haben wir ſie!“ Schneller noch als vorher ſchoß ihr Boot heran, als ob es ſelber ein Menſch geworden ſei, blutdürſtig. / Aber da gerieten beide Boote zugleich in die Brandung. Da beide übereilt und ohne Sorgfalt gelenkt wurden, drehten die ungeheuren Wellen beide im Kreiſe. Weißes Waſſer ſtürzte hinein. Derſelbe gewaltige Wirbel erfaßte ſie und riß ſie gegen einen ſenkrechten Fels. / In dem Fels war eine große Höhle, ein ſchwarzes Loch. Dahinein jagte das Waſſer

mit einem entsetzlichen Donner. Das war eine der Stellen, wo die Seelen der Toten in das Geisterland hinabsteigen. / Beide Boote schlugen hart aneinander. Aber jetzt dachte niemand mehr daran, zu springen und die Keule zu heben. Stumm hockten sie alle da und hielten sich am Holz des Bootes fest, mit starr aufgerissenen Augen. Selbst Fekai war vor Entsetzen stumm geworden und lag auf den Knien und klammerte sich an den Beinen der nächsten Männer an. / Ihr Boot mußte zuerst mit dem Wassersturz in das Loch. Nie in ihrem Leben noch hatte ihr die Zunge still gestanden. Aber jetzt brauste sie stumm in den Tod. / Longa-Poa sah ihr Boot verschwinden. Und obwohl sein Boot schon mit der Spitze sich dem Loch näherte, kam ein Lachen über sein ganzes Gesicht. „Sie ist fort!“ schrie er und ward von neuem Mut erfaßt. „Springt! Springt!“ schrie er, tat selbst einen ungeheuren Sprung und ergriff einen Strauch, der aus dem Fels wuchs. Hoch schwang er sich und, von der Spitze einer Welle umsonst verfolgt, ersprang er mit den Füßen den Fels. / Aber er stand und hing da allein. Unter ihm schoß das Boot mit allen in das schwarze Loch. Nur ein Jüngling noch hatte mit den Händen den Fels erfaßt. Er sah noch zu Longa-Poa auf, dann riß ihn das Wasser hinunter. / Allein stand und hing Longa-Poa da. Im Schmerz um die Freunde wollte er sich hinunterstürzen und ihnen folgen. Aber sein Herz schlug allzu befreit und allzu stark in gewaltiger Lebensfreude. „Fekai ist fort! Sie ist nicht mehr!“ schrie und weinte und lachte er. / Er kletterte unter unsäglicher Mühsal und Gefahr über den Fels. Bis

er den Wald erreichte. Er legte ſich unter einen Baum, um wieder zu Kräften zu kommen. Aber als er die Augen ein wenig ſchloß, ſchlief er ein und lachte im Traum und hatte wieder das Geſicht, das er hatte, als er zwanzig Jahre jünger und ein Knabe war.

Die ſieben Schweſtern

Ein Mann, mit Namen Wurunah, hatte einmal Streit mit ſeiner Mutter und ſeiner ganzen Familie. Er kam ſich von allen verlaſſen vor und ging aus ſeinem Dorf fort in den Wald. / Lange ging er, Tag um Tag, und manches Schreckliche mußte er durchmachen. Einmal ſah er Menſchen im Wald zuſammenſitzen, und ſchon wollte er voll Furcht ſich zur Flucht wenden, da ſah er, daß es ſieben Mädchen waren. / Er trat zu ihnen hin und bat ſie um ein wenig zu eſſen. Als ſie ſahen, daß er allein und ganz ſchwach vor Hunger war, boten ſie ihm freundlich an, für die Nacht auf ihrem Lager zu bleiben. / Er ſah ſie immer an, ſo anmutig waren ſie. „Wer ſeid ihr?“ fragte er. „Sieben Schweſtern“, antworteten ſie. „Von welchem Stamme?“ „Von einem ſehr fernen, ſehr fernen Stamme.“ / Am nächſten Morgen ſtellte er ſich, als ob er für immer Abſchied nähme und fortginge. Aber er verſteckte ſich nur hinter einem Buſch. Von hier beobachtete er, wie die ſieben Schweſtern Stöcke nahmen und anfingen, einen Ameiſenhügel aufzugraben. Dann ſetzten ſie ſich und richteten ſich unter Lachen und Geſang ein Mahl von den Ameiſen. Ihre Stöcke aber warfen ſie abſeits. / Leiſe ſchlich Wurunah ſich hinzu und nahm zwei von den Stöcken fort. /

Als die Mädchen geſättigt aufſtanden und ihre Stöcke holen wollten, mußten zweie nach den ihren ſuchen, während die fünf andren ſchon zu ihrem Nachtlager zurückgingen. / Da ſprang Wurunah vor und ergriff die beiden Mädchen. „Habt keine Furcht,“ ſagte er, „ich mag nicht länger allein ſein im Wald. Ich will zwei Frauen haben. Kommt in Güte mit mir.“ / Die beiden Mädchen weinten und ſchrien und wehrten ſich umſonſt. Aber endlich, als ſie ſahen, daß alles umſonſt war, gingen ſie mit ihm. „Unſer Stamm wird uns eines Tages ſchon holen“, ſagten ſie. / Darum ſchritt er ſchnell mit ihnen aus und wanderte in eine ganz entfernte Gegend. / Hier lebten ſie in Frieden viele Wochen zuſammen. Wurunah ging auf die Jagd und die Mädchen bereiteten auf dem Feuer, was er an Beute mitbrachte. Abends ſaßen ſie und erzählten ſich und ſangen und ſchmückten ſich alle drei mit Blumen. / Einmal aber wollte das Feuer nicht brennen. „Geht und brecht mir da von den beiden Tannen Zweige ab“, ſagte Wurunah. / „Nein,“ ſagten ſie, „wenn wir zu den Tannen gehn, kommen wir niemals wieder.“ „Was?“ lachte er, „wollt ihr weglaufen? Ich werde euch mit dem Knüppel zurückholen. Marſch, vorwärts!“ Alſo gingen ſie und nahmen zwei Steinbeile mit. Wurunah hörte ſie kräftig in die Zweige hineinſchlagen. / Als es aber dann ſtill wurde, trat er vor, um nach ihnen zu ſehen. Und was ſah er? Die Zweige hatten nach den beiden Mädchen gegriffen und ſie von der Erde aufgehoben. / Wurunah ſchrie und lief hinzu. Aber da wuchſen vor ſeinen Augen die Tannen immer höher und nahmen die Mädchen mit hinauf. Bis in den

Himmel wuchſen die Tannen und immer mehr entfernten ſich die Mädchen von der Erde. Kaum waren ſie noch zu erkennen. Es war Torheit, daß Wurunah ſchrie, ſie ſollten herabkommen, denn ſie waren ſchon ſo hoch, daß ſie ſeine Stimme gar nicht mehr hören konnten. / Endlich berührten die Spitzen der Tannen den Himmel, und Wurunah ſah, wie der Himmel ſich öffnete und die fünf Schweſtern der Mädchen die Arme herausſtreckten. Mit den Händen ergriffen ſie die beiden Mädchen und zogen ſie in den Himmel hinein. / Sieh zum Himmel auf, da ſiehſt du die ſieben Schweſtern dicht beieinander als Sterne. Meamei nennen die Schwarzen ſie und die Weißen nennen ſie Plejaden.

Die vergebene Flucht

Ein Jüngling namens Wimbakobolo und ein Mädchen namens Purleemil hatten ſich heimlich vom Dorf davongemacht. Das gab eine große Aufregung, denn die anmutige Purleemil war dem greiſen Häuptling Tirlta verlobt. / Die Alten ſaßen bis in die Nacht zuſammen, um zu beraten, jeder wollte etwas anderes tun. Aber da kamen die Jungen ſchon daher, die auf flinken Füßen die Spur der Flüchtlinge verfolgt hatten, und riefen: „Zu ſpät! Sie ſind zu unſern Nachbarn entwiſcht! Die geben ſie nicht heraus!“ / Der weißhaarige Tirlta aber, Schaum des Alters und der Wut vor dem Mund, ſchrie: „Waffen her! Alle mit! Wir werden ſie zurückholen. Wir werden Wimbakobolo töten. Ob ich Purleemil töte oder am Leben laſſe, werde ich mir noch überlegen.“ / Alle bemalten und bewaffneten ſich und ſchlichen zwei Tage lang der Spur nach. Am Abend ſahen ſie das Lagerfeuer der Nachbarn. Sie ſandten zwei Boten und forderten die Herausgabe der Flüchtlinge. / „Schickt mich nicht zu dieſem runzeligen Tirlta zurück,“ flehte und weinte die Verlobte, „zwei Frauen hat er ſchon erſchlagen. Ich will nicht die dritte ſein.“ / Wimbakobolo aber ſagte: „Was ſchreiſt du? Ich gebe dich doch keinem heraus. Eher erſchlage ich dich ſelbſt.“ Er trat vor

die Boten, die bisher ſeine Freunde geweſen waren, und ſagte: „Iſt Tirlta ein Mann — warum kommt er dann nicht und kämpft allein mit mir?“ Dann drehte er ſich zu den Männern des fremden Stammes und ſagte: „Ihr Männer! Ihr, die Fremden, habt uns Hungrige geſpeiſt. Ihr habt uns Müden ein Lager hergerichtet. Schon lange habe ich dieſes Mädchen in meinem Herzen lieb und ſie mich. Wir werden nie zu den Unſern zurückkehren. Laßt uns bei euch. Ich bringe euch einen ſtarken Arm und einen ſchnellen Mut mit.“ Dabei reckte er ſich ſchön und ſtattlich in die Höhe. / Die Männer gingen abſeits und berieten. Die Frauen und Mädchen miſchten ſich hinein und ſagten: „Laßt doch dieſe beiden, die ſich lieb haben, bei uns bleiben.“ Die Männer ſagten: „Wir können ſeinen Arm brauchen. Sein Mädchen wird die Mutter tapferer Söhne werden.“ Dann ging der Älteſte zu den Boten und ſagte: „Wir geben die beiden nicht heraus. Tirlta möge doch herauskommen ins Feld und mit Wimbakobolo kämpfen.“ / Die Boten gingen. Wimbakobolo und die Männer des fremden Stammes warteten. Einen ganzen Tag lang. Aber kein Tirlta zeigte ſich. Er zog mit ſeinem Stamm nach Hauſe. / Friedlich lebten Wimbakobolo und Purleemil bei dem neuen Stamm und wurden die Lieblinge aller. Als der Herbſt kam mit dem kalten Wind über dem Fluß, brach der Stamm die Zelte ab und wanderte tiefer in den Wald hinein, wo mehr Feuerholz war für den Winter. / Im erſten Frühling wurde dem jungen Paar ein Sohn geboren. Die Leute des Stammes ſcherzten mit ihm und brachten ihm Spielzeug. Die Mutter, als ſie das Wohlgefallen

aller ſah, leuchtete vor Stolz. Und der Vater fing ſchon an, Waffen zu ſchnitzen für die Zeit, da der Knabe groß ſein würde. Purleemil ſang dazu neue Lieder, die ſie aus ſich ſelbſt fand, von ihrem Söhnchen, das ewig leben und der Schönſte von allen werden würde. Der Vater hörte zu, wenn Purleemils Stimme klang, und der Säugling krähte und lachte. Manchmal ſah er von ſeiner Schnitzerei auf und zu Frau und Kind herüber, daß alle lächeln mußten über ſeinen glücklichen Stolz. Mitglücklich war der Letzte des Stammes, daß ſie die beiden Menſchen nicht ausgeliefert hatten. / Als der Sommer kam und alles ſich rüſtete, um zu den alten Jagdplätzen zurückzukehren, hörte Purleemils Geſang auf. Ein dunkler Schatten war auf ihr Geſicht gefallen, ihr Herz vermochte nicht mehr zu atmen. „Laß uns nicht mit den andern zurückgehn,“ flehte ſie ihren Mann, „laß uns hier bleiben.“ / „Wie?“ ſagte ihr Mann, „nein doch! Der Stamm würde mich mit Recht feige nennen.“ „Beſſer ſich feige nennen zu laſſen als unſer Söhnchen zu verlieren“, ſagte Purleemil. „Was ſoll ihm geſchehn, wenn wir bei ihm ſind, hier oder da?“ „Ich höre Stimmen im Wind. Sie ſagen mir, daß Unglück nah iſt.“ „Vielleicht für den ganzen Stamm, dann dürfen wir ihn um ſo weniger verlaſſen.“ Purleemil drückte ihr Kind an die Bruſt und ſchwieg. / Und als über den Jagdplätzen der volle Sommer aufzog mit blauem Himmel, vieler Beute, Lärm und Geſang überall, und nichts Ungewöhnliches ſich ereignete, da vergaß ſie ihre Furcht. / In einer Nacht aber, als alle ſchliefen und keine Wachtpoſten ausgeſtellt waren, da ſchlichen die Feinde in einem

lautloſen Kreis rund um das Lager heran. Nicht am Tage traute Tirlta ſich, im Schatten der Nacht kam er feige, um zu töten die junge Frau, die ihm davon war, den Jüngling, der ſie geraubt hatte, ihr Kind und alle, die die Flüchtigen in ihre Hütten aufgenommen hatten. Darum hatte er ſo lange gewartet und alle in Sicherheit gewiegt, um nun unvermutet aus dem Wald zu brechen. / Lautlos krochen ſie heran, die Männer, bemalt und bewaffnet. Sogar den Kopf duckten ſie ins Gras, um nicht durch das Keuchen ihres Atems ſich zu verraten. / Purleemils Söhnchen ſchrie im Schlaf auf. Die Mutter ſang ihn leiſe wieder ein und ſchlang ihre Arme ganz um ihn. Ein Hund heulte. Wimbakobolo richtete ſich jäh auf. / Im ſelben Augenblick traf ihn der tödliche Schlag Tirltas. Alle wurden getötet im Lager. Nur wenige fanden Zeit, ſich zu wehren. Purleemil, ſtumm vor Entſetzen, entwand Tirlta den Speer, mit dem er das Söhnchen durchbohrt hatte, und ſtieß ſich die Spitze ins eigene Herz. So, feſt verbunden mit dem Sohn, warf ſie ſich über den Leichnam des Gatten hin. Das Blut aller drei floß an der Erde zuſammen. / Tirtla ließ die Erſchlagenen den Krähen und kehrte mit ſeinem Stamm zurück nach Hauſe. / Im nächſten Sommer wollten ſie auf den Jagdplätzen ihrer toten Feinde jagen. Da ſahen ſie zu ihrem Staunen das ganze Feld bedeckt mit einer Blume, die ſie nie vorher geſehen hatten, rot wie Blut und ſo dicht hinwachſend, daß man das Feld nicht betreten konnte. / Als ſie noch erſchreckt über das Wunder da ſtanden, blitzte aus dem blauen Himmel ein rieſiger Speer herab und traf Tirlta ins Herz.

Die Zwillinge

Telasco und Kusco, die Söhne des Königs, Zwillinge, die beide gleich ſchlank, gleich kühn, gleich zart und edel waren, die ſich beide ſo liebten, daß keiner in einem Zimmer ſein konnte, worin der andere nicht war, die im ſelben Bett ſchliefen und von demſelben goldnen Teller aßen, die, ein Wunder! immer ſogar denſelben Gedanken dachten — wer ſollte König ſein? Der Vater war geſtorben, ohne eine Wahl haben treffen zu können. „Der Sonnengott wird entſcheiden!“ waren ſeine letzten Worte. / Scheiterhaufen wurden aufgerichtet, für jeden der Zwillinge einer. Die Menſchen, ſoweit das Auge ſah, lagen auf den Knien und beteten zur Sonne empor. Aber die Sonne ſandte keinen Brand, zündete keinen an. / Da berieten die Prieſter aufs neue. Sie beſchloſſen, Aztalpa ſolle entſcheiden, Aztalpa, die ſchöne, die Prinzeſſin. Wen ſie wähle, der ſolle ihre Hand erhalten und mit ihr den goldenen Thron der Väter beſteigen. Aber Aztalpa begann zu weinen. Sie floh in den Wald mit ihren Freundinnen und ſaß da, ohne zu ſprechen. Denn ſie liebte beide Brüder gleich, ſie vermochte nicht zu wählen. / Die Prieſter berieten zum dritten Mal. Nun ſollte wieder Gott entſcheiden. Wer von den Brüdern am nächſten Morgen das erſte Reh mit dem Pfeil ſchieße, der

ſollte König werden. Telasco gab man rote Pfeile, Kusco blaue. Als der Morgen kam, lagen beide Brüder im Wald. Das erſte Reh nahte. Beide ſchoſſen. Beide fehlten, weitab fand man beider Pfeile. / Da mußten ſie einen Eid ſchwören vor allem Volk, daß ſie am nächſten Morgen nicht wieder abſichtlich fehlen wollten. Und wirklich, diesmal trafen beide. Aber es zeigte ſich, daß Telasco mit Kuscos und Kusco mit Telascos Pfeilen geſchoſſen hatte. / Jetzt fand der höchſte Prieſter den letzten Ausweg: Aztalpa zu töten. Dann könne ſie von oben beiden gleich nahe ſein und Gott durch Bitten erweichen, daß er ein Urteil ſende. Das Volk, die Brüder, Aztalpa ſelbſt ſtimmten zu. / Als aber der Morgen der Opferung gekommen war, da warf ſich Aztalpa vor Telasco auf die Knie und rief: „Laß mich den Tod empfangen von Kuscos Hand!“ / Telasco, ſie aufrichtend, rief: „Aztalpa, jetzt haſt du gewählt!“ und führte ſie ſeinem Bruder zu. Das Volk kniete vor Kusco. Die Inſtrumente ſpielten, die Chöre ſangen. Als man ſich zum Zuge ordnete und ſich nach Telasco umſah, war er verſchwunden. Und nie iſt er wieder zum Vorſchein gekommen.

Die aufrühreriſchen Frauen

To-eyza, die Frau des Häuptlings, hatte, wenn ihr Mann mit den andern Männern auf der Jagd war, einen fremden Mann bei ſich in der Hütte. Über den Fluß kam er geſchwommen, gehörte einem andern Stamme, war größer, brauner und leidenſchaftlicher als die Männer ihres Stammes. Dem Häuptling wurde die Sache verraten. Er wütete gegen die Frau, trat ſie mit dem Fuß, nahm einen Feuerbrand vom Herd und warf ihn der Frau ins Geſicht. Aber To-eyza zeigte weder Furcht noch Scham noch Reue. Stolzer als der Mann hielt ſie den Kopf im Nacken. / Sie ging an den Badeſtrand der Frauen. Aber ſie badete nicht. Während die andern im Waſſer lärmten und ſangen, ſaß ſie am Sandufer im Schatten einer Palme, ſtierte vor ſich hin und bewegte ſich nicht, als lebe ſie nicht mehr. Als die Frauen ſich, um ihr Haar zu trocknen, in die Sonne legten, öffnete To-eyza den Mund und begann: „Was ſind das doch für dumme Frauen, die die Ehe für einen Schutz halten! Ich halte ſie für eine niederträchtige Gefangenſchaft. Lieber tot, als auf dieſe Weiſe einem Mann angehören. Haben wir ihn uns ausgewählt? Nein, wir wurden ihm von den Eltern verkauft. Was hat das mit Liebe zu tun? Dafür aber müſſen wir arbeiten, heute und morgen, dieſes Jahr und

nächstes Jahr, bis wir so alt und schwach geworden sind, daß wir uns zum Sterben hinstrecken und kein Fußtritt uns mehr an die Arbeit treibt. Sind wir dafür geboren? Seht, dort drüben am andern Ufer der Große, herrlich Braune! Er wartet auf mein Zeichen, daß er herüberschwimmen soll. Solche Männer sind es, die uns Freude geben können und uns frei machen werden." / Der Häuptling hatte Männer hinter den Bäumen versteckt, die alles hörten. Die Frauen gingen auf das Feld, der Häuptling aber kam und verbarg sich mit allen Männern des Dorfs hinter den Büschen. Die Pfeile wurden auf die Bogen gelegt, der Häuptling gab das Zeichen, der Mann des fremden Stammes warf sich in das Wasser, und mit starken Stößen schnitt er einen geraden Weg durch die wilde Strömung. In der Mitte des Flusses traf ihn der Pfeil des Häuptlings in die Stirn. Alle Männer stürzten ins Wasser und schwammen zu dem Getroffenen hin. Sie erschlugen den Sterbenden mit den Rückseiten der Fäuste und schleppten den Leichnam in die Hütte der Frauen. Dort hängten sie ihn unter lautem Gelächter mit dem Kopf nach unten auf. / Die Frauen kamen vom Feld, jede mit ihrer Last auf dem Kopf, eine hinter der andern. Sie schrien auf und liefen durcheinander, als sie sahen, was da zu sehen war. Als letzte trat To-eyza ein. Blut fiel auf ihre Hand. Aber nichts zuckte in ihrem Gesicht. Noch stolzer streckte sie den Rücken, hoch warf sie den Kopf, stolz und herrlich stand sie da. Die Männer, und selbst der Häuptling, vergaßen ihren Hohn und mußten bewundernd auf sie hinsehn. / „Wir feiern heute

nacht ein Feſt", ſagte der Häuptling, „bereitet ſofort zu eſſen und zu trinken." „Gut," ſagte To-eyza, „wir fangen ſofort an, alles herzurichten. Wir werden mit euch tanzen in dieſer Nacht." Die Männer gingen. Da brach es aus To-eyzas Munde wie Feuer. „Rache! Uns allen iſt grauſamſter Hohn angetan. Tut alles, was ich ſage. Ich führe euch an. In dieſer Nacht werden wir befreit werden." / In Reihen ſaßen alle und tranken. Lieder wurden geſungen. Und immer noch mehr zu trinken begehrten die, die ohnehin ſchon berauſcht dalagen. Da reichte jede Frau ihrem Mann demütig und heiter den Trank, der der letzte ſein ſollte: Gift war beigemiſcht, To-eyza hatte es angeordnet. Bald ſchrien ſie auf und drehten ſich im Todeskampf. Aber alle fielen hin, da lagen ſie, die Geſichter verzerrt, die Augen weit offen, und rührten ſich nicht mehr. / „Freude! Freude!" rief To-eyza, „jetzt ſind wir frei. Jetzt iſt da niemand mehr, der uns ſchlägt und zur Arbeit treibt, während er faul in der Hütte liegt. So ſoll es bleiben. Wir werden für immer frei ſein, wenn ihr mir folgt!" / Einige Frauen waren heimlich mit Knaben geflohen, die andern aber tanzten in der Nacht, traten die Leichen der Männer mit Füßen, riefen ihnen Hohnworte zu und weinten dazwiſchen laut auf wie Irrſinnige. / Am Morgen ſchritt der Zug der Frauen davon. Eine ging hinter der andern, die ſchlanke To-eyza voran. Sie trugen Lebensmittel und Waffen für eine lange Wanderung. Kein Knabe durfte mit, aber an den Händen der Frauen gingen die kleinen Mädchen mit doppelt raſchen Schritten, daß ſie beiblieben. Manchmal gab es einen Kampf mit wilden Tieren, manchmal

mußten ſie fliehen oder ſich verbergen. Viele fremde Frauen kamen und ſchloſſen ſich dem Zug an. „Habt ihr Knaben,“ ſagte To-eyza, „ſo müßt ihr mit ihnen hier zurückbleiben, wir können euch nicht aufnehmen. Aber wenn ihr nur Töchter habt, willkommen!“ So wurde der Zug immer größer, ein Wahnſinn hatte tageweit alle Gegenden erfaßt. Es kamen Frauen aus Dörfern ſo entlegen, daß man nicht begreifen konnte, wie das Gerücht von der Sache zu ihnen gedrungen war. / Aber die Männer aus dem Nachbardorf hatten die Leichen der Vergifteten gefunden. Sie machten ſich mit Waffen daran, die Frauen zu verfolgen. Alle Männer, deren Frauen geflohen waren, ſchloſſen ſich ihnen an. Sie umſchlichen in den Nächten das Lager der Frauen. Aber die Frauen, die es ihnen gelang, zu fangen, gaben ſich lieber freiwillig den Tod. Dann verbargen ſich Frauen hinter den Büſchen und ſchoſſen mit Pfeilen. Die Beſten der Männer fielen. Die lebenden Männer gerieten in Wut und töteten die beſten der Weiber. Endlich aber ſagten ſie: „Was nützt uns das alles? Was ſollen wir mit Frauen, für die wir doch Feinde bleiben? Alſo laßt ſie ziehen, wohin ſie wollen!“ / So zogen die Frauen weiter, bis ſie in ein einſames Tal kamen. Hier bauten ſie Hütten, ſchlugen Teile des Waldes ab, legten Felder an. Auch ein Fluß war da zum Waſchen und Baden. To-eyza wurde von allen zur Königin erwählt. In Frieden und Heiterkeit lebten ſie da, ihre hellen Geſänge drangen weit durch den Wald. Jung blieben ſie und die Mütter ſprangen im Tanz ſo geſchmeidig und anmutig wie die Töchter. To-eyza aber erließ ein einziges Geſetz. Das lautete ſo: „Willkommen

der Mann, der als Wanderer zu uns kommt und Herberge und Liebe will für eine Nacht. Aber keiner darf bei uns bleiben. Wenn wir Söhne gebären, ſchicken wir ſie fort zu den Menſchen, unten denen wir früher lebten. Aber Töchter werden wir mit Freuden unter uns groß werden laſſen, damit ſie einſt unſere Nachfolgerinnen werden." / Lange Zeit iſt ſeither vergangen. Viele Geſchlechter ſind geboren und geſtorben. Aber in jenem Tal wohnt immer noch das glückliche Geſchlecht der befreiten Frauen. Wenn man es nur zu finden wüßte!

Die Hochzeit mit der Äffin

Ein Mann, dem ſeine Frau geſtorben war und der allein in ſeiner Hütte lebte, fing einmal eine Äffin. Er nahm ſie mit nach Haus, ſuchte ihr immer reichlich Futter, hielt ſie eingeſperrt oder, wenn er ins Feld zur Arbeit mußte, nahm er ſie an einem Strick mit. Bald war die Äffin ſo zahm, daß ſie dem Mann ohne Strick folgte, daß ſie, wenn er ſich ſetzte, ſich neben ihn ſetzte und ſich die Läuſe ſuchen ließ. Sie ſchlief vor dem Lager des Mannes, ſtand am Morgen mit ihm auf und guckte ihm alle ſeine Tätigkeiten ab. Sie lernte Feuer machen, ſie lernte Kaſſawa kochen. So konnte der Mann bald allein ins Feld gehn, und die Äffin führte ihm den Haushalt wie eine richtige Frau. / Aber, was der Mann nicht wußte, war, daß ſie nach dem Fortgang des Mannes alles hervorſuchte, was an Perlen und anderm Schmuck in der Hütte zu finden war. Daraus machte ſie ſich Hals- und Armketten und eine kleine zierliche Schürze, die ihr vorne von den Hüften herunterhing — ſo wie ſie es, durch die Spalten der Hütte lugend, bei den Frauen des Dorfes ſah. / Einmal kam der Mann früher nach Hauſe und fand die Äffin ſo geſchmückt. Da gefiel ſie ihm ſo, daß er ſie gleich ergriff und zu ſeiner Frau machen wollte. Sie ſprang weg, er

fing ſie. Sie kratzte und biß, aber er ließ nicht los. Da ſie auch ſeine Sprache gelernt hatte, ſagte ſie: „Nein, ich kann deine Frau nicht ſein.“ „Aber du gefällſt mir ſo,“ ſagte der Mann. „Ach, du würdeſt mich in drei Monaten ſchon ſchlagen und Äffin zu mir ſagen.“ „Nein, gewiß nicht. Ich werde dich lieben, als ob du eine richtige Menſchenfrau wäreſt.“ Da glaubte ſie ihm und fügte ſich. / Sie lebten, zum Staunen der Dorfleute, wirklich gut zuſammen. Nie hörte man einen Streit. Und die Frauen des Dorfs hörten ſchon auf, die Äffin zu verſpotten und ihr Steine nachzuwerfen. Selbſt die Kinder im Dorf fingen an, die Äffin wie eine wirkliche Menſchenfrau zu achten. Als die Zeit gekommen war, gebar die Äffin einen Knaben, der die Haut eines Menſchen hatte und deſſen Zähne nur ſchneller wuchſen und ſtärker wurden als bei einem Menſchenknaben. / Da aber fing das Leiden der Äffin an. Der Mann ſchlug ſie. Er nannte ſie Äffin. Er warf alle möglichen Gegenſtände nach ihr. Sie antwortete nicht. Sie wehrte ſich nicht. Sie wurde ganz demütig und hielt ſich immer in den dunklen Winkeln der Hütte auf, wo ſie dem Mann nicht ſo unter Augen war. Er aber ließ ſie immer allein in der Hütte, nahm den Knaben auf den Arm, wenn er ins Feld ging, ſtreichelte nur noch den Knaben, ſprach nur noch mit dem Knaben. / Einmal war die Äffin noch demütiger als ſonſt und ſagte, ſie wolle den Knaben zum Baden führen. Der Mann ſagte Ja, da er gerade eine Arbeit zu tun hatte, bei der er den Knaben nicht gebrauchen konnte. Die Äffin aber ging mit dem Knaben ſtatt an den Badeplatz in den Wald. Ganz tief in den

Wald ging ſie, ſo tief, daß ſie keinen Laut mehr vom Dorf herüberhörte. Da warf ſie ihren Stock fort, mit dem ſie bisher immer aufrecht gegangen war, und verſuchte wieder wie früher auf allen vieren vorwärtszukommen. Als ſie das wieder gelernt hatte, fing ſie an, ſich vorſichtig von Aſt zu Aſt in den Bäumen zu ſchwingen, bis ſie auch das mit der alten Fertigkeit verſtand. Und geſchickter, als ein Menſchenknabe das vermocht hätte, fing auch der Knabe ſchon an, die Bewegungen der Mutter nachzumachen, und ſchwang ſich mit ihr in großen Bögen durch die Bäume. / Der Mann kam ſchwerbeladen vom Feld nach Haus. Er fand das Mittageſſen noch nicht hergerichtet, die Feuerſtelle war noch kalt. Er ging zum Badeplatz. Da hörte er von Kindern, daß die Äffin mit dem Knaben in den Wald ſei. Er ging den Spuren nach und hörte bald das Geräuſch der ergriffenen und zurückſchnellenden Zweige. Er ſah über ſich und entdeckte Mutter und Kind. „Was ſoll das?“ rief er in die Höhe, „komm nach Hauſe und bereite das Mittageſſen!“ Aber die Äffin hörte nicht auf ſeine Worte, ſchwang ſich immer weiter. Der Knabe ſchwang ſich mit. Drunter her an der Erde ſchreiend immer der Vater. Der Knabe hatte Mitleid und warf ihm Spinnen zum Eſſen herunter. Da geriet der Vater in Wut. „Das iſt für Affen, aber nicht für Menſchen!“ ſchrie er und zertrat die Spinnen. / Endlich hatte die Äffin mit dem Knaben die letzten Bäume am Fluß erreicht. „Komm nach Haus!“ ſchrie der Mann wieder, ganz von Schweiß bedeckt und außer Atem. „Nein,“ ſagte die Äffin, „du haſt mich genug geſchlagen. Jetzt will ich zu meinen Leuten

zurück.“ Sie rief und rief, bis ihr ganzer Stamm am andern Ufer in den Bäumen verſammelt war. Aber der Fluß war zu breit, ſie konnte ſich nicht hinüberſchwingen. Da kam ein mächtiger Wind. Die Bäume des andern Ufers neigten ſich ſo weit heran, daß die Äffin, mit ihrem Knaben im Arm, den Sprung wagen konnte. Und ſiehe, der Sprung gelang. Sie war auf den Bäumen der andern Seite unter den Ihrigen. / Der Vater lief am Ufer entlang und weinte laut. Aber aus dem Geſchnatter der tauſend Affen war nur einmal das dünne Stimmchen ſeines Knaben zu vernehmen. „Lebe wohl, Vater, ich gehe fort!“ rief er. Der Mann ging nach Hauſe und zerſchlug und zerſchnitt alles, was der Frau gehört hatte: ihre Hängematte, ihren Schmuck, ihre Töpfe. Aber in der Nacht hörte man ihn wieder am Fluß ſtehn und umſonſt rufen.

Die Frau und der Panter

Eine Frau, die täglich aufs Feld ging, fand dort einmal einen Panter. Ehe sie flüchten konnte, hörte sie sich mit menschlicher Stimme anrufen. Sie blieb stehen, und der Panter näherte sich ihr freundschaftlich, ging bei der Arbeit neben ihr her und sagte ihr Schmeicheleien über ihr dickes Haar, über ihre aufrechten Brüste, über ihre sehnigen Beine. / Täglich kam der Panter aufs Feld, und die Frau ging öfter dorthin, als die Arbeit nötig gemacht hätte. Sie strich mit der Hand dem Panter über den langen, geschmeidigen Rücken, sah in die gläsernen Kugeln seiner Augen, und ihre Augen, obwohl sie erst lachten, wurden bald erregt und konnten von den Augen des Panters, als ob sie verzaubert wären, nicht mehr los. „Komm," sagte der Panter einstmals, „komm mit mir in mein Reich, weit von hier, da, wo die Erde mit dem Himmel zusammentrifft. Da herrsche ich, da sollst du meine Frau sein." „Nein," sagte die Frau, „was würde es mir nützen, mit dir zu fliehen: Du kennst meinen Gatten nicht. Der tapferste von allen. Er würde uns einholen und dich und mich dazu erschlagen." „Mit der Axt:" sagte der Panter, „kannst du nicht auch die Axt heben und zuschlagen:" Die Frau erschrak und antwortete nicht. Sie blieb stumm und ging

bald von dem Panter fort und nach Hauſe. Umſonſt rief er hinter ihr her. / Bald darauf ſagte der Mann zur Frau: „Komm mit in den Wald! Die Abakate-Früchte ſind reif.“ „Ja, ich komme“, antwortete die Frau. Aber nachdem ſie das Feuer gelöſcht und ſich hergerichtet hatte, griff ſie plötzlich zur Axt, um ſie mitzunehmen. „Warum nimmſt du die Axt mit?“ fragte der Mann. Die Frau wurde verlegen und wandte ſich ab, ſie war ſelber verwundert, warum ſie da die Axt in die Hand genommen hatte. „Während du auf den Bäumen biſt“, ſagte ſie, „kann ich doch trockenes Holz ſammeln.“ „Komm endlich“, rief der Mann, „daß nicht der Tag vorbeigeht, ehe du fertig biſt! Daß ihr Frauen doch immer ſo lange braucht!“ / Da fühlte ſie Zorn in ſich hochſteigen über die Scheltworte ihres Mannes. Stumm ging ſie neben ihm her. Ihr Herz klopfte ſchnell. „Warum klopft mein Herz ſo ſchnell?“ dachte ſie, „iſt es wegen der Scheltworte?“ Sie kamen in die Pflanzung. Alle Bäume hingen voll reifer Früchte. Der Mann jubelte und aß unabläſſig davon wie ein Kind. Die ganze Erde lag ſchon voll von den Früchten, die er hinuntergeworfen hatte. Und immer noch hatte er nicht genug, immer noch mußte er auf noch einen Baum klettern. / Plötzlich hob die Frau die Axt und traf ihren Mann. Von hinten traf ſie ihn, tief in den Schenkel traf ſie ihn. Wie eine Frucht fiel der Mann vom Baum, lag hilflos auf den Ellenbogen im Gras und ſah entſetzt und tiefſchmerzlich auf ſeine Frau hin. „Habe ich lange gebraucht?“ rief die Frau und ſprang davon, ohne ſich umzuſehn. / Der Mann lag allein da. Mühſam

drehte er ſich auf den Rücken, ſo daß er in den Himmel über ſich ſehen konnte. So dachte er, ſterben zu müſſen. Aber da trat eine Träne aus ſeinem Auge hervor, ſie blieb auf ſeinem unteren Augenlid hängen. Ein Windzug wehte, nahm die Träne und hob ſie in die Luft. Und während ſie ſich in die Luft hob, wurde ein kleiner, funkelnder Vogel daraus. Immer über dem Mann flatterte der Vogel, und je nachdem er ſich drehte, zeigte er alle Farben: rot und blau und grün. „Vogel," ſagte der Mann, „fliege ſchnell zu meiner Mutter und rufe meinen Namen." / Der Vogel verſtand die Worte und flog hin zur Hütte. Er ſetzte ſich auf das Dach über die Tür und rief und rief: „Serikoai! Serikoai!" Die Mutter legte ihre Arbeit beiſeite und kam heraus. „Was iſt das?" ſagte ſie, „warum ſitzt du da? Warum rufſt du den Namen meines Sohnes?" Der Vogel flog weg, kehrte wieder, flog weg, kehrte wieder. Da folgte ihm die Mutter. Durch den ganzen Wald, bis in die Pflanzung. Sie vermochte kaum ſo ſchnell zu laufen und ſtürzte oft hin, denn ſie war ſchon alt. Aber, obwohl ſie von Schmutz bedeckt war und überall blutete, blieb ſie dicht hinter dem Vogel. / Endlich fand ſie ihren Sohn daliegen. Das Blut, das aus ſeinem Bein ſtrömte, hatte weithin das Gras gefärbt. Die Mutter ſprach Sprüche über der Wunde, ſie ſuchte heilende Kräuter — und ſiehe, das Blut hörte auf zu fließen. Sie faßte den Sohn unter beide Arme und ſchleppte ihn ſo hinter ſich her nach Hauſe. / Das dauerte nur eine oder zwei Wochen, da ging der Mann wieder in das Feld. Er ging nur noch mit einem Bein und einem Stabe, aber ganz

ſchnell kam er dennoch weiter. Er war mit Lebensmitteln ausgerüſtet für lange Wanderung und trug ſchwere Waffen bei ſich. Er trat in den Wald und ſuchte nach den Spuren. Der Regen hatte ſie ausgewiſcht. Aber er fand hier und dort und wieder hier und wieder dort die Schalen von Abakate-Früchten, die die Fliehende von ſich geworfen hatte. Nach zwei Tagen kam er an friſche Spur. Da ſah er, daß ihre Spur immer neben der Spur eines Panters herging. Endlich ſah er die beiden. Er ſah, wie die Frau ermüdet ſich auf den Panter geſetzt hatte und ſeinen Hals ſtreichelte, während er mit ihr daherſchritt. Fröhlich ſprachen ſie zuſammen und ihr helles Gelächter drang durch den Wald. / Serikoai kniete hin, ſtützte den Bogen an die Erde, legte einen Pfeil auf und zielte lange. Dann ſchwirrte der Pfeil ab. Mitten ins Herz traf er den Panter. Serikoai ſtürzte hinzu, ſchnitt dem Untier das Haupt ab, ſchwang das Haupt in der Luft und rief: „Er iſt tot, der dich verzaubert hat! Nun biſt du gerettet, nun kehre zurück mit mir!“ / Er zerſchnitt und räucherte im Feuer des Panters Fleiſch. Als er einmal aufblickte, ſah er ſein Weib über das Feld dahinfliehen. Hinter ihr her als ein Schatten der Panter. Der Mann ließ Bogen und Pfeile liegen und ſtürzte hinter den beiden her. Näher und näher kamen die Verfolgten und der Verfolger dem Rand der Erde. Jetzt ſtand die Frau hier am unendlichen Abgrund. Ohne Beſinnen ſprang ſie von der Erde weg, in den blauen Himmel hinein. Der Schatten des Panters ihr nach. Beiden nach im Zorn der Mann. / Heute noch fliehen und verfolgen ſich die drei, immer dicht

hintereinander. Und werden ſich fliehen und verfolgen in Ewigkeit. Abends, wenn die Sterne an den Himmel treten, kannſt du ſie ſehen: Wawweya, die Frau, ein dichter Haufen von Sternen, hinter ihr das blutunterlaufene Auge des Panters — Aldebaran nennen die Europäer den Stern — und hinter beiden die hohe Geſtalt Serikoais mit dem einen Bein — Orion nennen die Europäer das Sternbild. Wunderbar gligert der breite Gürtel herunter, den Serikoai immer trug.

Das Sternbild der Sieben

Mann und Frau waren arm und hatten ſieben Kinder, Knaben und Mädchen. Vom Morgen bis in die Nacht ſchrien die Kinder: „Vater! Mutter! Ich habe Hunger! Ich will etwas zu eſſen haben!“ Der Vater ging oft in den Wald, um nicht das Geſchrei der Kinder zu hören. Aber die Mutter mußte zu Hauſe bleiben, und ſo hatte ſie immer die Kinder um ſich, die ihr bei jedem Schritt folgten und ihr die Ohren vollſchrien. / Einmal machten ſie mehr Lärm als je. „Ach, Kinder,“ rief die Mutter, „ich habe euch doch grade gegeben. Jetzt iſt es genug!“ „Ich habe Hunger, gib mir etwas zu eſſen“, ſchrien die Kinder und hingen ſich an ſie an, daß ſie nicht einmal ausſchreiten konnte. Da ſchleuderte die Mutter die Kinder von ſich, daß ſie an die Erde hinſtürzten, und ſchrie, mit Schaum vor dem Munde: „Ihr Freßſäcke!“ / Da ſetzten ſich die Kinder hinter die Hütte ins Gras. Der Magen tat ihnen weh vor Hunger. Sie ſahen in der Ferne die andern Kinder des Dorfes ſpielen und ſich dabei Brot und Fleiſchſtücke in den Mund ſchieben. Der älteſte Bruder ſagte: „Meine Brüderchen und Schweſterchen, wir wollen zum Himmel hinauf und Sterne werden.“ Er faßte die Geſchwiſter, die ihm zunächſt ſaßen, unter ſeine Arme und alle nahmen ſich bei den

Armen und ſie tanzten im Kreiſe und ſangen: „Zum Himmel! Sterne werden! Zum Himmel! Sterne werden!“ / Im Tanz hoben ſie ſich in die Luft, immer höher. Schon ſchwebten ſie über den Bäumen. Die Mutter kam aus dem Haus, hörte den Sang in der Luft und ſah hinauf. „Ach, meine Kinder,“ rief ſie entſetzt, „wohin geht ihr?“ Die Kinder tanzten und ſangen und hoben ſich immer höher, ihre Stimmen klangen ſchon ganz fern und wie Silber. Die Mutter lief ins Haus zurück und brachte den Kinnbacken eines Tapirs vom Feuer. „Hier, hier!“ rief ſie, „hier, Kinder, habt ihr zu eſſen!“ Sie hob den Kopf ſo hoch, daß ihr die Kehle ſchmerzte wie zerſchnitten und ihr die Stimme zerbrach. Aber der älteſte Knabe rief hinunter: „Umſonſt, Mutter! Wir gehn zum Himmel. Wir wollen Sterne werden!“ / Tanzend ſchwebten ſie immer höher, bis die Mutter und die Leute des Dorfs, die zuſammenliefen, ſie nicht mehr erkennen konnten. Am Abend aber leuchteten ſieben Sterne am Himmel, dicht aneinandergedrängt. Die Europäer nennen ſie die Plejaden.

Nachwort

Bei dieſen Nacherzählungen war Treue gegen das Seeliſche erſtes Geſetz. Dadurch iſt einiges mehr um- als nacherzählt. In jedem Falle iſt alles leer oder kriegeriſch Abenteuerliche entfernt, faſt alles Dreigeſtaffelte auf die einfache Wurzel zurückgebracht: jenes hat ſich wie ein Moloch über alle Märchen geſtürzt und ſich oft in die zarteſten hineingefreſſen, dieſes belaſtet meiſt genügend Klares unnötig. Auch iſt es ein Irrtum, anzunehmen, der durch Zufälligkeiten der Überlieferung entſtandene Text ſei nun auch immer der richtige. Die Großmutter, die erzählt, kann ſich irren, und irrte ſich. Jeder Aufſchreiber kann nur annähernd Letztgültiges geben. Es gilt für den Nacherzähler, durch Hinzugetanes bis zum urſprünglichen Kern vorzudringen. Manchmal auch iſt ein Märchen nicht fertig gedichtet. Ein zufälliger, in Verlegenheit anderswoher genommener oder gar verwechſelter Schluß ſteht da, der den Faden des Anfangs nicht zum Ende bringt. Dann gälte es, vorſichtig und mit nachtaſtendem Gefühl dem richtigen Schluß nachzuſpüren. / Das Märchen iſt ein wenig in die Hände der Wiſſenſchaft gefallen. Es ſieht dem Volk der Deutſchen ähnlich, daß es, wie von allem, ſelbſt vom Märchen belehrt ſein will, daß es an Wiſſen zunehmen will, ſtatt an Erregung und Beglückung des Gefühls — Dinge, die es nur von der Muſik anzunehmen bereit ſcheint. Hier iſt, gegenſätzlich, alles betont

Ethnographiſche fortgelaſſen. Die Seele des Negers iſt die unſere. Nur das Koſtüm iſt anders, und darauf kommt wenig an. / Die deutſchen Märchen zeichnen ſich aus durch Kraft des Einfalls und Anmut. Die ruſſiſchen durch verſchlagenen Humor, die ſerbiſchen durch unirdiſche Güte. Aber da ſind manche, zumal der „wilden“ Völker, die in die Urzeit der Menſchwerdung, ja der Erdwerdung zurückführen, als die Grenzen von Land und Waſſer noch nicht feſtlagen, als Tier und Menſch noch vermiſcht lebten. Wir ſpüren hier den Herzſchlag unſerer Urväter deutlicher und gewaltiger als ſonſt — und das ſcheinen mir die beglückendſten Märchen. / Wo es ging, wurde die Originalſprache zugrunde gelegt. Sonſt meiſt die Vermittlung des Engliſchen in Anſpruch genommen.

a

834Sch4
OGar

DEC 1 5 1969

Digitized by Google

a

834Sch4
OGar

DEC 15 1968

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils
834Sch4 OGar
Schmidtbonn, Wilhelm August, 1876-1952.
Garten der erde.
3 1951 001 603 394 1